Wilhelm Ludwig Wekhrlin.

Wilhelm Ludwig Wekhrlin.

Leben

und Auswahl seiner Schriften.

Zur

Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Von

Dr. Friedrich W. Ebeling,
Archivrath.

Berlin.
Verlag von Hermann J. Köppen.
1869.

Herrn

Cäsar Dietrich von Witzleben,

Königl. Sächsischem Regierungsrathe, Ritter ꝛc.

als ein Zeichen

dankbarer Ergebenheit.

Vorwort.

Bei der Bearbeitung des vorliegenden Buches bin ich erstlich durch eine Anzahl eigenhändiger Briefe an und von Wekhrlin nebst andern Papieren desselben, literarischen Inhalts, begünstigt worden. Wichtiger aber war die Erlangung des ziemlich vollständigen Handexemplars seiner periodischen Schriften, ohne welches die Vornahme einer Auswahl derselben sehr unzuverlässig hätte ausfallen müssen. Denn während unser Autor in den sogenannten „Chronologen" und besonders im „Grauen Ungeheuer" die eigenen und fremden Beiträge kennzeichnete, hat er dies in den „Hyperboreischen Briefen" und „Paragraphen" gänzlich unterlassen, so daß selbst die mühsamsten Untersuchungen nicht zu völlig zweifelloser und erschöpfender Scheidung geführt haben würden, zumal gewisse seiner Stileigenthümlichkeiten in den beiden letztgenannten Veröffentlichungen höchst selten zu Tage treten. Und so ist es jedenfalls auch zu erklären, daß das von Johannes von Müller zuerst geäußerte Verlangen nach einer kritischen Auswahl seiner Werke zwar fort und fort von Andern wiederholt, in-

deß von Niemand befriedigt worden ist.*) In seinem Handexemplare dagegen hat Wekhrlin jeden eigenen Aufsatz am Schlusse durch die Randbemerkung: „Mein" von den ihm zugesandten unterschieden. Doch verfuhr er selbst hier noch mit so großer Discretion, daß er jedwede Angabe der Urheberschaft fremder Beiträge mied; und es würde ohne die mir zur Einsicht verstatteten Briefe und anderweitigen handschriftlichen Vermerkungen unmöglich gewesen sein, so viele Anonymitäten zu lüften, wie im Folgenden geschehen. Nun aber stellte sich auch heraus, daß einige wenige Artikel, die als Beiträge Ungenannter figuriren, Wekhrlin's Autorschaft zufallen: ein sicher unabsichtliches Irreleiten seiner Leser, das nicht ihm, sondern der immensen Schluderei der typographischen Herstellung angerechnet werden muß. Diese wird völlig ersichtlich, wenn man die Menge der vom Herausgeber nachträglich aufgestochenen Druckfehler überblickt. Nicht als Irreleitung, sondern als leicht merkbarer Scherz ist es ferner aufzufassen, daß er sich

*) Es ist vielleicht nicht ganz überflüssig zu bemerken, daß Karl Julius Weber im Jahre 1822 unter dem Namen „Wekhrlin der Jüngere" ein Büchelchen mit dem Titel „Wekhrlins Geist" veröffentlichte. Bald nach seinem Erscheinen von mehreren Seiten her derb gezüchtigt ist es in der That eine der allerelendesten und schamlosesten Sudeleien, welche sich jemals auf den Markt gewagt haben. Denn was Wekhrlin's Leben betrifft, so bekam man hierin nichts als eine Wiederkäuung dessen, was in den betreffenden Artikeln bei Schlichtegroll, Baur, Jördens und Andern vor ihm enthalten; und was W's Geist genannt ward, bestand nicht etwa in einer kritischen Auswahl der Schriften desselben, sondern in einer kleinen Sammlung bunt durcheinander gewürfelter, zusammenhangsloser und obenein willkürlich zugestutzter Bruchstücke, deren Werthlosigkeit sich dadurch vollendete, daß Weber nicht den mindesten Anhalt zur Unterscheidung dessen besaß, was aus Wekhrlin's, was aus seiner Mitarbeiter Feder hervorgegangen. Ja, er trug kein Bedenken, selbst aus solchen Abschnitten Fetzen herauszuschneiden, welche nicht blos augenscheinlich, sondern auch ausdrücklich als fremden Ursprungs bezeichnet sind. Mit Recht ist daher diese Mache vom großen Publikum vergessen und von allen Literarhistorikern ignorirt worden.

als Autor des „Jesuitenspiegels“ einen Leser der „Chronologen“ nannte.

Das für uns Wesentlichste des Handexemplars aber waren die vielen Umarbeitungen: Verbesserungen, Kürzungen und Zusätze, denen Wekhrlin seine Artikel darin unterworfen. Er selber wollte auf Anregung der Felseckerschen Buchhandlung in Nürnberg gelegentlich eine Auslese seiner Arbeiten veranstalten; und ersehen wir nicht, was er dazu bestimmt haben würde, was überdies nach Ablauf von sieben Jahrzehnten nicht mehr maßgebend sein könnte, so erfahren wir doch, welche Aenderungen dabei benutzt werden sollten. Und wenn vornehmlich auf die Chronologen Herder's Wunsch über die Moserschen Schriften Anwendung finden konnte, daß ein Anderer ihre vortrefflichen Gedanken in eine schöne Form bringen möchte, so überhob er selbst uns einer Mühe, deren Resultate ewig mißlich bleiben, weil sich über die zur Integrität des Verfassers nothwendige Grenze immer rechten läßt. Fehlten uns einige Hefte der hyperboreischen Briefe und einige Bogen der Paragraphen, so war es bei dem gegebenen Anhalte durch die übrigen sorgfältigen Vergleiche, dessen ich mich rühmen darf, doch nicht mehr ungewiß, welche Abschnitte darin Wekhrlinschen Ursprungs und welche Feile daran zu legen. Alle seine Aenderungen konnten freilich nicht als Besserungen begrüßt werden; die Stilistik forderte manche Nachhilfe zur Herstellung einer Einheit; die Orthographie accomodirte ich durchgängig der jetzt üblichen, denn die mehr oder weniger verwilderte Schreibung des 16. bis 18. Jahrhunderts ist aus so unzähligen Druckwerken bekannt, daß jede Getreuheit in diesem Punkte als Pedanterie erscheint. Ebenso bedurften die ursprünglich als Briefe publicirten Stücke ihrer gegenwärtigen Formumbildung, und für einige Piecen wählte ich andere, hoffentlich entsprechendere Ueberschriften. So kündigte Wekhrlin Nr. XI mit dem nichtssagenden: „Aus Paris“ an, weil er sich dort gerade aufhielt; Nr. XVII heißt bei ihm: Nichts als Voltaire;“ XXXIX: ',„Mein Urtheil davon; Nr. XLIII:

„Kantism;“ Nr. LV: „Nicht Metaphysik und doch was Sublimes“ u. dgl. m. Nr. LXXXIX ist für Anekdoten ohne Ueberschriften von uns angenommen worden.

Wekhrlin's Werke umfassen beinahe 900 Bogen. Die Schmächtigkeit unserer Auswahl könnte daher befremden. Allein es muß das Antheil der Mitarbeiter in Anrechnung kommen und in Anschlag gebracht werden, daß die meisten Artikel sich auf Fragen, Vorgänge und Begebenheiten des Tages und Zustände der Zeit beziehen, woran die Gegenwart entweder gar kein oder nur sehr unerhebliches Interesse hat, und lediglich das Interesse der Gegenwart durfte unser Kriterion sein. Allerdings enthalten sie fast ohne Ausnahme sehr lehrreiche Gedanken; doch die Abneigung unserer Tage vor der Lectüre abgezogener Sentenzen, gerechtfertigt durch unverantwortliche Heimsuchung mit solchen, rieth mir eine Sammlung derselben ab. Ich erachtete die Verwendung der wesentlichsten als Material zur Charakteristik ihres Urhebers für zweckmäßiger, und so ergänzt der erste Theil dieses Buchs den zweiten, wie dieser zur Vervollständigung des schriftstellerischen Charakters unseres Fragmentisten dient.

Neben dem Veralteten erscheint dann als unvermeidliche Folge der beispiellosen Schnelligkeit, mit welcher Wekhrlin arbeitete, manches schwache Product, das ebenfalls der Vergessenheit anheimfallen mußte. Möglich, daß Dieser oder Jener auch die Abhandlung „zur Dämonologie“ als wenigstens theilweise veraltet abweisen möchte; allein was Wilhelm von Humboldt selbst von den Gebildetsten seiner Zeit behauptete, daß der Glaube an Geister unter ihnen weit verbreiteter wäre als man ahne, und man nur Scheu trage es laut zu bekennen, gilt noch in unsern Tagen: Erstaunliche Dinge, sogar aus Gelehrtenkreisen, könnten darüber berichtet werden. Und beschwert man nicht noch jetzt die Literatur mit wissenschaftlichen Versuchen zur Begründung eines solchen Glaubens, die freilich höchst unwissenschaftlich sind? So wäre denn die Aufnahme jener Abhandlung durchweg zeitgemäß.

Verschiedenes der Werke unseres Rhaphodisten, wie er sich gern nannte, entzog sich ferner schon bei seinem Erscheinen dem allgemeinen Verständniß. So möchten wol nur Wenige errathen haben, daß — was wir aus seinen Notizen erfahren — der im 21. Stücke des 1. Bandes der hyperboreischen Briefe erwähnte Sultan der Landgraf Ludwig IX. von Hessen und sein Vezir ein General von Schlieffen ist, wenn ich diesen Namen recht lese; daß zum andern „Memnon", der Held des 15—17. Stückes im 4. Bande derselben Briefe der Freiherr von Moser sein soll, dessen Feinde in spöttischer Weise gründlich abgefertigt werden. Inzwischen gehen uns die Aufhellungen über die darin angezogenen Details ab.

Weiter däuchte mir wünschenswerth, Alles bei Seite zu lassen, was sich als blose Uebersetzung erwies. So ist z. B. die Charakteristik Friedrich Wilhelm I. von Preußen den „Souvenirs d'un citoyen" entnommen, und eine große Zahl der aus Linguet's Leben mitgetheilten Züge theils aus dessen Schriften, französischen und englischen Journalen entlehnt. Ich beschränkte mich daher auf diejenigen, welche Wekhrlin aus unmittelbarer Kenntniß wiedergeben konnte. Ueberhaupt ist die Menge des Uebersetzten bedeutend.

Endlich treffen wir unsern Autor auf manchen Wiederholungen. Beispielsweise wird die hier unter LXXXIX aufgenommene Anekdote über Frau von Cavanac an zwei verschiedenen Orten in kürzerer und längerer Fassung erzählt. Ich zog die erstere mit Einfügung einiger Zusätze der andern vor. Ebenso ist der Artikel „Voltaire" zweimal vorhanden. Ich wählte den kürzern, weil der längere nichts Beachtenswerthes enthält.

Gar keine Ausbeute aber gewähren der Gegenwart die Zeitungsanfänge: „Das Felleisen" und „Anspachsche Blätter", und der 1796 zu Altona erschienene sogenannte „Nachlaß, herausgegeben von seinem Erben" ist schon damals als unächt befunden worden.

Dies schien mir die Rechenschaft zu sein, welche ich dem Leser hinsichtlich der Veranstaltung einer Schriftenauswahl vorherschuldete, die sich zweifelsohne als fesselnde Lectüre erweisen wird, wenn es mir auch nicht gelungen wäre, zur Beleuchtung eines der größten Culturförderer Deutschlands beigetragen zu haben, zur Würdigung eines Säemanns für zwei Jahrhunderte, den einige literarischen Todtengräber der Gegenwart im dunkeln Hintergrunde ihrer baufälligen Katakomben beizusetzen beliebten.

Friedrich W. Ebeling.

Inhaltsübersicht.

Zweite Abtheilung.

Zur Theologie, Philosophie und Kosmologie.

Dritte Abtheilung.

Zur Staats-, Gesellschafts- und Menschenkunde.

Vierte Abtheilung.

Fabeln, Allegorien, Erheiterungen, Scherze und kleine Denkwürdigkeiten.

Erstes Buch.

Leben und Charakteristik Wekhrlin's.

I.

Unter den Männern, welche sich in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts durch ihre Anstrengungen für Befreiung des Volkes aus grenzenlos erbärmlichen Zuständen, für seine Bildung, Aufklärung und materielle Wohlfahrt die größten Verdienste erworben haben, werden Justus Möser, Freiherr von Moser, Schubart und Schlözer immer obenan genannt werden. Bedeutender aber nach dem Umfange seiner Thätigkeit in dieser Richtung, nach den Erfolgen derselben, nach dem ungemeinen Aufsehen, das er weit über die Grenzen des deutschen Reiches hinaus erregte, und zugleich eine der psychologisch merkwürdigsten Erscheinungen, wie schon Lichtenberg, Reinhold, Johannes von Müller u. A. befanden: ein Sterblicher, in den — wie der preußische Minister Fürst Hardenberg schrieb und (ohne ihn zu nennen, noch anzudeuten) Ludwig Schubart wiederholte — die Natur Kräfte und Eigenheiten legte, womit ein geistiger Haushalter die dreifache Wirkung hätte hervorbringen können; ein Genie, an welches keiner der Vorgenannten hinanragte, das war der, dessen Leben und Schriften uns hier beschäftigen — Wilhelm Ludwig Wekhrlin.

Doch immerhin die zum Theil wahrscheinlich nie mehr zu überwindenden Schwierigkeiten in Anschlag gebracht, welche sich jedem Versuche einer Biographie des ewig denkwürdigen Todten, jeder erschöpfenden Charakteristik dieser markirten,

so original gebildeten Individualität, daß sie kaum einen Vergleich zuläßt, entgegenstellen; wie unbegreiflich dürftig ist gleichwol das, was sich in verschiedenen zerstreuten Aufsätzen — denn vergebens sehen wir uns nach einer selbständigen Darstellung über ihn um — zur Schilderung seines Lebens und Wirkens vorfindet. Welche Unwahrheit, Verworrenheit und Oberflächlichkeit herrscht in den Mittheilungen der Literarhistoriker über den Mann, der einst, so zu sagen, alle Welt in Spannung hielt, ja wie grundverkehrt sind hie und da die Beiträge zur Kennzeichnung seines literarischen Schaffens! Grobe Unkenntniß und handwerksmäßiger Dilettantismus vornehmlich bemächtigten sich seiner, um ihn als Sternschnuppe im Dunstkreise des Schriftenthums verschwinden zu lassen, ihn, der nach Schlözer's Ausspruch als ein Komet über Deutschland aufstieg. Einigen Ruhm allerdings machte ihm noch Niemand streitig; aber wie weit ist selbst das breiteste Zugeständniß von der hohen Anerkennung entfernt, auf welche er den gerechtesten Anspruch hat, die ihm Jeder zollen muß, der mit genügender Zeitwürdigung unbefangen prüfend an ihn herantritt! Ja, man sei ehrlich, was weiß die Gegenwart überhaupt noch von diesem für Deutschlands Culturförderung so wichtigen Mann? Im Durchschnitt so viel als Nichts! Ist es uns doch sogar begegnet, daß selbst Literarischgebildete im strengern Sinne des Wortes bei Nennung seines Namens sich lediglich seines Ahnherrn, des Poeten Georg Rudolf Wekhrlin, erinnerten.

So dürfte es denn vollkommen gerechtfertigt sein, zur Seite eines ausgiebigern Materials, als es Früheren zu Gebote gestanden, Versäumtes nachzuholen, Verfehltes auszugleichen, langes Unrecht gut zu machen, so viel wir mit Bestand der Ueberzeugungslauterkeit vermögen: vollkommen gerechtfertigt, einen jener Geisteshelden unter den Urnen heraufsteigen zu lassen, von denen ein berühmter französischer Denker sagt, daß sich der Undank der Nachwelt gegen sie fast nur dadurch erkläre, weil sie den Fehler begangen, von der

Mitwelt nichts oder zu wenig für sich selber erstrebt zu haben. Und indem wir den von Johannes von Müller zuerst geäußerten und seitdem von Andern oft wiederholten Wunsch zu erfüllen bemüht waren, „daß es einmal einem Manne gefallen möchte, seine Schriften kritisch zu durchlaufen, von den Schlacken des Tages zu befreien und das Beste daraus für die Nachwelt anzusammeln, denn Manches darin scheine für eine unberechenbare Ferne gedacht und gelehrt," was sogar Gervinus indirect zugestehen mußte, der ihm am wenigsten gerecht zu werden verstand, — indem wir die Erfüllung dieses Wunsches versuchten, drückten wir unserer Aufgabe nicht blos das Siegel einer vollständigen Erfassung auf, sondern liefern damit auch wenigstens eine theilweise Probe der Art ihrer Lösung, sofern uns nicht Alles täuscht.

Forschen wir nun zuvörderst nach seinem persönlichen und gesellschaftlichen Verhalten, so sehen wir gerade darüber die widrigsten Zerrbilder in Umlauf gesetzt, indem man sein, die Barrieren spießbürgerlicher Solidität und socialer Convenienz oft, wirklich guter Sitten jeweilig eclatant überspringendes Leben ohne Rücksicht auf die Eigenartigkeit des Genies beurtheilte. Und es ist sehr begreiflich, daß man einen daraus entspringenden, einseitig moralischen Widerwillen auch des Mannes Leistungen entgelten ließ. Spottsucht, Rachsucht, Trunksucht, Wollust, Cynismus im Aeußern und Innern, frivole Freigeisterei, politische Neuerungssucht — was wäre ihm von den „Dünkelrichtern" und „In effigie-Hängern", welche nach Jean Paul zumeist das Geschäft der geistigen Portraitmalerei treiben, nicht vorgeworfen worden! Wenn er noch einmal in dieses Dasein zurückzukehren vermöchte, könnte er sprechen wie Swift von sich im Tritical Essay upon the faculties of the mind: Ich bin in den Schriften dieser Leute hingestellt mit so vielen Wunden, als ein Aderlaßmann im „hinkenden Boten". Und da er gleich jenem großen englischen Satiriker auf guten Schein so wenig Eifer-

sucht empfand, daß er zur Vermeidung aller ihm gründlich verhaßten Heuchelei lieber einen bösen oder verdächtigen provocirte, so hat sich's mit ihm eben so zugetragen, daß von wenigen Menschen mehr Nachtheiliges nicht allein gesprochen, sondern auch geglaubt worden ist. Seine eigenen Bekenntnisse aber liefern eine hinreichende Handhabe zur Säuberung seines Lebensbildes von den verunstaltenden Farben, welche beschränkte Anschauung, Verleumdung und geistesträge Nachtretung aufgetragen haben.

II.

Wekhrlin wurde nicht, wie Ludwig Schubart in ganz grundloser Eingenommenheit für seine biographischen Brosamen, dann Schlichtegroll, Bocke, Baur, Raßmann und Andere angaben, 1743 oder gar erst 1753, wie die Kanzlei des Cantons Glarus meldete, und auch nicht zu Obereßlingen in Württemberg, sondern am 7. Juli 1739 zu Bothnang unweit Stuttgart geboren, wo sein Vater die Predigerstelle innehatte, welche er drei Jahre später gegen die Pfarrei zu Obereßlingen vertauschte. Um des Knaben auffallend gute Anlagen nicht durch ungeschickte Pädagogen im Keime ersticken oder verkümmern zu lassen, leitete dessen Erziehung der Vater bis zum vollendeten dritten Lustrum selbst, worauf er ihn der Gelehrtenschule zu Stuttgart überwies. Hier weilte er zwei Jahre, um dann nach Tübingen geschickt zu werden und dem elterlichen Willen gemäß die Rechtswissenschaft zu ergreifen, nicht weil man etwa glaubte, daß sie seinem Geiste den weitesten Spielraum eröffnen könnte, sondern weil es damals nichts Bequemeres und Einträglicheres als eine klüglich geführte Procuratur gab, und die Jurisprudenz außerdem eine Leiter war, mittels welcher die bestbesoldeten und einflußreichsten Aemter erreicht wurden. Allein der unwissenschaftliche Schlendrian jener Facultät, „welche durch ihre Rechtsrathschläge Processe verurtheilter Hexen ver-

ewigte, die sogar die Verhandlungen eines Urban Grandier überbieten," widerte Wekhrlin's hellen, beweglichen und vielverlangenden Geist so sehr an, daß er noch vor vollendetem Cursus und nicht achtend des Bruches mit seinem Vater, gegen den er sich unumwunden aussprach, diese Universität, „diese Klopffechterschule der Unwissenheit, welche bis zum Jahre 1774 die Satire der Sachsen und der übrigen deutschen Nationen war," verließ und, von jenem zur Strafe für den bewiesenen Ungehorsam aller Subsistenzmittel beraubt, eine sich zufällig darbietende Hauslehrerstelle in einem adeligen Hause in Straßburg annahm.

Zwei Jahre in dieser Eigenschaft thätig, verwandte er alle freie Zeit zur Befriedigung eines Wissensdurstes, von dem einer seiner Stuttgarter Lehrer gemeint hatte, er sei ein unnatürlicher und — schädlicher. Dann aber riß er sich los aus einer Sphäre, welche ihm laut eigenen Geständnisses mehr und mehr lästig geworden: er ging im Herbst 1763 nach Paris. Und hier entschied sich sein Bildungsgang; hier faßte er, nachdem er schon im Knabenalter seinen Geist „an der Quelle der gallischen Pieriden genährt," jene hervorstechende Liebe zur französischen Literatur, welcher er außer den Geistesthaten der Griechen und Römer nur wenige schriftstellerische Erzeugnisse aller andern Völker ebenbürtig erachtete. Hier studirte er Voltaire, Linguet, Diderot, Montesquieu — in der Folge sein Lieblingsautor, dessen Esprit des loix nie von seinem Pulte kam —, Raynal, Mercier, Montagne, Galiani u. A., die zugleich seinen angeborenen Hang zur Satire höchsten Maßes entwickelten, einen Witz und Humor in ihm reiften, deren Vielseitigkeit, Fülle, Treffung und Tiefe von keinem zeitgenössischen Schriftsteller, Lichtenberg ausgenommen, überboten worden.

Die Informatorstelle in Straßburg hatte ihm jedoch nur wenig erübrigen lassen, so daß er zur Bestreitung der dringendsten Bedürfnisse sich, wie er selbst sagt, zu jedem ihm dargebotenen Dienst und Erwerb bereit zeigen mußte.

Indeß währte es nicht lange, daß er den geringfügigsten Beschäftigungen, z. B. Schreiberdiensten oblag; er fand Gelegenheit Unterricht im Deutschen, Englischen und Italienischen zu ertheilen, und sein Geist und seine persönliche Liebenswürdigkeit führten ihn bald nicht blos in die geachtetsten literarischen Kreise, sondern auch in hocharistokratische Regionen. Ein paar politische Artikel, die wir indeß nicht näher zu bezeichnen vermögen, lenkten sogar die Aufmerksamkeit des Hofes auf ihn. Unter seinen vornehmsten Gönnern in der französischen Hauptstadt führt er namentlich den Prinzen Aloys von Gonzaga-Castiglione an, und unter den Staatsmännern war es kein anderer als der große Choiseul selbst, der sich auf's Lebhafteste für ihn interessirte. Es lag lediglich an Wekhrlin, daß er in Paris nicht für immer Posto faßte.

Indeß weder Noth, welche niemals großen Eindruck auf ihn machte und die er übrigens auch nur kurze Zeit kennen gelernt hatte, noch Veränderungssucht, sondern einzig und allein Sehnsucht nach dem Vaterlande und der Wunsch diesem nützlich zu werden, trieben ihn zur Rückkehr dahin an. Mit dem Titel eines französischen Legationsrathes, den er aber öffentlich seinem Namen nie angehangen, reiste Wekhrlin nach einem neunjährigen Aufenthalte zu Paris, der nur durch eine kurze Anwesenheit in London unterbrochen worden war, im Frühjahr 1772 über die Schweiz und Italien nach Wien, ausgestattet mit dem lebendigsten Geiste, den umfassendsten Kenntnissen und jener Versatilität des persönlichen Benehmens, wie man sie damals nur in der wol ewig ersten Stadt der modernen Welt erwarten konnte. Sein Plan ging dahin, in der österreichischen Metropole eine angesehene Stellung zu erringen und zu dem Zwecke zunächst das Terrain zu sondiren. Es ward ihm auch nicht schwer in den distinguirtesten Cirkeln Zutritt zu erhalten; doch gerade hier stieß er auf so Vieles, was ihn seinen Plan aufgeben hieß und seinen Satyr erweckte, der ihn, den an ein

geistreiches, witziges und ungenirtes Gebahren Gewöhnten, für die Unbehaglichkeit der höfischen Steifheit und pedantischen Etiquette des Adels trösten mußte. Doch wäre es nur dies gewesen. „Ich fand", schrieb er einem Freunde, „kaum ein Dutzend Menschen, welche sich auf die französische Sprache verstanden, ja noch mehr, man sprach nicht einmal deutsch, die hochdeutsche Mundart wurde verachtet. Man hat eine insigne Anekdote von einem jungen Herrn aus einem der ersten Häuser. Sein erlauchter Vater schickte ihn zum Erstaunen der Wiener Welt auf eine sächsische Universität. Voll Grazie und Vollkommenheit kam er nach zwei Jahren zurück. Alles flog ihm entgegen, ihn zu empfangen. Wie sehr erstaunte man aber, als er den Mund öffnete: er sprach eine völlig fremde Sprache. Sein Vater erklärte den versammelten Adligen, es sei hochdeutsch, wie man es zu Leipzig und Berlin rede. Die Gesellschaft verstummte; einige der Damen schmutzten und persiflirten den jungen Grafen, Andere bedauerten ihn, daß er sich so barbarisirt hätte: kurz er war geraume Zeit für Wien eine Fabel. — — Der Adel taugte zu nichts als bei feierlichen Gelegenheiten Espaliers von Perücken zu machen. Der dickste Bauch und das reichste Kleid waren das hauptsächlichste Verdienst. Man brauchte nicht den Mann, nur seinen Namen, sein Ordensband, seine Allongenperücke, seine Equipage. Es war ganz die Zeit der spanischen Etiquette, das ist die Zeit der Unwissenheit, des Hochmuthes, der Steifheit, der Barbarei. Niemand frug nach Kenntnissen, nach Geschmack, nach Witz, nach Büchern. Die Großen flohen die Pedanterei, worunter sie die Wissenschaft verstanden, und ohne etwas von Wissenschaft zu haben, waren sie selber die gröbsten Pedanten. Die Materie der Gesellschaft bestand in Hofneuigkeiten, Predigten, Gesandteneinzügen, Prozessionen und Spiel. Zwar fehlte es auch nicht an Leuten, welche sich zum öffentlichen Dienst im Pantheon Minervens stellten, um den Volkslehrer, Geschmacksrichter und Schriftsteller zu spielen, aber ihre Zahl ist nicht nur

gering sondern auch matt. Einige wenige ausgenommen blieb ein Gezücht von albernen Zungendreschern, Klopffechtern und Luftspringern übrig: Volkslehrern denen es sehr an Kopf und noch mehr an Herz fehlte. — — Allerdings fing man schon an die Pariser Galanterie nachzuahmen, aber sie erzeugte in Wien nur Bastarde. Zu Paris erscheint ein Frauenzimmer, welche verliebte Bündnisse unterhält, selten in öffentlicher Gesellschaft für diejenige, die sie ist, sofern sie nur einigermaßen weiß was guter Ton ist. In Wien hingegen erscheint sie noch für etwas mehr. Selten kommt zu Paris ein Liebesverständniß zum öffentlichen Gerede, es sei denn durch einen besondern Zufall oder durch Unbescheidenheit der Männer. Hier kündigt man seine glücklichen Affairen öffentlich aus, man erzählt sie aller Welt. Wo wäre die Frau zu Paris, die es wagen dürfte, sich zum Beispiel in einer Loge mit einem fremden Manne allein sehen zu lassen, ohne sich allgemeinem Tadel auszusetzen? Hier geschieht dies täglich. Inmittelst ist dies, näher betrachtet, weniger ein Fehler des Naturells als eine Wirkung der gesellschaftlichen Einrichtung und des Ortes selbst. Zu Paris und in Italien giebt es wenig öffentliche Gesellschaften; die feine Welt lebt größtentheils en Coterie. Die Vorsicht, mit der man zu diesen geschlossenen Cirkeln gelassen wird, sichert Verschwiegenheit. Zu Wien, wo der Adel zahlreicher ist, läßt sich dies nicht thun, die Cirkel sind nicht so zusammen zu bringen wie dort. Folglich haben die Verhältnisse Liebender mehr Beobachter und werden leichter entdeckt. Ich rede indeß nur von der großen Welt. In der bürgerlichen lebt man wie überall. Die Frau oder Tochter vom Hause wählt sich ihren Schäfer, wenn ihn nicht der Gemahl oder die Eltern ihr geben. Dieser ist öffentlich erklärt, folglich privilegirt. Allen übrigen ist die Hausthür verschlossen." Bei solchen und ähnlichen Zuständen war es denn kein Wunder, daß es ihn besser dünkte eine unscheinbare Unabhängigkeit zu bewahren, welche ihm doch alle Annehmlichkeiten des Lebens verschaffte,

als „durch die unvermeidliche Pforte der visigothischen Seelen des Wiener Adels hindurch ein Beamten-Lotterkissen zu erschnappen", auf welchem nur „gemeine Brotfröhner, dumme Tintenlecker und andere Mauseköpfe" sanft zu ruhen vermochten. Wir haben an einem andern zwar minder genialen aber doch überaus talentvollen Manne, an Riedel bereits gesehen, wie sich dem die Pfingsttage in eine Passionswoche verwandelten, der sich dem Zopfthum der tonangebenden Klassen nicht zu unterwerfen wußte.*) Wekhrlin beschäftigte sich literarisch und ertheilte Unterricht in fremden Sprachen, was ihm eine bedeutende Einnahme gewährte. Daß er auch Gelegenheitsgedichte, Liebesbriefe für Geld gefertigt und den Winkel-Advokaten gemacht habe, beruht theils auf falscher Darstellung einiger scherzhaften Vorfälle theils auf müßigem Geklätsch. Im Uebrigen zog er sich mehr und mehr aus den vornehmen Kreisen zurück, sie um so stärker zur Zielscheibe seines Spottes benutzend, woraus ihm der Vorwurf erwuchs, daß er sein Glück nicht zu verwerthen verstände und ein Mensch sei, der noch keine gesellschaftliche Schicklichkeit erlernt habe. Es mag wahr sein, daß Wekhrlin in seinem ferneren Umgange nicht sehr wählerisch verfuhr, daß er oftmals seinen Zeitvertreib „unter Spielern, Pflastertretern, Müßiggängern aller Art und zweideutigen Frauenzimmern" gesucht; allein er schuldete Niemand irgend welche Verbindlichkeiten, Niemand hatte das Recht ihn deshalb zu tadeln, er wollte durchaus nichts von der sogenannten guten Gesellschaft in Wien, und man vergaß, daß er wie Lessing ganz der Charakter war, der jeden Augenblick seine Würde hintansetzen oder wegwerfen konnte, um sie in jedem nächsten Augenblicke wieder voll aufzunehmen.

Hatte er bereits hie und da, in diesem und jenem Flugblatte, auch in den „Caraibischen Briefen" die Aristokratie und andere bevorzugte Kreise immer schärfer und durch-

*) S. Meine Geschichte der komischen Literatur I. 400 f.

dringender ausgepfiffen und gegeißelt, „um nicht blos seine Gelder sondern auch seine Langeweile anständig zu verzehren", der äußerste, in allen Phasen sich tummelnde Spott traf sie in seinen anonym veröffentlichten „Denkwürdigkeiten von Wien" (Nördlingen 1777). Die Wirkung derselben ward eine ungeheure, sie setzte fast die ganze Residenz in Bewegung; und nachdem man sich zu des Verfassers höchstem Ergötzen schier athemlos um Ermittelung desselben abgemüht, da nannte er sich allwärts selbst als solchen. Feigheit gehörte nie zu seinen Schwächen, er stand stets für sein Thun ein. Doch liefen diesmal die Folgen gegen seine Erwartung: man verurtheilte ihn zu einer halbjährigen Gefangenschaft und wies ihn dann aus der Stadt. Er hatte, wie er selbst gesteht, leichtsinnig und übermüthig die Wahrheit gesprochen, und mußte dafür die Begründetheit des Lichtenberg'schen Spruches erfahren, daß gewissen Leuten ein Mann von Kopf ein fataleres Geschöpf ist als der declarirteste Schurke, und daß sich vom Wahrsagen wohl leben lasse, aber nicht vom Wahrheitsagen. Natürlich nannten die Getroffenen jene „Denkwürdigkeiten" eine Schandschrift. Wenn jedoch Ludwig Schubart, Schlichtegroll, Jördens u. A. diese Bezeichnung adoptirten, so waren ihnen entweder die Verhältnisse oder das Buch selbst, vielleicht auch Beides, fremd.

Wekhrlin's Ziel hieß nun Regensburg. Der in Wien fallen gelassene Gedanke, in der diplomatischen Atmosphäre seinen Platz zu suchen, ward wieder aufgegriffen. Wirklich gelang es ihm durch den jedem Talente zugänglichen kaiserlichen Prinzipal-Commissarius, den Fürsten von Thurn und Taxis, wünschenswerthe Aussichten eröffnet zu erhalten und auch bei dem Freiherrn von Erthal und dem Grafen Neipperg günstig aufgenommen zu werden; aber einige sarkastische Aeußerungen über den „melancholischen Reichsverfassungskörper" und die übrigen Gesandten, welche er mit Lampen unter Hornblenden verglich, wie das Bekanntwerden seines Schicksals zu Wien, verdarben ihm ein Spiel, das er nunmehr für immer aufgab.

So zog er denn weiter, nach Augsburg, da Regensburg selber, diese „in sich vertiefte Stadt", nichts Fesselndes bot. Hier in Augsburg, heißt es, wären Alle zur höchsten Anerkennung seines Genies und seiner sonstigen guten Eigenschaften bereit gewesen. Man hätte ihn angestaunt, auf Händen getragen, ihm freudig Herz und Börse geöffnet. Quand-même! Mächtiger aber als Erkenntlichkeit für wohlwollendes Entgegenkommen war in ihm der Widerwille gegen Beschränktheit, Unwissenheit, althergebrachte sociale Convenienz und jene Protections-Hoffärtigkeit, die sich ihm so oft aufdrängte und auch einem Manne von geringerem Selbstgefühle auf die Länge unerträglich geworden wäre, mächtiger der Drang jenem Widerwillen durch Witz und Spott, wobei er freilich weder sehr erwäglich noch glimpflich verfuhr, Luft zu machen. Er war eine jener Durchbruchsnaturen, welche schlechterdings selbst auf die Bestmeinenden gewitterhaft niederplatzen müssen, sobald sich der Stoff dazu in ihnen angesammelt hat. Wenn daher die guten Augsburger glaubten, daß er für alle Gunst, die sie und besonders die Weiber ihm erwiesen, bei denen er überhaupt aller Orten stets ungemein wohl gelitten, auch ihre Bevormundung, ihren Krämerstolz, ihre übertünchte Uncultur ruhig ertragen oder gar lobpreisen würde, so irrten sie sich sehr. Dennoch ist die Veranlassung, die sein Verweilen dort endete, nicht recht klar, und nur so viel gewiß, daß eine keineswegs zarte, im Gegentheil plumpe und beleidigende Hindeutung auf genossenes Gute seinen Satyr neuerdings entfesselte. Und in einem nirgend näher gekennzeichneten „Pasquill" gegen einen angesehenen Bürger, dem er auffallende Verbindlichkeiten geschuldet, soll die Sünde bestehen, die ihm alle Gnade verwirkt, seinen Abzug beschleunigt hätte, wofür dann ganz Augsburg von ihm zur Buße verurtheilt worden sei, nämlich in der „Schand- und Schmähschrift": „Anselmus Rabiosus Reise durch Ober-Deutschland" (Salzburg und Leipzig [Nördlingen] 1778, Nachdruck Nürnberg 1778).

In der That stellte der Rath zu Augsburg seinem Verstande das glänzendste Zeugniß aus, indem er diese 152 Seiten füllende Schrift für ein rachsüchtiges, auf sich gemünztes Pasquill erklärte, die Confiscation darüber verhängte und den Verleger Beck in Nördlingen zur Auslieferung aller noch vorräthigen Exemplare gegen mäßige Entschädigung nöthigte, weil 18, sage achtzehn Seiten davon sich mit diesem erleuchteten Magistrate und seinen Schutzbefohlenen beschäftigten! Mit demselben Rechte aber hätten die Behörden des darin geschilderten Nieder-Baiern, Württemberg und Baden das Buch vervehmen, mit größerem die Oesterreicher es als eine Satire auf sich und ihre Regierung betrachten können, denn letzteren sind 32 Seiten darin gewidmet. Eine willkommnere Maßregel konnte jedoch weder den Verfasser noch Drucker treffen, denn das Aufsehen der Schrift stieg dadurch in's Ungemeine, so daß in kürzester Frist drei Auflagen reißenden Absatz fanden. Und auch die von dem berüchtigten Obscuranten und Augsburger Hofrath Georg Wilhelm Zapf dagegen gerichteten „Bemerkungen" (Ohrdruf 1778) bewirkten das gerade Gegentheil ihrer Bestimmung.

Trotzdem ist die Bekanntschaft mit diesem inzwischen ziemlich selten gewordenen Buche eine in der Gegenwart sehr spärliche, und wenn die Literaturgeschichtschreiber in das Verdict des Augsburger Magistrats und seiner Freunde einstimmen, so erkennen wir darin den triftigsten Beweis, daß ihnen das corpus delicti, freilich wie so häufig, ein objectum incognitum geblieben. Selbst Jördens hat sich offenbar nur für die ersten drei Seiten interessirt, das heißt um die von ihm zum Abdruck gebrachte Inhaltsübersicht. Einiges Verweilen bei diesen Skizzen ist deshalb hier ganz am Orte. Im Allgemeinen aber schicken wir voraus, daß von allen Reisebildern der letzten Jahrzehnte des verflossenen Jahrhunderts nur wenige es so verstanden, in großen Contouren das Bemerkenswertheste mit ebenmäßiger Vertheilung von Licht und Schatten besonnen und dennoch pikant dar-

zustellen, und daß bei einiger Kenntniß der ehemaligen Zustände jener Länder, selbst bei flüchtigem Vergleich anderweitiger Schilderungen derselben, woran es wahrlich nicht mangelt, und welche zugleich Verständniß und Beurtheilung verschiedener Details in Obigem ermöglichen, Wekhrlin's Buch weder ein den Thatsachen widersprechendes oder unerhörtes noch unverdienstliches genannt werden durfte. Culturhistoriker sollten es unbedingt ihrer Einsicht würdigen.

Unser Reisender beginnt seine Tour in Linz, und eilt über Ips, St. Pölten und Neustadt nach Wien, um sich dort mit der Sittengeschichte Oesterreichs unter Maria Theresia zu beschäftigen, mit welcher der Tag in Oesterreich, bis dahin hinter den Jesuiten-Collegien verborgen, zu grauen angefangen habe. Er begrüßt die Errichtung von Normalschulen als eine der wichtigsten Wohlthaten, und sagt von der Regierung der Kaiserin, daß sie der Weisheit der Alten um so viel näher gerückt sei, als man der Bildung der Nation den Vorzug vor dem ökonomischen Nutzen des Staats ertheilt hätte. In Betreff des österreichischen Provinzial-Charakters beklagt er es, des rechten Mediums zur ausreichenden Beurtheilung desselben zu entbehren; denn nicht in seinem Lande werde ein Volk ganz und recht erkannt, sondern in seinem Bewegen unter fremden Himmelsstrichen. Nun aber verließ damals der gemeine Mann die heimatlichen Grenzen höchst selten, und die Sitten der „Herrengattung" waren so „unbestimmt und zusammengetragen wie ihr Geblüt." Allgemeinhin befindet er das Naturell der Oesterreicher aufrichtig, gutmüthig und biegsam. Für ihren Fleiß spreche Vieles, nur der Zustand der Feldwirthschaft erwecke keine günstige Meinung und habe wenig bessere Aussicht, so lange das junge Volk in den kleineren Orten und auf dem platten Lande nach Wien laufe, um Livrée zu tragen, in Ställen, Küchen und Zimmern Dienste zu nehmen und bei ihrer Heimkehr Ekel vor jeder schweren Arbeit mitzubringen, ingleichen eine Verfeinerung ihrer kleinen Personen, welche

für beide Geschlechter die nachtheiligsten Folgen habe. Ein anderer Maßstab zur Beurtheilung des Charakters eines Volkes, sagt Wekhrlin unanfechtbar, ist die Statistik seiner Verbrechen. Er hatte sich die seit mehreren Jahren in Wien gefällten Bluturtheile vorlegen lassen und gefunden, daß in der Hauptstadt durchschnittlich jährlich 6¼ öffentliche Hinrichtungen vollstreckt wurden, wozu die Oesterreicher 4¼, das Ausland 2 Individuen lieferten. Verbrechen der absichtlichen Vergiftung, des Meuchelmordes, der Rache, der Brandlegung und Sodomie hatten seitens der Einheimischen keine stattgefunden, Kindesmord je einmal, Diebstähle und alle Verbrechen, welche als Wirkungen des Elends und der Armuth zu betrachten sind, je dreimal. Und auch des Aberglaubens, setzt er hinzu. Denn was die geistige Cultur der Oesterreicher anlange, so seien nach Beseitigung der Tyrannei der Jesuiten nicht Philosophie und Naturwissenschaften eingezogen, sondern zu allem Unglück die Schöngeisterei und Kunstrichterei, für das Alter der Literatur in Oesterreich zwei Früh- und Fehlgeburten. Um so mehr rühmt unser Tourist die Maßregeln der Regierung zur Förderung der inneren Sicherheit, der Landesökonomie und des Handels. „Nichts ist vollkommner als die Landstraßen in Oesterreich, welche mit Recht den Namen Kaiserstraßen verdienen. Das Monopol ist abgeschafft, die Zünfte werden von dem Unsinne und Wust gereinigt, der sie in ganz Europa drückt, und zur Hebung des einheimischen Handels steuert der Hof einen jährlichen Beitrag von 1,650,000 Gulden. Im Jahre 1775 ließ die Kaiserin zur Aufmunterung des Fleißes dem ganzen Kaufmannsstande in Wien den Adel anbieten. Und es ist wahr, Alles lief herbei, jeder Gewürzkrämer und Buchdrucker. Aber die Residenz konnte nur Einen Baron Fries schaffen. Unendlich glücklicher waren dagegen die Provinzen. Böhmen, Tyrol, Steyermark und Kärnthen wiesen eine Anzahl Männer auf, deren Genie dem Staate Nutzen, deren Reichthümer dem Vaterlande Ehre brachten." Rühmend spricht er ferner von

der tüchtigen Finanz=Verwaltung des Reichs. „Wer sollte glauben, daß die Staatseinkünfte des Hauses Oesterreich heute um 18¼ Millionen größer sind als zu den Zeiten, wo der Hof noch die Kronen Spanien und Neapel, und die Goldgruben von Peru und Mexiko mit seinen Ländern vereinigte? So wahr ist die Maxime, daß nicht ein Uebermaß von Kräften das Glück eines Staats ausmacht, sondern der richtige Gebrauch derselben.“ Rühmend weist er auch auf die Reformen in der Armee hin, das Werk des Feldmarschalls Lacy. Wer sie noch aus der Zeit des Prinzen Eugen, des Feldmarschalls Khevenhüller und selbst des Feldmarschalls Daun kenne, müsse über die Umwandlungen staunen. „Man sieht keine nimmersatten Kriegscommissare mehr, nicht mehr aus Fleischern und Proviantbäckern gnädige Herren werden, keine Lieferanten in sechsspännigen Wagen fahren und ihre Töchter an Fürsten verheirathen. Diese Elenden sind es, welche mit Beihilfe eines Haufens Blechschmiede, Riemer, Büchsenschäfter, Schneider und anderer Geschöpfe den Feldmarschall Lacy verfluchen.“ Voll kühner Entwürfe habe dieser große Minister auch die alten Vorurtheile abzuschaffen und neue Begriffe einzuführen sich angestrengt. „Wie schwer mußte es aber nicht halten, Leuten aus den Zeiten der Menzel und Trenk beizubringen, daß der Ruhm eines Offiziers nicht allein darin bestehe, daß er seinen Rockärmel zurückstreife und der Vorderste beim Einhauen sei, daß dies höchstens ein Verdienst der Wachtmeister und Sergeanten wäre. Wie unbegreiflich mußten diesen Leuten Lehrsätze erscheinen als: Gehorsam ist ebenso als Tapferkeit eine militairische Tugend; um Muth zu bekommen, soll der Offizier nicht nöthig haben erst eine Flasche Tokayer zu trinken; er muß ebenso mit der Feder wie mit dem Degen umzugehen wissen, und um sich unter den Kameraden auszuzeichnen braucht man sich nicht mit ihnen zu duelliren.“ Ungeachtet mancher begründeter Vorwürfe, welche der Gesammtverwaltung des Reichs gemacht wurden, verkennt Wekhrlin nicht

die Fortschritte gegen frühere Zustände, und rügt vorzugsweise den Fehler, den ein Einfall des Reichshofrathspräsidenten, Grafen Windischgrätz, bestens bezeichne. „Wollen Sie," sagte dieser eines Tags zum preußischen Gesandten, „die Langsamkeit unseres Expeditionswesens kennen lernen, so lassen Sie sich eine Anweisung auf sofortige Ertheilung von fünfzig A....prügeln geben, und dann sehen Sie zu, wer sie Ihnen bei uns vor Ablauf eines Vierteljahrs auszahlt." Allein gerade der ungemeinen Verzögerung, diesem Erbstücke des deutschen Nationalgenius, meint der Erzähler, habe man es vielleicht zu danken, daß die Regierung in Oesterreich von weit schlimmern Lastern, welche andere Staaten drückten, als da wären: Vergewaltigung, Erschleichung, Zweideutigkeit und Widerrufung der Gesetze, frei sei. Auf die Landesgewohnheiten übergehend bemerkt er: „Gute Tage sind selten bei einem Volke, das größtentheils entweder unter Pfaffen oder Edelleuten lebt. Wenn sich der Oesterreicher einen guten Tag machen wollte, so ging er wallfahrten. Er versah sich mit Geld und ging nach Mariataferl, oder nach Mariazell, oder nach Marialanzendorf. Hatte er gebeichtet und seine Seele ausgesöhnt, so sprach er auf dem Rückwege von der Kirche im Wirthshause ein, und schwelgte bis er nicht mehr konnte. So lange noch die ordentlichen Caravanen an gewissen Festtagen auszogen, gesellten sich die Frauenzimmer sehr häufig dazu. Es war eine Art Lustpartie. Man unterhielt sich, man belustigte sich, man stiftete Bekanntschaften, man kehrte des Nachts zusammen im Wirthshause ein, und — —. Eine Kirchfahrtbekanntschaft war eine so gesetzmäßige Sache, daß sich der Ehemann nicht darüber aufhalten durfte, ohne den Wohlstand der Kirchfahrt und deren geheiligte Rechte zu beleidigen. Seitdem die Regierung aber diese Caravanen verboten oder wenigstens beschränkt hat, haben die Kirchfahrten viel von ihren Annehmlichkeiten verloren. Es ist nicht mehr erlaubt anders als für sich selbst zu wallfahrten. Die Heiligen be-

finden sich freilich dabei etwas in Verlegenheit, und ihre Sachwalter, die Mönche und Gastwirthe, haben nicht ermangelt nachdrückliche Vorstellungen zu machen. Allein man hat sie abgewiesen, weil in den Processen zwischen den Menschen und den Heiligen die Verhandlungen peremtorisch sind. Die Oesterreicher," fährt er fort, „lieben zuweilen gute Gesellschaft. Sie lassen keine feierliche Gelegenheit vorbeigehen, ohne sich zu versammeln und Gastmahle zu veranstalten. Bei diesen ist es Regel, daß jedesmal ein Lustigmacher zugegen sein muß. Hiezu wählt man gemeiniglich einen Franciscaner. Diese sind die geselligsten und witzigsten Geschöpfe in Oesterreich. Es wäre des Pinsels eines Petron würdig, ein Gastmahl zu beschreiben, das aus einem halben Dutzend Verwaltern und ihren Frauen, aus einem Dutzend Pflegern, Braumeistern, Pächtern und einem Franciscaner bestünde. In der Regel setzt man den Mönch zwischen die zwei schüchternsten Frauenzimmer. Diese neckt er zu ungemeiner Belustigung der Tafelgesellschaft unaufhörlich mit Zweideutigkeiten und verblümten Einfällen. Manchmal treibt man noch einen zweiten lustigen Kopf auf, den man dem ersten gegenüber setzt, um seinen Witz zu balanciren; alsdann übertrifft die Lustbarkeit sich selbst." Zum Schluß dieses Abschnittes die Literatur besprechend, entwirft er freilich ein klägliches Bild von derselben. Allein theils widerstreitet es nicht der Wahrheit, theils thut er es mit den eigenen Worten eines der gerühmtesten Wiener Schriftsteller. Wenn die Polizei, sagt er selber, die Journalisten nicht höher achte, als die Schweinebeschauer in Westphalen geachtet würden, so sei dies nicht ihre Schuld. Ein junger Gelehrter hätte allerdings einmal den Entwurf zu einem Blatte eingereicht, dessen Zweck Kenntniß und Verständniß der Landesgesetze gewesen, aber da sei flugs der Edle von Trattner, ein Buchdrucker, mit einem Veto dagegen erschienen, dessen Kern der gewesen, daß er ein persönliches Privilegium habe, die Dummheit der Nation zu verewigen.

Dies ist kurzdurchlaufen Wekhrlin's Capitel über Oesterreich. Bieten Inhalt und Ton aber die Merkmale einer „Schmäh- und Schandschrift"? In keiner Weise!

Und nun, wie gemäßigt, wie Gutes und Schlimmes in richtigem Verhältniß hervorhebend, wie einsichtig, wie wahr, wie so vielseitig bestätigt ist das, was er über Land, Leute, Institutionen und Regierung von Niederbaiern, Würtemberg und Baden berichtet!

Aber Augsburg!

Wohlan, lassen wir einen Augenblick die Ungereimtheit gelten, daß das Wesen des Ganzen von seinem kleinsten Theile bestimmt werde, gelten die Thorheit, daß man um Eines Käufers willen einen Jahrmarkt abhalte, und hören wir Wekhrlin selbst.

„Troja fuit!" hebt er an. „So seufzt man, wenn man sich zu Augsburg befindet. Diese Stadt, welche ehemals einen so schmeichelhaften Rang unter den europäischen Handelsplätzen hatte, ist sich nicht mehr ähnlich. Sie gleicht einem von der Abzehrung ergriffenen Körper, der mit sich selber kämpft. Auswärts von einem mächtigen Nachbar, im Innern von Nahrungsmangel bedrängt, ist sie ihr eigener Raub.

Die Häuser sind schön. Es sind einige darunter, welche sich in Rom und Genua auszeichnen würden. Aber sie sind öde und unbevölkert. Es ist wahr, der Pöbel giebt sich alle Mühe, die Bevölkerung zu befördern: nirgends werden mehr Bastarde erzeugt als hier. Aber es ist, als wenn Juno einen Fluch auf die Werke ihres Enkels gelegt hätte: die meisten sterben in der Geburt.

Die Stadt hat ihr meistes Ansehen den Fuggers zu danken, welche die berühmtesten Weber in Europa waren. Davon erhält sie noch den Charakter. Beim Eintritte spürt man sogleich den Weberaufzug und -Einschlag: die Enden stechen in allen Gassen hervor.

Augsburg ist eine Reichsstadt — und dies ist keines der geringsten ihrer unglücklichen Schicksale. Es unterwirft

sie dem Eigensinne ihres Nachbarn. Der Kurfürst von Baiern, der ihr Luft und Wasser versagen kann, beherrscht sie unumschränkt. Er betrachtet die Stadt als einen Wechselbrief, auf den er ziehen kann so oft ihm beliebt.

Die unbesonnenen Schritte, wodurch sie sich in verschiedenen Fällen das Mißvergnügen des österreichischen Hofs zugezogen, hat sie eines nachdrücklichen Schutzes von dieser Seite beraubt, und der Stolz, der sich in ihre Geschäfte mit andern Reichsstädten mischt, macht sie des Mitleids derselben unwürdig.

Die Künste, welche einige Zeit in Augsburg ihren Wohnsitz aufgeschlagen, haben viel für die Stadt gethan. Man findet unsterbliche Meisterstücke der Malerei und Bildhauerkunst. Seitdem sie aber weggezogen, ist die gröbste Barbarei an ihren Platz getreten. Nichts ist z. B. unerträglicher als der Anblick der übermalten Kanonen im Rathhause. Sie sind aus Bronze gegossen: um ihnen etwas Eigenthümliches zu verleihen, ließ der Magistrat die Läufe mit grüner Oelfarbe anstreichen.

Die Bevölkerung theilt sich in drei Klassen, welche eben so viele Rangordnungen sind: in Patrizier, Kaufleute und Pöbel.

Die Ersteren, welche einen Theil des hohen Magistrats ausmachen, zählen einige vornehme Geschlechter unter sich: die Stetten, die Welser, die Imhof, die Rehling. Aber da die Patrizier mit dem Geblüt ihrer Vorfahren das Gewerbe derselben verändert haben, so schleichen die meisten derselben in einer melancholischen Armuth dahin, welche sie der Geringschätzung der Bürgerschaft aussetzt. Man muß sich nicht durch die Almanachs von Augsburg irre machen lassen. Man wundert sich bei jedem Wappen Herr auf Goldberg und Silberthal, Erbherr von Diamantbruch und Perlengrube zu lesen, denn diese glänzenden Güter gehören ihnen längst nicht mehr. Sie haben ebendenselben Antheil daran, wie der König von Frankreich am Königreich Cypern, oder

wie der türkische Kaiser an den Ländern der Sonne und des Mondes, welche diese Souveraine in ihren Titeln besitzen.

Die Kaufmannschaft, welche nach dem Adel den zweiten Rang prätendirt und deswegen eine besondere Zechstube dicht an der der Patrizier hat, ist eigentlich der nahrhafte Theil des Publicums. Ungeachtet indeß wenige unter ihr sind, die sich mit ihren Vorfahren, den Fuggers, Rauners, Welsers, vergleichen können, besitzen sie doch deren Ansprüche ganz. Sie halten Equipagen, Lusthäuser und verkehren im Hoftone.

Der Pöbel bringt sein Leben in Verwünschungen über die Obrigkeit, im allerschimpflichsten Müßiggange und der verzweifeltsten Armuth hin. Da das Geld in den Händen einiger vornehmen Familien concentrirt ist, besteht der Rest der Einwohner aus einem Bettlerhaufen, der um eine Kanne Bier tanzt.

Dies ist das Bild von Augsburg. Doch noch nicht ganz.

Zu Augsburg ist's, wo man den Drachen der Parität in Lebensgröße sehen kann. Seit dem Religionsfrieden herrschen beide Religionen, die katholische und lutherische in gleicher Stärke hier neben einander. Diese Verfassung, eine der Hauptconstitutionen der Stadt, nennt man Parität. Sie würde verehrungswürdig sein, wäre sie ein Product der Tugend, wäre sie dem Grundsatze der Toleranz und Menschenliebe entsprossen. Aber sie ist nichts als ein Werkzeug der Politik, sie besitzt durchaus nichts von der Tugend ihres Namens.

Die Parität zu Augsburg erstreckt sich nicht blos auf ein Ebenmaß der Religionsparteien, der Kirchengebräuche und des Gottesdienstes, sie bezieht sich auch auf alle bürgerliche Einrichtungen, auf die Bedienstungen im Civil- und Militairetat, auf die Oekonomie der Republik, auf die Gleichheit der Stimmen in den Berathschlagungen des Senats: kurz sie ist ein Instrument, das eine oder die andere Partei in jedem Falle bereit hält, eine politische Unternehmung zu hindern oder zu betreiben.

Diese Parität ist so weit ab von ihrem wahren Charakter, dem Duldungsgeist, daß jede der zwei Parteien jeden Augenblick bereit steht, der andern den Hals zu brechen, sofern der Magistrat nicht in beständiger Wachsamkeit bliebe. In der That kann man bei so unglücklicher Stellung des Publicums die Grenzen nicht scharf genug hüten.

Das Gleichgewicht der Parität wird auf der einen Seite von dem Reichthume, auf der andern von der Bevölkerung erhalten. Die evangelische Partei hat die reichsten und mächtigsten Patrizier an der Spitze; die Katholiken hingegen, deren Adel arm und unmächtig ist, befinden sich in desto größerer Anzahl.

Daß die Parität unendlich viel heilsamen und neuen Einrichtungen hinderlich gewesen, ist wahrscheinlich. Die Vermehrung der Spitäler und allgemeinen Zufluchtsorte des Elends, die Erweiterung der Zünfte, die Wahl der tauglichsten Subjecte zur Verwaltung des öffentlichen Wohls, die Ansiedelung einzelner Künste, der Gebrauch der Arbeitstage leiden darunter. Diese Krankheit ist so sichtbar, daß man behauptet, die evangelischen Religionsverwandten besäßen eine heimliche Nothkasse, um etwas, das auf ihrer Seite gesucht wird, durch Bestechung zu unterstützen.

Der Geist der Menge ermangelt gänzlich der Cultur. Da der Fleiß unter den Einwohnern erloschen ist, so geht die Kunst betteln. Die Büchercensur, eine Muse, die hierorts auf einem Auge blind ist, verscheucht den Tag. Der Kaufmannsgeist, dessen Regungen Geiz und Sparsamkeit sind, läßt die Literatur darben, und die Polizei vollendet die Barbarei, indem sie geschickten aber vermögenslosen Leuten den Aufenthalt versagt.

Inmitten dieses Elends macht sich unter den Einwohnern ein Stolz breit, der sie von der lächerlichsten Seite der Welt bildet. Unter den charakteristischen Untugenden der Augsburger ist die Lästersucht die vornehmlichste. Nichts ist

besonders weiter getrieben, als der Spott, den beide Religionsparteien über einander pflegen.

So oft man der Katholiken spotten will, fällt man gemeiniglich auf die Bilder ihrer Heiligen. Schlagt aber das Gesangbuch eines lutherischen Bürgers zu Augsburg auf, oder besucht einen Patrizier in seinem Cabinet: es ist nicht ein einziger von all den kleinen schwarzröckigen Herren, die am Predigtamt der Stadt gestanden, dessen Bild ihr nicht en taille douce von Nilson oder Haid gestochen antreffen werdet, und darunter: M. Immanuel Christoph Fadus, Candid. Minist. Aet. XXVI. oder: Frau Susanna Beata Frommännin, Helferin bei St. Jacob, geb. den 16. Jan. 1728, vermählt 18. Jul. 1747, hat Kinder erzeugt 19. Diese Küpferchen küssen die Betschwestern mit Ehrfurcht, und die Kinder bezeichnen ihre Lectionen im Katechismus damit.

Wenn ein Maler den h. Georg oder die h. Walburgis fünfhundert Jahre nach ihrem Tode abbildet, weil die ganze Welt ihre Namen kennt, und weil sich etwas im Leben dieser Personen findet, was auf die allgemeine Geschichte Bezug hat, so betrachtet man diese Bilder mit Zufriedenheit. Aber wenn sich ein junger Geistlicher einer unbedeutenden Stadt bei lebendigem Leibe in Kupfer stechen läßt, weil er in einigen Predigten verschiedene loci communes gesprochen hat, und wenn die Gemeinde diese Bilder im Wettstreite kauft und in goldene Rahmen fassen läßt, so weiß man nicht, ob man mehr mit dem Hochmuthe eines solchen Heiligen oder mit der Einfältigkeit seiner Verehrer Mitleid haben soll.

So oft man der Evangelischen spotten will, bezieht man sich zuerst auf die Frauen ihrer Geistlichen. Nun muß man gestehen, daß sich die Gemahlinnen des evangelischen Clerus zu Augsburg sehr bescheiden aufführen. Wenn sie Gunstbezeugungen von ihren Herren erhalten, verbergen sie diese im Innern ihrer Schlafgemächer. Aber wenn man ein junges lustiges Mädchen auf den Straßen, in den Kirchen

und Gesellschaften herumflattern sieht, wie sie ein Domherrnkreuz an der Brust trägt und zu Jedermann spricht: es ist vom Grafen X., meinem Amanten, ich habe es ihm im Scherze geraubt: und wenn dann der Pöbel niederfällt und dies Kreuz an dem verbuhlten Busen küßt, so wünscht man lieber den Domherrn verheiratet und das Kreuz bei einem Juden zu sehen. Gleichwohl ist es eine Anekdote dieser Stadt.

Wenn die Jesuiten zu Augsburg einen Umzug mit ihren Schülern halten, so ist kein Lutheraner, der nicht vor Lachen ersticken möchte. Seht da, die heilige Komödie, ruft man.

Die Katholiken denken viel billiger, wenn die Kinder eben dieser Spötter an gewissen Festtagen unter Anführung ihrer Schulmeister und Schulmeisterinnen in Prozession in der Stadt umherziehen, mit Trommeln, Pfeifen und einem Harlekin an der Spitze, der tausend lächerliche Sprünge und Geberden macht. Der Ekel steigt vollends aufs Höchste, wenn man diese Prozession in einem Garten endigen sieht, wo sich die Jugend lagert und allen Arten von Ausschweifung überläßt. Nichts ist ärgerlicher als der Anblick betrunkener Kinder.

Mich dünkt, ich befinde mich auf dem St. Moritzplatze zu Augsburg. Auf der einen Seite geht eine Prozession Jesuiterschüler, die mit großer Mühe hölzerne Figuren wälzen und einen traurigen Gesang dabei anstimmen. Auf der andern Seite zieht eine Prozession lustiger Kinder mit Trommeln, Pfeifen und Harlekinen vorbei, unabläßig jauchzend: Io Bacche! Die Anführer auf beiden Seiten versichern mich, daß es ein Kirchfest bedeute. Was für einen Unterschied soll ich im Tadelhaften finden? Will man seine Gegner beschämen, so muß man sie übertreffen, zum mindesten ihre Fehler nicht nachahmen.

Ich würde ermüden, alle Beobachtungen über den Stolz der Augsburger aufzuzeichnen. Er ist einestheils die Wir-

kung des Einflusses einer eingebildeten republikanischen Hoheit, die schwache Seite aller Reichsstädte, anderntheils wird er von einem eingebildeten Adel erzeugt. Von beiden Seiten macht er im höchsten Grade ungesellig, und der Mangel an guter Lebensart allein beweist schon, wie wenig Anspruch auf Adel man machen kann.

In der That, diese sogenannte Noblesse besteht in einer Anzahl Kaufleute und Krämer. Hierunter sind einige, welche durch ihre Einsichten und ihren Fleiß ihren Stand ehren, als die Schülin, Schwarz, Obwexer und Lieber. Der Geist der meisten übrigen dagegen erstreckt sich nicht weit über den eines Theewrackers zu Amsterdam. Nichtsdestoweniger gebahren sie sich wie Cavaliere. Sie tragen Brillanten an den Fingern und sprechen fortwährend von der großen Welt, wahrscheinlich weil einige unter diesen gnädigen Herren jährlich zweimal zur Marktzeit nach Wien kommen, wo sie unter den hölzernen Ständen in der Bognergasse und auf dem Kohlmarkte feil halten.

Die Vergnügungen der zwei ersten Klassen bestehen in Gesellschaftgeben, Concertbesuch und in Theater. Zur Carnevalszeit kommt eine Redoute hinzu. Von dem Werthe der Gesellschaften kann man sich einen Begriff machen. Da ihnen alle gute Erziehung und die Gebräuche der feinen Welt mangeln, sind ihre Cirkel für Fremde nicht practikabel. Ich war in ihrem Concert, dem Sammelpunkt der schönen Welt. Ich sah in der That eine Menge Stutzer, die einander die artigsten Verbeugungen machten. Dann hörte ich einige Symphonien, die ich für das Miserere des Allegri hielt, und begab mich hinweg.

Im vergangenen Jahre (1777) fiel der Magistrat auf den Gedanken, ein Schauspielhaus zu bauen, um gegen die Jesuiten, auf deren Theater bisher die Schauspiele aufgeführt wurden, in keiner Verbindlichkeit mehr zu sein. Man schickte einige Bauverständige nach München, um die Architectur des dortigen Schauspielhauses zu copiren. Nach ihrer

Zurückkunft fing man das Werk an, und mittelst eines Aufwandes von 15,000 Fl. war es binnen sechs Monaten fertig. Kaum wollte die herbeigerufene Truppe ihre erste Vorstellung beginnen, so entdeckte man die Unbrauchbarkeit des Theaters. Die Baumeister hatten sich im Maßstabe geirrt; es war weder ein richtiges Verhältniß in der Bühne, noch im Zuhörerraum. Die Fehler schienen unabhelflich zu sein.

Dies Schicksal war aber unvermeidlich bei einem Völkchen, das zu viel Stolz besitzt, um Fremde zu Rath zu ziehen, und zu wenig Genie, um etwas von selbst gut herzustellen. Nichtsdestoweniger spielte man fort, und der Augsburger, der nichts als Gelegenheit zum Müßiggange sucht, vergaß sich selbst und setzte einige Zeit die Bierbank bei Seite, um das Schauspiel zu besuchen.

Die Ursachen der Nahrungslosigkeit der Stadt sind moralisch. Die Kaufmannschaft verabsäumt den ökonomischen Handel, um der Speculation mit baarem Gelde nachzuhängen. Diese Art Speculation trägt den Fehler, daß sie dem Publicum nichts nützt. Geld ist nur ein Zeichen des Reichthums, eine Million Zeichen machen aber noch keine Waare, und hier liegt der Grund zu der traurigen Theuerung, welche in Augsburg herrscht. Man hat Zeichen, doch die Waare fehlt.

Die Augsburger athmeten dem beabsichtigten Congresse von 1760 entgegen, als einem Mittel, das ihrem Elende abhelfen, sie auf einige Zeit glücklich machen würde. Allein das Schicksal ordnete die Dinge anders. Der Congreß unterblieb, und dies schenkte Europa den Frieden.

Nichts ist abgeschmackter als die berühmte augsburgische Tracht. Man sieht sie nur noch bei dem Bürgerstande, denn die Vornehmen tragen sich französisch. Die Kleidung der bürgerlichen Frauen besteht in einem fischbeinenen Harnisch, der die Brust einkerkert und den Bauch hervorpreßt. An diesem Harnisch hängt ein Röckchen, das bis an die Spitze des Knies geht. Da nun die Natur den Augsbur-

gerinnen keinen Busen, indeß sehr große Füße gegeben hat, so ist keine Ursache vorhanden, eine Mode zu beneiden, wobei das Auge nichts zu gewinnen und die Tugend nichts zu verlieren vermag.

Ich könnte meine Beschreibung schließen, wenn ich nach so vielen Unvollkommenheiten dem Verdienste nicht eine Forderung abzutragen schuldig wäre. Die Nahrung der Stadt besteht wie bemerkt in Nichts. Trotzdem ist der Pöbel zahlreich; die Zunft der Weber allein wird auf dreitausend Mitglieder geschätzt. Diese dreitausend Seelen wären aber verloren, ohne die Großmuth eines sehr merkwürdigen und sehr erleuchteten Mannes, des Eigenthümers einer der berühmtesten und größten Cotonfabriken in Deutschland, Johann Heinrichs von Schülin."

Mit der Lebensgeschichte dieses in der That bedeutenden Mannes schließt Wekhrlin seine Abschweifung über Augsburg.

Und nun lese man, was über diese und andere Reichsstädte Cremeri, Rebmann, Spach u. A. aus eigener Anschauung berichteten, und behaupte noch, daß auch nur eine Lästerung im Vorigen enthalten wäre!

In Nördlingen, wohin sich Wekhrlin zunächst gewendet, spielte das alte Lied von Neuem. Anfänglich bewundert und von Freunden umringt, verfing sich der Zopf des Bürgerthums in der Freisinnigkeit und dem Rechtsgefühle des Gastes sehr bald. Kaum hatte er sein „Felleisen", eine politische Zeitung, die wir leider nicht gesehen, begonnen, als er über die Haltung derselben mit dem Verleger in Differenzen gerieth, welche schnell stadtkundig wurden. Wie über alle unsere modernen Begriffe unmeßbar die Engherzigkeit und Bornirtheit des süddeutschen Städtelebens, wie lächerlich und jammervoll dort der Geist der Bürgerschaft, können wir schon der constatirten Thatsache entnehmen, daß die Nördlinger sofort deshalb gegen ihn Partei ergriffen, weil er ein Fremder, blos Geduldeter sei, dem es nicht wohl anstehe, sich mit Eingesessenen zu überwerfen und gütlicher,

nachgebender Ausgleichung mit diesen zu entziehen. Als er sich dann vollends mit dem Bürgermeister Tröltsch*) entzweite, der ihm trotz Abrathens von Augsburg her Domicil in Nördlingen verstattet hatte, da unterlag es gar keinem Zweifel mehr, daß Wekhrlin ein böser, unverträglicher Mensch sei, unwürdig des genossenen Schutzes. Uns hingegen ist es nichts Befremdliches, daß er die Stadt eine nasenlange Welt, die Bürger Cimmerier schalt, also mit jenem Volke verglich, bei dem es nach Plinius immer nebelig gewesen sein soll, und sie die Geißel seines Unwillens empfindlich fühlen ließ. Natürlich schnitt er sich damit die Wege zur Aussöhnung ab, ihn traf des Rathes Ausweisungsbefehl.

Ueberdrüssig aber einer Welt, deren gleißende Hohlheit und Erbärmlichkeit er hinreichend geschmeckt hatte, einer Umgebung, in welche sich sein unabhängiger, oppositioneller Sinn so wenig zu schicken vermochte, andererseits hoffend, „in der Landluft ein Mittel gegen eine Krankheit zu finden, wider welche weder Vipernsuppen noch Seifenpillen noch Assa fötida helfen," von rheumatischen und anderen Schmerzen befreit zu werden, die ihn „mit verborgenen Schlingen verfolgten", zog er sich (1778) nach Baldingen, einem fürstlich Oettingen-Wallersteinschen Dorfe in Nördlingens Nachbarschaft, zurück. Und hier, kürzlich aus dem väterlichen Vermögen zu einer Jahresrente von 400 Gulden gelangt, im Genusse einer schönen Natur, im Umgange mit seinen Büchern, Journalen und einigen gutherzigen Landleuten, sammelte sein Geist eigenthümliche Ideen über das Wesen der Religion, Staaten und Geschichte, welche er unter dem Schutze eines freisinnigen, charakterveſten und obgleich nicht mächtigen, dennoch, zumal in Wien und Berlin, hochangesehenen Landesherrn in freien Heften zu veröffentlichen sich entschloß. So entstanden die „Chronologen" (Frankfurt

*) Damals noch nicht nebst seinen beiden Brüdern in den Freiherrnstand erhoben, sondern erst 1791.

und Leipzig [Nürnb.] 1779—83, XII.), denen „Das graue Ungeheuer (o. O. [Nürnberg] 1784—87, XII.), „Hyperboreische Briefe" (o. O. [Nürnberg] 1788—90, VI.) und „Paragrafen" (o. O. [Nürnb.] 1791, II.) folgten. Außerdem gab er in dieser Zeit noch heraus: „Ueber Wasers zweite Verurtheilung. Von einem Unbekannten" (o. O. [Nürnberg] 1781). Untergeschoben ist ihm: „Die Eremitage oder nichts ohne zureichenden Grund. Eine spanische Geschichte mit Wekhrlins Prolog" (Frankf. a. M. 1782) und das „Taschenbuch der Philosophie auf das Jahr 1783" (Nürnb. 1782): „Ich protestire gegen die mir aufgewälzte Autorschaft dieses Almanachs," machte er bekannt, „nicht weil er von der gelehrten Mauth abgestriegelt worden, was mich wahrlich nicht abschrecken könnte, sondern weil ich nur einen sehr kleinen Beitrag dazu hergegeben habe. Für alles Uebrige ist ein Anderer verantwortlich, den ich aber nicht nenne, weil ich keine Erlaubniß dazu habe."

III.

Inzwischen existirte Wekhrlin zu Baldingen in der ungezwungensten Weise:

„Gleich fern von Dürftigkeit wie stolzem Ueberfluß,
Glückselig weil er's ist, nicht weil die Welt es wähnt,
Bringt Phanias in neidenswerther Ruh
Ein unbeneidet Leben zu,"

schreibt er von sich selbst an den Banquier von Strolendorf in Wien. Vergebens sprach man ihm von den verschiedensten Seiten zu, in die große Welt zurückzukehren, er zog „die Schatten Tarent's dem Glanze Rom's" vor; vergebens stellte man ihm die lockendsten Anerbietungen:

„Dieu fit la douce illusion
Pour les heureux fous du bel âge:
Pour les vieux fous l'ambition
Et la retraite pour le sage,"

versetzte er darauf. Es war ihm genug, von seinem „Dunkel" aus zahllose Gemüther mit bitterem Ernste und heiterem Spotte aus den Angeln zu heben, ungemein viel „Minister der Publicität" zu sein, und er hatte nichts weiter zu beklagen, als daß gerade die unschuldigsten Scheidemünzen seines Witzes fast immer die Wirkung vergifteter Pfeile hervorbrachten oder als solche verleumdet und verketzert wurden. Die Kirche des Dorfs besuchte er freilich blos, um die gehörte Predigt Abends vor den Bauern im Wirthshause zu kritisiren und zu persifliren, so daß, wie es in Nördlingen von Mund zu Mund ging, die Baldinger beinahe ohne Ausnahme sich allmälig in vollständige Freigeister umwandelten. Sonst, hieß es dort, pflege die Freigeisterei aus den Städten auf das Land zu wandern, hier dagegen ziehe sie vom Lande in die Stadt. Witzelnd und scherzend nannte er Baldingen sein Rittergut, denn er lebte ja dort wie ein Freiherr in des Wortes engster Bedeutung, und es machte ihm Vergnügen, gerade in Briefen an Edelleute zu sagen, er verbringe just alle Zeit auf seinem „Rittersitz". So geschah es, daß manche Zuschrift an den „Ritter von Wekhrlin" adressirt einging. Hin und wieder bezeichnete er seine Heimstätte „Pathmus", und mehr als einmal erfuhr er durch andere Hand, daß dieser und jener adelige Herr diesen Ort vergebens auf den Karten und in den geographischen Handbüchern über Deutschland gesucht hätte. Oft traf es sich, daß man den vermeintlichen Rittergutsbesitzer persönlich aufsuchte, und dann war man erstaunt in eine von allem Comfort entblößte Wohnung zu treten, wo kaum vier Menschen Platz fanden, und den ebenso berühmten als gefürchteten und gehaßten Bewohner, der mit demselben Gleichmuthe wechselsweise wie Aristipp und Diogenes, lucullisch und fastend, wie Epikur und der heilig gesprochene Landstreicher Rayner sein Dasein hinbrachte, in der nachlässigsten und armseligsten Kleidung zu erblicken: einen breitkrempigen Tyrolerhut auf dem Kopfe, um den Hals ein

grobes Tuch locker umgeschlungen, enganliegende Beinkleider mit Strümpfen bis über das Knie, massive, nägelbeschlagene Schuhe mit vernutzten Bändern und einen völlig verschlissenen Rock. Waren die Besucher heimliche Gegner, entwarfen sie in der Regel die abschreckendste Schilderung von seinem faunischen und höhnischen Wesen; allgemein aber verschrie man jenen harmlosen Scherz als den Ausfluß der Prahlsucht und eines frechen Lügengeistes. Einige verglichen seine äußere Erscheinung mit einem Besen, worauf man hätte erwidern können, was Lady Berkeley zu ihrer Verwunderung eines Tages in Boyle's Meditationen las — der Schalk Swift hatte es hineinpracticirt —, daß gerade die schmutzigsten Hände einen Besen angriffen, und der schmutzigste Besen immer noch bestimmt sei andere Dinge zu fegen und zu reinigen. Uebrigens gehörte es zu Wekhrlin's Ergötzungen sich der beschriebenen Kleidung gerade dann zu bedienen, wenn ihm seine Magd „vornehme" Gäste anmeldete, gerade diese in einem bäurisch schmucklosen Gemach zu empfangen. Denn er entbehrte weder der feinen französischen Garderobe, noch glich sein Arbeitszimmer dem Aufenthalte eines Tagelöhners; doch nur Wenigen gestattete er den Zutritt zu letzterem.

Die Vormittage pflegte er gewöhnlich im Bett zuzubringen. Hier las er Bücher und Blätter, excerpirte markante Stellen, hier kam ihm der Impuls zur Arbeit, die literarische Begeisterung. Bisweilen, wird erzählt, producirte er während einer Woche nichts zum Drucke. Schlug aber die glückliche Stunde leichten Geistesflusses, so hatte er ein Heft in einer Zeit gefertigt, wo es Andere kaum zu lesen vermochten. Daß keine Störung im regelmäßigen Erscheinen seiner periodischen Schriften vorgefallen, wäre nach Schlichtegroll das Verdienst seines gelehrten Mitarbeiters gewesen, dessen Namen zu ermitteln dem rastlosen Nekrologenschreiber von Interesse erschien.

Durchblättert man indeß auch nur die Register der „Chronologen" und des „grauen Ungeheuers" — die der

„hyperboreischen Briefe“ lassen ohne den betreffenden Aufschluß und den „Paragrafen“ hing er keines an —, so ist unbegreiflich, wie man jemals auf den Irrthum gerathen konnte, daß er blos Einen Mitarbeiter gehabt. Etliche sind namentlich aufgeführt, auf noch andere deuten jene zweifellos hin, und wir wissen nun aus seinem literarischen Nachlaß wie aus den Briefen von Personen, die engen Umgang mit ihm gepflogen, daß sich verhältnißgemäß viele Correspondenten um ihn schaarten, nachdem er im 1. Stücke des 5. Bandes der „Chronologen“ dazu aufgefordert: Correspondenten aus allen Ländern Europa's, deren begehrte Anonymität er in der gewissenhaftesten Weise wahrte, so daß er ihre Briefe größtentheils vernichtete, die zum Druck eingesandten Aufsätze aber, was auch Schlözer befolgte, eigenhändig abschrieb, um ihre Verfasser durch nichts zu verrathen. „Wenn man wüßte,“ erklärte er einmal öffentlich, was seinen Biographen offenbar entgangen, „wer meine Mitarbeiter sind, so würden einige Herren der literarischen Mareschaussee deren Artikel dreimal lesen und sich mit ihrem Urtheile zehnmal besinnen.“

Wir sind in der Lage eine ziemlich zahlreiche Mitarbeiterliste geben zu können, welche gleichwol keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben darf, vielleicht weit davon entfernt sein mag. Aeußere Rangordnung erfordert dabei, daß wir den Herzog Karl zu Sachsen-Meiningen vorauf nennen. Von ihm gingen durch dritte Hand zwei Beiträge zu Wekhrlin's Monatsschriften ein. Ihm anzureihen ist dann in alphabetischer Folge Bonaventura Andreß, Professor der Eloquenz und klassischen Literatur an der Universität Würzburg; der Dichter Karl Theodor Beck von Würzburg; Euphrosine Beck, dessen Gattin; der Hessen-Casselsche Legationssecretair Johann Wolfgang Brenk; Gottfried August Bürger; der geistreiche Biograph Sobiesky's, Abbé Coyet; Licentiat Georg

Wilhelm Dachsberg in Frankfurt a. M.; Michael Denis; der Historiker von Dohm; der Ingolstädter Illuminat und Universitätsbibliothekar Anton Drexel; Joh. Georg Adam Forster; der berühmte und verdienstvolle Theaterprinzipal Großmann; der Oberprediger Herbig in Bernburg; Dr. J. C. G. König in Nürnberg; Abbé Letellier in Kehl; Georg Christoph Lichtenberg; Ferdinand Freiherr von Meggenhoffen, bairischer Regiments-Auditeur zu Burghausen; Johann Heinrich Merck; Johannes von Müller; C. F. W. Nopitsch, Musikdirector zu Nördlingen; Petermann; Gottlieb Jacob Planck; der berühmte Kantianer Karl Leonhard Reinhold; der Bischof Michael Sailer, damals noch in Dillingen, „die trotz aller erfahrenen Unbilden wohldenkendste und liebenswürdigste Menschenseele, welche Adam's Same trug"; der Pädagog Salzmann; J. A. Schlettwein; Schlözer; Freiherr von Schönemarck; Thevenin, „Secretair des Freiherrn von Rothenhahn zu Rentweinsdorf"; Moritz August von Thümmel; der Historiker Lorenz von Westenrieder, der in späteren Jahren in das Lager der politischen und religiösen Reaction überlief, und endlich der kühne Dichter Professor Andreas Zaupser in München. Diese sind von uns zuverlässig ermittelt.

Daß nicht Alle gleichmäßig thätig waren, bedarf übrigens keiner ausdrücklichen Erwähnung. Die meisten lieferten nur sogenannte Gelegenheitsartikel. Ständiger und sehr eifriger Beitragsspender war allein Reinhold; aus seiner Feder flossen die meisten philosophischen Aufsätze in den „hyperboreischen Briefen" und die „Bekenntnisse eines Freimaurers" in den „Paragrafen".

IV.

Zehn Jahre vergingen, ohne daß sich etwas Wesentliches in Wekhrlin's Privatleben störend eindrängte. Zwar verbreiteten die Zeitungen im Jahre 1786 die Nachricht, er sei nach Wien abgeführt worden, um wegen einiger Stellen seines „Ungeheuers" zur Verantwortung gezogen zu werden, worin ein Geheimniß des österreichischen Cabinets verrathen wäre; allein diese Nachricht war nichts als eine der vielen plumpen Lügen, welche Finsterlinge über ihn ausheckten. Unterdessen mußte ihm die benachbarte Stadt neuen Anlaß zu Spott und Zorn gegeben haben, denn plötzlich ließ er in Straßburg (1788) einen bittern Angriff gegen den Nördlinger Magistrat drucken und in einzelnen Packeten durch die Post an die Bürgerschaft versenden. Es ist schlechterdings unglaubhaft, daß er sich blos, wie behauptet worden, für die ihn unaufhörlich wurmende Unbill der erhaltenen Ausweisung habe revanchiren wollen. Dazu wartet ein Mann, den man der Rachsucht beschuldigt, nicht zehn Jahre, zumal das Mittel dasselbe war, was ihm ja gleich zu Gebote stand. Es sind unbedingt neue Motive vorauszusetzen: wir sagen vorauszusetzen, da wir von jenem Angriffe selber nichts kennen, noch anderwärts Positives finden. So gern, heißt es nun, der Magistrat die Sache unterdrückt und seinen ganzen Verkehr mit Wekhrlin durch dessen Verweisung als beendigt angesehen hätte, so laut forderten ihn Klugheit und die Art des Angriffs zur Ahndung auf. Denn nicht blos einige der angesehensten Personen der Stadt wären in dem Pamphlet empfindlich compromittirt, sondern auch die Bürgerschaft schier unverhüllt zur Empörung gegen ihre Obrigkeit aufgefordert worden. Der Rath ließ daher jenes Flugblatt öffentlich verbrennen und den Fürsten von Wallerstein bitten, den Verfasser in Untersuchung zu nehmen.

Voll Hochschätzung für Wekhrlin hatte der Fürst, „den die Liebe zu den Musen und alle Grazien des Geistes und

des Herzens anbetenswerth machten", wiederholt doch immer umsonst an ihn die dringendsten und schmeichelhaftesten Einladungen gerichtet, von Baldingen wegzuziehen und auf dem Oberamtsschlosse Hochhaus, „zwölf Meilen von Augsburg, eben so weit von Nürnberg und, was sehr zu beachten, im Mittelpunkte dieser Poststraßen gelegen", als sein Gast zu leben. Jetzt benutzte der Fürst die Gelegenheit seinen Wunsch verwirklichen zu können: er ließ ihn verhaften, um ihn auf Hochhaus sofort in alle Freiheit der Bewegung und des Thuns wiederum einzusetzen, unter der einzigen Bedingung, sich nicht ohne seine Zustimmung von ihm zu trennen.

Obschon wir indeß nichts mit Bestimmtheit von dem Anlaß wissen, der Wekhrlin's Aufgebrachtheit gegen Nördlingen neue Nahrung lieh, so sind wir doch nicht ohne Vermuthungen, welche sich mit großer Wahrscheinlichkeit als die Quelle jener letzten Feindseligkeit darthun und zugleich ziemlich evident belegen, daß, wenn ihm die Stadtverweisung jemals irgend einen Kummer bereitet, er sie doch längst verschmerzt hatte. Es ist nichts weniger als überflüssig diesen Vermuthungen hier Raum zu gönnen: sie dienen zur Charakteristik der Zeit und Wekhrlin's.

Vieles haßte und verfolgte er mit der ätzenden Schärfe einer gründlichen Erbitterung, viele verdorbene Zustände traf seine zerfleischende Ironie; beständig aber saß er namentlich der Intoleranz auf den Fersen. Wie diese in allen Reichsstädten ihr Haupt mehr oder weniger erhob, so auch in Nördlingen, und wenn der Humanitätswächter zu Baldingen jahrelang gegen die breitspurige Unduldsamkeit des Nachbarorts geschwiegen, so erklärt sich dies aus seiner Maxime, alle Uebel vorzugsweise an ihren Hauptlagern aufzusuchen; und es erklärt, daß ihm jenes krähwinkelige Consilium abeundi nicht sehr zu Gemüth gegangen sein konnte. Als jedoch die Nördlinger Intoleranz von anderer Hand an den Pranger gestellt wurde, und letztere dafür in Schlözer's „Staatsanzeigen", die bei aller verdienstvollen Freisinnigkeit

so manchen Einseitigkeiten und Nichtsnutzigkeiten das Wort redeten, eine thatsachenverdrehende Züchtigung erdulden mußte, da schien ihm eine „Grausamkeit" verübt zu sein, welche einen Gegenschlag erheische, da schien es ihm nothwendig die Facta zu beleuchten, welche das Unrecht und die Vornirtheit der Nördlinger gegen ihre katholischen Einwohner, denen sie blos in der Woche, nicht aber Sonntags Gottesdienst gestatteten, unwiderleglich bestätigten. „Ich wohne", rückte er in das 2. Heft des 5. Bandes seines „grauen Ungeheuers" (1785) ein, „in Nördlingen's Nachbarschaft. Seit sechs Jahren habe ich Gelegenheit seine Verfassung, seine Politik, seine Situation zu beobachten. Ich bekenne mich weder zu Baal noch Israel, meine Religion ist: Gott und die Duldung! Wenn ich mich also zwischen dem Ankläger und seinem Gegner in's Mittel schlage, so ist es nichts Anderes, als was man von mir zu erwarten berechtigt ist; wenn ich das Publicum in den wahren Hellpunkt zu setzen suche, so folge ich eben meinem Berufe. Allerdings, Nördlingen ist ein unbeträchtlicher Ort, sein Name kann keine sonderliche Aufmerksamkeit erregen; aber es handelt sich ernstlich um eine Frage des Menschenrechts."

Die nun folgenden Details und deren Erörterungen, welche wir füglich bei Seite lassen, dürften den Nördlingern minder empfindlich gewesen sein, als gewisse Einflechtungen und die Schilderung zum Schlusse des betreffenden Artikels. „Vielleicht", heißt es u. a., „ist es keine persönliche Leidenschaft, welche den heutigen Rath, oder die zwölf Bürger, die man so zu nennen beliebt, abhält die katholischen Kirchthüren zu öffnen. Imbecillität ist es. Sogar von der Bürgerschaft würde er keinen Vorwurf zu wagen haben; blos die Canaille, obschon das Evangelium, ihre Regimentsfahne, ausdrücklich spricht: Was Du willst, daß Dir die Leute thun sollen, das thue ihnen zuvor, — die Präceptoren, Schulmeister, Karrenschieber, Weiber u. s. w. würden vielleicht darüber schreien." Und der Schluß: „Fuimus

Troës. Dies könnte man mit mehr Recht über die Thore zu Nördlingen setzen, als es vom deutschen Museum über Oettingen gesetzt wurde. Einst war ein Augenblick, wo Nördlingen's Horizont sich aufzuheitern begann. Als die Schöpperlin und die Thilo und ein Arzt Geßner existirten, damals schien das Licht vor den Thoren der Stadt zu stehen. Aber mit dem Tode dieser Männer*) ging es ganz wieder unter. Laßt sehen, wohin es ist: 25 Leser, 1 Schreiber und 2 Denker machen die Republik der Vernunft zu Nördlingen aus. Dabei ist kein Museum, keine Bibliothek, keine einzige literarische Hilfsquelle vorhanden. Es giebt zwar etwas, was man die Schulbibliothek nennt, sie ist aber in dem Zustande, in welchem Karl Martell die visigothische Bibliothek zu Rom fand. Zu Nördlingen hat man weder einen Geometer, noch einen Physiker, noch einen Maler, noch einen Sprachmeister, noch einen mechanischen Künstler. Die Stadt kennt kein Theater, keinen Club; selbst ein Kaffeehaus, der allgemeine Sammelpunkt vieler großen und kleinen Städte, fehlt. Es ist lediglich Nichts für den Geist gethan. Keine einzige Erfindung schreibt sich von Nördlingen her, kein einziges mechanisches Kunstwerk ist daraus hervorgegangen. Die Theologie ist vielleicht von würdigen Männern vertreten, aber sie ist ja nichts als Handwerk. Die Heilkunst besteht in einer Partie Aerzte, Apotheker und Bader, deren Symbol lautet: purgare et clystare! Die Rechtsgelehrsamkeit ist in den Händen zweier Procuratoren, die mit der Nähnadel auf dem Aermel plaidiren. Es existirt sicher zu Nördlingen nicht Ein Exemplar von Sulzer's Theorie: Büsching wird nicht über zweimal in der ganzen Stadt sein, Lessing und Engel höchstens einmal; dafür aber auch keine französische, keine englische, keine welsche Zeile. So erstaunlich ist die Unwissenheit zu Nördlingen, daß man einem Fremden nicht einmal die Stelle der berühmten gleichnamigen Schlacht

---

*) Geßner lebte noch zu Rothenburg a. d. Tauber.

mehr zeigen kann. Den noch berühmtern, lange vergeblich gesuchten Grabstein des Marschalls Marsillac, der in dieser Schlacht fiel, fand man unlängst an der Ecke eines Gerberladens, wo er zum Schweinetrog diente. Zwar ist ein Buchladen vorhanden, aber die Langeweile bringt ihn fast um. Ohne den Zuspruch der Fremden müßte der Besitzer verhungern; denn die Journal-Gesellschaft, welche seit einigen Monaten besteht, ist ein bloses Gevatterwerk. Und nach so langer Zeit, da der Mann seinen Mitbürgern Geld zutrug, war es endlich billig, auch ihm Etwas zu lösen zu geben. Er schlug eine Lesegesellschaft vor, und man ging darauf ein, theils par revanche, theils par air. Und in solchen Umständen will man sich noch über Andere erheben? Wenn Nördlingen erst die heilsamen Folgen der Toleranz begreifen gelernt, wenn sein Herz von den Regungen der Menschlichkeit, des Gesellschaftsrechts, der Brüderliebe durchdrungen ist; wenn es fähig ist, schönen Beispielen nachzufolgen, Gefühl für Ehre zu haben, mit Andern um Einsicht und Großmuth zu wetteifern: dann mag es von Aufklärung sprechen, dann werden wir ihm das Verdienst derselben nimmer streitig machen."

In den beiden nächsten Jahren aber (1786/87) brachen Zwistigkeiten zwischen den Nördlingern und dem Fürsten von Wallerstein über gewisse beiderseits beanspruchte Gerechtsame aus, die einen starken Schriftenwechsel hervorriefen, Wekhrlin hingegen zur Veröffentlichung einer Deduction veranlaßten, welche streng objectiv aber schlagend die Unbegründetheit der Ansprüche der ersteren nachwies. Kaum jedoch war dies geschehen, als vom Nördlinger Rath eine fulminante Epistel an den Fürsten einging, welche das abschreckendste Conterfey von dem Verfasser jener Deduction entwarf und dessen Ausweisung aus dem Oettingschen Lande unmaßgeblich als heilsame Maßregel anrieth. Den Fürsten amüsirte es, Wekhrlin eine Abschrift davon übersenden zu lassen.

„Das ist der Trank für die Pille wegen der Intoleranz", meinte der Oberamtmann auf Hochhaus, Freiherr v. Schöne-

marck. Und in der That wäre die maßlose Wuth jener kleinbürgerlichen Souveraine ob einer ruhigen, ja trocknen staatsrechtlichen Darlegung, trotzdem sie zu ihren Ungunsten resultirte, unverständlich ohne die Annahme, daß der obige Artikel ihnen eine Galle in die Köpfe getrieben, auf welche der geringfügigste Zusatz als vomificum medicamen wirken mußte. Und diese Wirkung lediglich betrachten wir als die Ursache der Straßburger „Invective".

Nicht also wie ein Gefangener, sondern als längstersehnter Gast sah sich Wekhrlin auf Hochhaus behandelt. Vier Jahre verlebte er im Wesentlichen dort unter schriftstellerischen Arbeiten, in vertrautem Umgange mit dem Fürsten und einigen aufgeklärten und ihm von jeher wohlgesinnten Männern, als der eben erwähnte Schönemarck, Hofrath Preu, Regierungspräsident von Ruesch, Superintendent Lang u. A., und in schärfster Beobachtung des Ganges der französischen Revolution, deren Hauptheerd er auf einige Wochen (1789) persönlich betrat. Bis an das Ende seiner Tage gedachte er sein Stillleben fortzuführen. Dort, auf Hochhaus, wo er „erhaben über die Pfeile des Neides und der Kabale im seligen Genusse der Unabhängigkeit sein Held, sein eigner König" war, wollte er dem Tode in's Auge schauen. „Ehren, Würden, Güter," ruft er, „eure Täuschungen lernte ich kennen; entschlossen entrann ich euren vergoldeten Ketten." Er lobte sich sein Schicksal um so mehr, als er sich die Kunst angeeignet, seine Wünsche nach seinen Mitteln abzuwägen. „Die ihr unter euren schimmernden Dächern meiner Einfalt spottet, wißt, daß ich euch längst nimmer beneide. Mich verfolgt der Lebensekel, euer geschworner Feind, nicht. Ohne Furcht und ohne Unruhe sehe ich von Weitem in's Weltgetümmel; von diesem Bilde fliehe ich zu der Natur, und von der Natur zur Arbeit. Wenn es gefährlich ist, mit den Launen des Glücks zu leben, so ist's Weisheit, seine Touren und sein Spiel zu beobachten." Zwar gefiel er sich oft im Erträumen einer besseren politischen Zukunft; „so oft

ich aber", schrieb er, „die Pflichten bei mir überlege, die ich der Vorsehung schuldig bin, so danke ich ihr doch, daß sie mein Leben in die letzte Periode des achtzehnten Jahrhunderts fallen ließ, um das Reich der Philosophie und Toleranz, wonach so viele tausend vergangene Geschlechter umsonst schmachteten, in der Ferne zu sehen; um die Morgenröthe der wahren Religion, der einzigen, ewigen, der allgemeinen Religion zu erblicken — der Religion der Natur; um ein Zeitgenosse Friedrich II. und Voltaire's zu sein; um einen Augenblick zu erleben, wo ein raisonnables Gefühl von Freiheit in ganz Europa erwacht, und ein Zeuge von dem Umschwunge in Frankreich zu sein, von wo aus der erste Nationalcodex und vielleicht die Anfangslinien zu einem wahren, der Gesellschaft anpassenden Gesetzsystem datiren dürften."

Indeß die preußische Besitznahme der beiden Fürstenthümer in Franken und das blitzschnell in ihm auftauchende Project einer großen, von Ansbach aus zu bewerkstelligenden rein politischen Zeitung hieß ihn doch seine bisherige Existenz aufgeben, so dringend ihn sein hoher Protector und seine Freunde davon abmahnten. Er stellte sich dem Fürsten von Hardenberg vor, der seiner Thätigkeit alle Achtung zollte, bekam die Erlaubniß zur Ausführung des vorgelegten Planes, übertrug einem Ansbach'schen speculativen Gasthofsbesitzer Verlag und Spedition, und unternahm, mit beträchtlichem Vorschuß von diesem versehen, zum drittenmal eine Reise nach Straßburg und Paris, diesmal um geeignete Correspondenten zu gewinnen. Er kam zurück. Seine Freunde warnten ihn wiederholt, sie sahen in einem Momente der äußersten Erregung der Gemüther und der schroffsten Sonderung der Parteien die größten Verdrüßlichkeiten für ihn und keinen langen Bestand des Unternehmens voraus. Brachten ihn indeß die gutgemeinten Rathschläge nicht von der Sache ab, so bewirkten sie doch einen modificirten und moderirten Charakter derselben, und auch erst nach längerem Zaudern (im Juli 1792) begann er die Zeitung unter dem

Titel: „Anspachische Blätter", um sie wider Willen und Berechnung schon im October mit Nr. 34 zu schließen.

Das Vorhergesehene erfüllte sich in unvorhergesehener Weise. So lange er nämlich unter dem Schutze des preußischen Ministers stand, hatte es keiner seiner Gegner in Ansbach gewagt offen wider ihn hervorzutreten. Als dieser aber einstmals abwesend war, erscholl das lächerliche Gerücht, die Franzosen seien im Anmarsch, Wekhrlin, ein geheimer Jacobiner, habe die Stadt verrathen. Der aufgewiegelte Pöbel rottete sich zusammen, der Verdächtigte, kaum vor Mißhandlungen zu schützen, erhielt Stubenarrest, und alle seine Papiere wurden in Beschlag genommen, um der strengsten Untersuchung als Unterlage zu dienen. Sie erwies sich vollkommen gegenstandslos. Gram und Zorn aber bemeisterten sich seiner über diese Vorgänge, er verfiel in Krankheit und erlag ihr rasch am 24. November 1792. Seine letzten Stunden waren mit trüben Betrachtungen über Deutschland erfüllt. Sonst aber sah er lächelnd dem Augenblick entgegen, „wo der Vorhang über die Farce, welche man Leben nennt, fällt." Zwei Geistliche gedachten ihm durch religiösen Zuspruch das Sterben zu erleichtern. „Wenn sie das wollen," antwortete er, „so mögen sie mich mit ihrem Besuche nur verschonen."

„Non habuit unde efferetur." Fürst Hardenberg ließ ihn daher auf seine Kosten bestatten und geleitete ihn auch auf seinem letzten Gange. Nicht in aller Stille ward er beerdigt, wie ein Journal jener Tage meldete, sondern unter dem Zudrange fast der ganzen Bevölkerung von Ansbach. Nur die große, damals modische Lüge der Ablesung eines von allen Tugenden strotzenden, von keinem Makel getrübten Lebenslaufes unterblieb an seiner Gruft, da ein Geistlicher, der dies Geschäft zu verrichten hatte, an derselben nicht stand.

Fürst Ludwig von Wallerstein errichtete ihm eine Bildsäule im Parke zu Hochhaus, aber sie ist untergegangen; Fürst Hardenberg stiftete ihm einen Grabstein, aber er ist längst verwittert.

V.

Nach der Schilderung von Zeitgenossen, wobei wir jedoch die regierenden Herren des Cantons Glarus, die, wie wir unten sehen werden, eine sehr absurde Beschreibung seiner Persönlichkeit in die Welt sandten, nicht im Sinne haben, war Wekhrlin eine fast hohe, imposante, in den letzten Jahren etwas starkbeleibte Erscheinung mit sokratischer Kopf- und Gesichtsbildung, ruhigen, durchdringenden Auges, dessen Glanz einen eigenthümlichen Schein über ein stereotypes Lächeln breitete, in welchem die Einen Gutmüthigkeit, die Andern Sarkasmus, noch Andere selbstbewußte Ueberlegenheit lasen, und von jener hofmännischen Geschmeidigkeit, die auf den Mann von Weltbildung immer Anziehungskraft ausübt.*) Als allseitig unterrichteter Gesellschafter und hinreißender Erzähler wäre er dann vollends aller Kreise versichert gewesen. Aber die Menge seiner Fehler und Unarten, die er zum Theil bisweilen dergestalt verborgen, daß auch der schärfste Prüfer an ihm zu Schanden geworden, hätte schnell die ersten bezwingenden Eindrücke wieder aufgehoben.

Im Vorigen schon streiften wir unvermeidlich an die Licht- und Schattenseiten seines individuellen Verhaltens. Es gilt jetzt der näheren oder ergänzenden Beschauung der wesentlichsten derselben.

Wahr, sein Leben bietet so Manches dar, was sich eben nicht zur Nachahmung empfiehlt; jeder große geniale Mann aber ist in der Realität oft klein, hat mancherlei Schwächen und Gebrechen, ist niedrigen Regungen unterworfen, mehr als der hausbackene Verstand, und Wekhrlin wollte nichts weniger als Andern ein Sittenmuster sein. Allein die be-

*) Brustbilder von ihm in Bock und Moser's „Sammlung von Bildnissen" und im 1. Bande der „Reisenden für Länder- und Völkerkunde" (1788) von Küfner in punktirter Manier nach Schweigländer. Beide sollen aber in der Aehnlichkeit zu wünschen übrig lassen. Wir selber sahen diese Bilder nicht.

schränkte Menge will der anderartigen Erkenntniß des Genie's, der ideellen Größe nicht blos keine Concessionen machen, sie verlangt sogar von dem Sänger einer Messiade, daß er selber ein Messias sei, und schilt ihn einen Judas, wenn er es nicht ist. Eben so wahr ist indeß auch, daß Wekhrlin Tugenden besaß, an denen das Beurtheilungsvermögen der gemeinen Weltleute oder Philister ebenfalls fehl ging, Tugenden, welche in solchem Umfange zu bethätigen wiederum nur der geniale Mensch vermag.

Wekhrlin bekennt selber, in frühern Jahren der Liebe und dem Wein zu freigebig geopfert zu haben. „Es giebt keine wahre Philosophie ohne den Genuß des Vergnügens," rief er, aber es ward Zeit, daß er seinen Leidenschaften Einhalt gebot, denn wenn auch die Götter die Wollust für den Weisen geschaffen, so gäbe es doch eine Hefe, welche nur Narren „söffen". Schon fühlte er, daß er die Grenze überschritten, für „die Göttlichkeit der Liebe" abstumpfe; und statt „der Scherze und jener heitern Genien," in deren Umgange sein Leben sonst hingeflossen, besuchten ihn „Kopfweh, Fieber, Rheumatismus und das ganze Gefolge des Spleens." Das klagte er im Alter von 36 Jahren. Darum ward er jedoch weder Hypochonder noch Enkratit. Mit der größten Ruhe und Heiterkeit ertrug er die Leiden, womit Bacchus und Venus ihre allzueifrigen Verehrer strafen; und wenn er zur Entledigung derselben nur selten noch Libationen darbrachte, in zäher Willenskräftigkeit strenge Diät beobachtete, so war, obgleich fern von aller platonischen Schwärmerei und romantischen Duselei, seiner geistigen Unermüdlichkeit die Liebe doch eine zu unentbehrliche Anregung, als daß er mit einer stetigen Sinnennüchternheit sich hätte befreunden können. „Wirst du nicht aufhören, Plagegeist?" personificirte er in jenen Tagen den ihn quälenden Husten. „Warum zu mir? Giebt's nicht Stubenhocker, Menschenfeinde und faule Bäuche genug, die dir abwarten können? Warum zu mir, der Arbeit und freie Luft liebt? Oder bist du etwa

mit meinem Arzt einverstanden? Der Barbar! Er verdammt mich zum Thee — nicht zum Burgunder. So sind sie, diese Henker: sie müssen ihre Grausamkeit selbst dann zeigen, wenn sie uns das Leben lassen. Noch mehr: ich soll Nanchen meiden, so lange er dich bei mir einlogirt hat. Seid ihr klug, ihr Beide? Ich — acht Tage ohne Kuß leben! Ihr irrt euch. Allen Katarrhen und der Hektik selbst zum Trotz gehe ich aus und suche mein Mädchen auf. Ich werde sie in die Laube führen, die diesen Sommer für uns grünt, dort werde ich mich über euch lustig machen. Wie: indem Andere küssen und trinken, soll ich fasten? Indem der Mond strahlt, soll ich die Nacht hindurch in meinem Bette liegen, just so traurig wie ein Ehemann neben seinem Weibe? Nein, grausame Furie. Flieh hin und besuche meinetwegen jenen Prälaten. Er hat nichts zu thun als dir abzuwarten. Während er seine Schachpartie spielt, kannst du ihn ruhig quälen. Setze dich in die Schlafhaube seiner Nachbarin, der Frau Pfarrerin, die kein Gefühl für Freude hat. Von dir ungehindert, kann sie ihre Hühner füttern und ihre Mägde auszanken. Oder geh zu Orbil, der nicht weiß was mit seiner Zeit anzufangen. Du wirst ihm zur Unterhaltung dienen. Mich aber verschone — mich, der ich das Vergnügen liebe, mich, der trinken und küssen kann. Gönnt mir diesen Becher, ihr Beide. Ich verspreche, ihn auf das Leben der Medicin zu leeren. Ja, an den rothen Lippen und dem blühenden Busen Nanchens will ich der Gesundheit eine Lobrede halten. Soll mir aber weder vom Doctor noch Katarrh Gnade beschieden sein, ach, so gewährt mir, Grausame, gewährt mir die Bitte, daß der Eine ohne den Andern zu mir komme."

Die hier Genannte kehrt vornehmlich in seinen Briefen aus den Jahren 1778 bis 1788 so oft wieder, daß wir wol nicht irren, wenn wir annehmen, daß sie während seines Baldinger Aufenthalts seine beständige Geliebte gewesen. Näheres fehlt jedoch über sie. Eben so herrscht über etwaige

Verbindungen dieser Art aus den letzten vier Jahren, in denen er sich „einer seltenen Gesundheit der Nerven" erfreute, gänzliches Schweigen. Zur Ehe entschloß er sich nie, so hoch er diese hielt, so ersprießlich, ja vernünftig er eine Besteuerung aller Hagestolzen erachtete, um arme Mädchen damit auszustatten und die Heirathen in den sogenannten arbeitenden Klassen zu mehren. Aber nur einmal hatte er eine Liebschaft von so langer Dauer, er bedurfte, wie das bei seinem Naturell erklärlich, der Abwechselung; doch finden wir nirgend einen Nachweis, daß er, wie seine Feinde wollten, seine galanten Abenteuer auch unter den Priesterinnen der Venus vulgivaga bestanden hätte. Wenn er die „Freudenmädchen" gegen den Rigorismus einer altväterischen Begriffsdumpfheit, gegen brutale Kleinmeisterei und widersprüchliche Polizeimaßregelei in Schutz nahm, so verstand er darunter nicht jene elenden Dirnen, welche aus der geschlechtlichen Hingabe ein liebeleeres aber möglichst einträgliches Gewerbe machen, sondern lediglich jene Klasse von Mädchen, die einzig der Befriedigung ihrer sinnlichen Triebe nachhängen, ohne sie zum Lebensunterhalt auszunutzen, eine Klasse, welche er unter den Pariser Grisetten zahlreich vertreten gefunden. „Diese", sagt er, „sind keine so verächtlichen Geschöpfe als ihr denkt. Die Wollust ist allerdings das verzogene Kind der Natur, aber wisst, daß ihr die Gesellschaft bisweilen mehr zu danken hat als eure Tugend. Und so lange eure Gesellschaft noch so beschaffen ist, daß Menschen gezwungen sind im Cölibat zu leben, so lange wird und muß es Freudenmädchen aller Art geben." „Hurkinder", wendet er bei einer andern Gelegenheit ein, „nennt ihr die Kinder der Liebe! Warum nennt ihr sie nicht richtiger Gesellschaftskinder, Vaterlandskinder?" Sein Cynismus habe sich die öffentliche Vertheidigung der Bordelle erlaubt, plauderten die Allerweltsklätscher. Wo? fragen wir; man zeige uns die Stelle! Gerade umgekehrt! „Die Gesellschaft", heißt es bei ihm, „leidet an unheilbaren Krankheiten, und da muß man wenig-

stens Palliative gebrauchen. Für ein solches hält man auch die Bordelle. Allein sie taugen gar nichts. Anstatt zur Bequemlichkeit, zur Vermittelung, zur Zerstreuung des Vergnügens zu dienen, führen sie zum Ekel, zur Ausschweifung und Entkräftung. Jedes Bordell ist eine Schule wenn nicht für's Zuchthaus, so doch für's Lazareth. Weg mit ihnen! Bis auf die Grundsteine bauet sie ab!"

Weil aber die Einrichtungen des Staats und der bürgerlichen Gesellschaft eine Enthaltsamkeit auferlegen, welche die Natur nicht verträgt, so daß sie sich auf unerlaubte und illegale Weise zu ihrem Rechte verhilft, folglich doch ein Palliativ unvermeidlich wird, macht er zur Verhütung immer weiter um sich greifender Entsittlichung und Entnervung einen Vorschlag, der in abstracto ziemlich beifallswerth erscheint, aber in der Verwirklichung so außer allem Zweifel dieselben Uebel, dasselbe Verderben fördern würde, die er zu beseitigen oder wenigstens in Schranken zu halten bestimmt ist, daß wir kaum glauben können, es sei einem hellsichtigen Kopfe wie Wekhrlin damit voller Ernst gewesen.

„Wir errichten", sagt er nämlich, „Arbeitshäuser, Findelhäuser, Geburtshäuser, Heilhäuser, mit einem Worte Zufluchtshäuser für alle Bedürfnisse des Lebens: laßt uns ein Bevölkerungshaus daneben stellen — ein Haus, wo unter dem Schatten einer weisen Polizei die Liebe das ungekränkte Recht einer feinen und honneten Herrschaft auszuüben möge. Man sieht, wohin ich ziele. Ein Tempel der Grazien und des Geschmacks müßte es sein, mitten im Haine der Geheimnisse errichtet: ein den schönsten unter den animalischen Functionen der Gesellschaft gewidmetes Heiligthum, ein dem Staate geweihtes Institut, ein Asyl für isolirte Herzen, leidende Ehemänner und Frauen, für die gereinigten Freuden des Lebens, für überdrüßige Wittwer und schmachtende Wittwen, eine Vorbereitungsschule für angehende Eheleute, eine Akademie der Sitten und des Vergnügens — eine Menschen-

fabrik — ein Bevölkerungshaus — wie ihr's immer nennen wollt. Hier müßte der empfindsame und gesellige Mensch eine Freiheit finden, in der Stille dem Vergnügen zu opfern; hier müßte der Bürger sich unter dem Schutze des Staats den Freuden des Lebens überlassen, sein Dasein vervielfältigen und also den Pflichten der Natur und der Menschheit huldigen können. Der in mißvergnügter Ehe lebende Mann oder die mit einem kränkelnden Gatten gestrafte Frau müßten hier Gelegenheit antreffen sich mit dem Schicksale wieder auszusöhnen; der kräftige Jüngling, der unfreiwillige Hahnrei müßten eine Garantie gegen die Krankheiten der Enthaltsamkeit finden. Ohne Zweifel müßte das Laster, das über den Anblick unseres Instituts erblassen würde, mit allen seinen Gefährten der Lüderlichkeit, der Ausschweifung, dem Taumel, der Päderastie, der Lustseuche u. s. w. fliehen und dem wahren Genuß das Feld überlassen. — Sollte es ein Paradox sein zu behaupten, daß eine solche Anstalt unter gehöriger Einrichtung eine Pflanzschule der Sitten und Bevölkerung werden könnte? Sage ich zu viel, wenn ich glaube, daß ein öffentlicher Tempel der Liebe, wo nur Delicatesse und Geschmack Gesetze gäben, der Debauche aber gänzlich die Thüre verschlossen wäre, eine Anstalt geben könnte, Ehen zu stiften, glückliche Sympathien und Verbindungen zu erwecken, den Cölibat zu verekeln und wohldenkende Bürger zu bilden?"

Schon in dem Tone dieses originellen, übrigens unausgedachten, blos hingeworfenen Planes, meinen wir, liegt etwas, das ihn als halbe Ironie vorstellt, uns glauben macht, der Erfinder habe bei sich selber die guten Erfolge desselben bezweifelt.

Auch zieht er unsers Erachtens diesen Vorschlag damit wieder zurück, daß er späterhin bei der Betrachtung des Wesens der Ehe vollsten Ernstes anstatt der Monogamie die facultative Polygamie verlangt, und in überraschender Weise zur Begründung dieser Forderung Ansichten entwickelt,

welche sich nachmals in den Doctrinen der Communisten mit denen er sonst nicht das Mindeste gemein hat, wiederfinden und ihren Wiederhall noch in neuester Zeit erhielten. Nicht ist es die Polygamie, wie sie sich in den Anfängen des Völkerlebens zeigt und im Orient fortdauert, welche Wekhrlin meint, und nicht durch einen Beschluß oder ein Gesetz will er sie eingeführt wissen: es ist Polygamie und Monogamie in reiner Form und neuem Charakter zugleich, und dahin werde sich die Ehe in Zukunft wahrhaft menschenwürdig von selbst gestalten und endlich die geschlechtlichen Verhältnisse von allem ihnen anklebenden Schmutze befreien. Nur wird es bei ihm nicht recht klar, wie diese neue Ehe, welche eines und das Andere zugleich sein soll, bei der Freiheit der Individuen und ihren Qualitäten an der Klippe der Polyandrie ungefährdet vorüber soll.

Daß Wekhrlin aber die Liebe kein bloses vulgäres Sinnenbedürfniß war und noch weniger in Verirrungen eines Gefühlsmysticismus bestand, vielmehr ein seinen Geist erholendes und doch in Bewegung erhaltendes Moment, das geht aus zahlreichen Stellen seiner gedruckten Schriften und Briefe ganz unzweideutig hervor, selbst aus der schlüpfrigen Schilderung seines Besuchs einer Kirmes (Paragraphen I. 193 ff.), dem einzigen obscönen Stück seiner Werke. Das geht endlich aus seinem zum öftern manifestirten Widerwillen gegen alle Sentimentalität hervor. So schalt er den „Siegwart“ eine Dummheit, „Werther's Leiden“ eine sehr schädliche Plattitüde, ohne des Verfassers Genius zu verkennen. So widerten ihn auch die Liebeslieder der „Starkgeister“ an und besonders die Idyllendichter. „Es giebt,“ schrieb er, „keine silbernen Bäche und keine goldenen Aehren; die Wolken sind nimmer aus Purpur gewebt, und nie tröpfelte Ambra von einem Rosenstrauch. Alles das sind Jämmerlichkeiten. Aber es giebt Wolken, Fluren und Quellen von namenlosem Reiz. Mehr als einmal bemühte ich mich die Dichter mit der Natur zu vereinigen. Diese Leute haben

aber so wie die Theologen das Unglück immer entweder unter oder über ihr zu sein. Ich nehme bisweilen Spenser, Kleist oder Virgil mit in's Feld. Wie schwach, wie geziert finde ich sie indeß gegen die Natur. Ich werfe sie dann weg, kreuze die Arme und rufe mit Lessing aus: Natur, Natur, wie groß bist du! Noch kein Dichter, von Theokrit an bis auf den Abbé de Lille hat sie getroffen. Ich entzweie mich deswegen gemeiniglich mit ihnen auf meinen ländlichen Wanderungen." Und so erkennt man denn die arge Leichtfertigkeit, mit welcher leider neun Zehntel aller Menschen, der schreibenden wie blos lesenden, in Fragen der Moralität bei der Hand sind, ihn einen Sclaven der Sinnlichkeit, einen durch lüderliche Sitten an Gesundheit und Geist zerrütteten Menschen zu nennen und mit Naturen wie Günther, Bürger, Schubart und diesen Aehnlichen, besonders mit letzterem zu vergleichen, mit einem Manne, dessen Ausschweifungen grenzenlose und permanente waren, dessen Charakter ein absolut sittlich unfreier und unsteter, dessen Ueberzeugungen und Bestrebungen ohne Consequenz und Treue, dessen ganzes Dasein ein zerklüftetes. Nein, bei allem Libertinismus, dem Wekhrlin huldigte, hielt er sich doch von dem Schmutze und der Gemeinheit eines Schubart fern, er ist durch Einheitlichkeit der Lebensanschauung und Bildung noch erträglich, es ist in seiner Lüderlichkeit noch Besonnenheit, ja Idealität. Und als er, niemals willenloser Spielball seiner Leidenschaften, die Fehler seines Wandels berichtigte, da eben erst begann seine geistige Größe und seine Bedeutung für Deutschland.

Begründet ist dagegen der Vorwurf, daß Wekhrlin im geselligen Verkehr nicht immer die nöthige Herrschaft über seine Worte übte, daß er vornehmlich seinem Hange zur Satire allzusehr nachgab, darin eine Schwachheit an den Tag legte, die ihm die empfindlichen und beschränkten Leute um ihn her als ein Laster deuteten, das in Bosheit und Rachsucht wurzele. Aber, sagt der „Eremit in der Dorf-

tenne" — wie er sich in einigen Briefen unterzeichnete — „ich würde unglücklich sein, wenn ich Jemand Ursache gegeben hätte, mit Recht an meinem Herzen zu zweifeln. Auf meinem ganzen Wege durch die Welt habe ich es immer rein erhalten; und so oft ich so unglücklich war, meine Freunde durch die Fehler meines Verstandes zu beleidigen, erwarb mir der Charakter meines Herzens ihre Verzeihung." Andermals: „Bei einer Menge Fehler meines Verstandes muß man mir wenigstens ein ehrliches, zur Freundschaft gestimmtes Herz lassen. Wie sollte mich nun Bosheit beseelen? Wie sollte es irgend mein Vorsatz sein können, Jemand um seine Ruhe, um ein Gut zu bringen, das ich ihm nicht zu ersetzen wüßte und gleichwol unentbehrlich für ihn halte?" Wiederholt betheuert er: „Der Himmel weiß, daß mein Gewissen auch von aller literarischen Bosheit rein ist." Und in der That ist uns kein Schriftsteller bekannt, der selbst den übelwollendsten und unvernünftigsten Kritikern solche Ruhe, solchen Gleichmuth entgegengesetzt hätte.

Als zwei der vermeintlich schlagendsten Beweise seiner Bosheit und Rachsucht hat man sein Verhalten in dem unfreiwilligen Rencontre mit den regierenden Herren zu Glarus und die Veröffentlichung eines Pseudo-Schubart'schen Briefes sammt Beilage bezeichnet. Doch gerade Diejenigen, welche so sehr auf den ersterwähnten Zusammenstoß pochen, sind am schlechtesten davon unterrichtet, und überhaupt sind die interessanten Details desselben so wenig bekannt, daß es sich lohnt ihrer hier in angemessener Kürze zu gedenken.

Im Jahre 1782 hatte der reformirte Magistrat des genannten Cantons eine Magd Namens Anna Göldin als Hexe einziehen, foltern und endlich hinrichten lassen. Wekhrlin nahm eine Darstellung dieses Prozesses in den 10. Band seiner „Chronologen" auf, und knüpfte daran die Apostrophe, wie sehr ein Volk zu bedauern sei, dessen Leben in den Händen solcher Richter wäre, wo solche „schandvolle Auftritte" noch stattfinden könnten. Fünf Monate darauf zeigte

die Wallersteinsche Regierung dem Herausgeber an, daß eine Aufforderung vom Rathe zu Glarus eingetroffen sei, ihn zur Angabe des Einsenders jenes Artikels anzuhalten. Die Zumuthung ward aber mit dem Bemerken abgelehnt, man möchte erst die Unwahrheit der angegebenen Thatsachen beweisen, und die Regierung fand dies in der Ordnung. Darauf erging von der Rathsversammlung zu Glarus eine Ladung an Wekhrlin, sich „Dienstags den 15. Heumonats neuerer Zeit persönlich zu stellen, um gewärtig zu sein, was Urtheil und Recht geben wird.“ Natürlich war der Geladene kein Tollhäusler, und so blieb er zurück von der Schranke, wo Kläger und Richter in Einer Person saßen. „Ich war eben im Begriff“, erzählt er, „die Ladung zu beantworten, als sich ein Fremder bei mir melden ließ. Ein freundliches, bürgerliches Wesen erschien, welches zum Ueberfluß versicherte, daß er ein rechtlicher Mann und Käsehändler vom Freiflecken Glarus wäre. Ich empfing ihn mit Offenheit. ‘Mein Herr’, sagte er ungefähr, ‘Sie können mich und meine Mitbürger glücklich machen. Ihre Nachricht vom Göldinschen Malefizprozeß erregt Gährung im Publicum. Das Volk will wissen, was es für eine Obrigkeit habe. Ich bin von gewisser Hand beauftragt, Ihnen sechs Dublonen, und wenn es nöthig ist mehr anzubieten, wenn Sie uns in Ihre Correspondenz einweihen.’ Ich lächelte. Plötzlich aber fiel mir die Idee ein, ob sich dieser Umstand nicht benutzen ließe, um auf die Schwächen meiner Gegner einen desto stärkern Schatten zu werfen. Ich schmeichelte mir, wenn ich meiner Regierung einen Beweis vorlegen könnte, daß man sich auf Corruption lege, während man noch Unterhandlungen mit ihr pflege, so müßte sie von der Unwürdigkeit der Magistratur zu Glarus desto mehr überzeugt sein. Allein ich wohne auf dem Dorfe; ich lebe isolirt; ich hatte kein geeignetes Subject zur Hand, um zum Zeugen der mir gemachten Proposition zu dienen. Ich erwiderte also Herrn Joachim Legler et Comp. (so gab er mir seine Adresse an),

daß ich nicht ungeneigt sei ihm zu dienen, nur müßte er mir bis morgen Zeit geben, weil ich die fraglichen Papiere einige Meilen weit versendet hätte. Er schien es sich, wiewol mit Zwang, gefallen zu lassen. Er hätte aber gewünscht, das Geschäft auf der Stelle abschließen zu können, weswegen er auf zwölf Dublonen stieg. Allein ich blieb consequent, und so schieden wir von einander. Vergebens schmachteten ich und der Freund, den ich zum Frühstück gebeten, nach Herrn Legler et Comp. Er war verschwunden; blos aus dem Gasthofe erhielt ich die Botschaft, er wäre abgereist und würde mich das Weitere schriftlich wissen lassen. Hieraus erwuchs ein kleiner Briefwechsel zwischen mir und dem Manne, der von beiden Seiten mit der äußersten Verstellung und Falschheit geführt wurde. Kurz, mein Vogel war entwischt und alle Lockspeise vergebens. Wirklich scheint es, das Ministerium von Glarus habe nur gewartet, was dies Negotium für eine Wendung nehme; denn sobald es aufgegeben, erschien ein neues Schreiben an die Regierung meines Horizonts, worin es u. A. wörtlich heißt: ‘Uebrigens mußten Wir uns sehr wundern, daß W. von Uns einen Legitimationsact Processus fordern darf, über einen Fall, den Wir als eine souveraine Obrigkeit bei Eiden beurtheilt, und dafür Niemand als Gott Rechenschaft zu geben haben; stellen Uns aber wohl vor, daß er solches nur zur Deckung seiner Ausschweifungen anzubegehren versucht habe, hoffentlich sich wohl einbildende, daß Wir als Obrigkeit gegen ihn Uns nicht so niederträchtig stellen, und ihm Rechenschaft von Unsern Handlungen abgeben werden, wie Wir auch seine beigefügte Anerbietung, solchenfalls den Namen seines Correspondenten in seinen Blättern zu publiciren, nicht verlangen, noch Uns um seine Recaution bewerben. Unsere Beschwerde ist einzig über die Kühnheit des W. Sein übriges Geschmiere, worein er die Sache kleidet, kommt uns gleichgiltig und lächerlich vor.’ Auf's Nachdrücklichste wird schließlich wiederholt: ‘Wofern er sich noch weigern sollte, seinen Einsender anzugeben, so

werden Wir ihn für den Urheber dieser schimpflich ausgestreuten S. V. Lügen halten, und ersuchen Unsere rc. dem W. gerichtlichen intimiren zu lassen, sich auf den 19. kommenden Monats August auf Unserm Rathhause zu stellen, in nicht erscheinendem Fall aber zu erwarten, was Urtheil und Recht über ihn erkennen wird."

Dies Schreiben ist vom 26. Juni 1783; vierzehn Tage vorher aber war vom hohen Rathe zu Glarus beschlossen worden, das betreffende Heft der Chronologen durch Henkershand öffentlich verbrennen zu lassen. Und der ganzen Frechheit und Dummheit der souverainen Herrlein setzte Wekhrlin nichts weiter entgegen, als daß er, von jenem Beschlusse heimlich benachrichtigt, dem Landschreiber der Republik, Melchior Kubli, alsbald seine Silhouette übersandte mit der Bitte, sie oben auf den Scheiterhaufen zu legen, „um so das Festin zu vollenden und zu verherrlichen." Dieser Scherz mag jedoch nicht wenig zur Steigerung der Wuth gegen ihn beigetragen haben, denn am 20. Dezember 1783, nachdem sich die Wallersteinsche Regierung jede fernere Insinuation der Glarner in dieser Angelegenheit entschieden verbeten hatte, veröffentlichte die „Chancellerie de Glaris" folgenden ridicülen Steckbrief in der „Berner Zeitung".

„Anna Goeldin ayant été jugée et condamnée par LL. EE. et executée le 13. Juin 1783, après une procedure criminelle; Ludwig Wehrlin de la Jurisdiction du Prince de Wallenstein, manquant indignement à tout respêt envers le Souverain a eu l'audace d'inserer dans sa chronologie un libelle atroce faux et calomnieux contre la dite sentence. Il a été cité plusieurs fois et n'a point comparu. Cet infame libelle a donc été brulé le 1. de ce mois par la main de bourreau. Et on prie tous les cantons confédérés de faire saisir le dit Wehrlin par tout où il pourrait l'être. Leurs Excellences donneront cent écus neufs à quiconque le livrera à la justice. Le dit Ludwig

Wehrlin est agé de 30 ans, visage pâle et maigre, taille petite, jambes minces, et en général la figure très désagreable. Donne le 2. Dec. 1783.“

Auch dieser letzte Schritt weckte nichts weniger als Wekhrlin's Zorn, im Gegentheil seinen Humor. Er druckte den Steckbrief in seinem „grauen Ungeheuer" (Aprilheft 1784) ab, und begnügte sich zu foppen, daß die „Grausamkeit" der Souveraine von Glarus gegen ihn nicht darin bestehe, daß man ihn vogelfrei erkläre und seinen Kopf taxire — ein Erfolg von ungemeiner Seltenheit, da nur wenige Schriftsteller zu sagen vermöchten, was sie werth wären —, sondern daß die dortigen „Cabinetsmaler" ihn um allen Credit bei dem schönen Geschlechte zu bringen versuchten, und mit einer solchen Figur, wie er in dem Signalement hingestellt worden, ihm sicherlich „in den Melkstuben der Schweizer-Cantone das Glück der Liebe nie lächeln würde."

Um nun auf Schubart zu kommen, so erinnern wir uns aus seiner Selbstbiographie nicht, daß er bis zum Jahre 1787 in irgend eine Beziehung zu Wekhrlin getreten wäre, und auch in dessen Schriften und hinterlassenen Papieren, so viele der letzteren uns zur Einsicht vorgelegen, führt keine Spur auf eine literarische oder persönliche Anknüpfung des einen oder des anderen. Denn das im 11. Bande der „Chronologen" enthaltene Gedicht: „Ein Familienstück. Reliquie von Schubart" war bereits anderwärts gedruckt. Eben aber mit der Redaction des ersten Heftes der „hyperboreischen Briefe" beschäftigt, erhielt deren Herausgeber von Stuttgart aus einen Beitrag, den er sofort noch aufnahm, und zwar, wie es ausdrücklich gewünscht wurde, unter der Aufschrift: „Fenrik der Barde an's Ungeheuer". Dieser Beitrag bestand aus zwei Zuschriften; die eine an den Herausgeber jener Briefe gerichtet und mit dem Namen Schubart unterzeichnet, die andere an den unglücklichen Dichter — eine aus Frankfurt a. M. datirte anonyme Verunglimpfung

der gemeinsten Art, charakteristisch für eine gewisse Klasse von Menschen, welche wol niemals aussterben wird. Die erstere lautet:

„Dir, tausendäugiges Ungeheuer, sei's geklagt, wie man mit einem rechtlichen Schriftsteller umgeht. Hast so manches Unbild gerügt, so manchen Erdensohn unter den Schutz deiner scharfgestählten Klaue genommen; solltest du Germaniens drangvollstem Barden minder wohlwollen? Nimm — und lies! Dies verdient man, wenn man unter Deutschen mit hohem Muth Wahrheit kündet, sich bemüht, mit genialischer Flugkraft den Pöbel der Zeitungsschreiber zu überholen. Staunst? Knirschest mit den Zähnen? Sträubst deine keilschwangere Mähne, um den Frevler zu nußknacken? Halt ein, edles Thier? Verschonung dem Elenden! Laß mich die Beleidigung meiner Feinde im Christussinne nehmen. Genug sei, wenn du das Schandblatt vor Deutschlands Publicum öffentlich annagelst, auf daß es für den Verfasser erröthe und über ihn ausspucke. Weiß, daß du's thust. Bin ja auch ein Schwabe, und du ein so biederes, vaterländisches Thier. — Du aber, fernsehender Phoibos-Kronos, wende dein lichtbestrahltes Auge von dem Anblicke hinweg, daß sich Tuiskon's Söhne untereinander schimpfen wie Häringsweiber."

Die Schmutzepistel aber also:

„Man verzeiht es Ihnen gern, Herr Kraftbarde, daß Sie des lieben Brods wegen die alltäglichsten und fadesten Sachen in Ihrer sogenannten vaterländischen Chronik aufwärmen und solche mit einer anderen als der gewöhnlichen Brühe auftischen. Wenn Sie aber die Ihnen gesetzten Schranken überschreiten und diejenige Mäßigung vergessen, die jeder Journalist, besonders aber Sie bei Ihrer Lage, zu beobachten verpflichtet ist: dann verdienen Sie beim Ohr gezupft und Ihrer, den Verlust der Ihnen so nöthigen Gefälligkeit des Publicums unmittelbar bewirkenden Unbescheidenheit erinnert zu werden. Im 39. Stück Ihrer Chronik,

das, unter uns gesagt, gerade dazu gemacht zu sein scheint, um die von Niemand contestirte Tapferkeit der preußischen Heerführer und ihrer Truppen lächerlich zu machen, erwähnen Sie auch des Rheingrafen von Salm auf eine Art, die jedem Ihrer Leser von Ihren Sitten (Ihren Charakter kennt man) einen sehr zweideutigen Begriff machen muß. Da Sie, so viel ich weiß, Ihre Vierzig haben, so sollte Ihnen auch nicht mehr unbekannt sein, daß Sie jeder Standesperson, vornehmlich aber denjenigen vom Range des Rheingrafen von Salm, Ehrfurcht schuldig sind. Und von einem Manne von Ihrer Erfahrung, der sich schon einmal bei einem ähnlichen Falle die Finger so fürchterlich verbrannte, hätte man billig eine solche Ungezogenheit um so weniger erwarten sollen, als der Rheingraf meines Wissens Ihnen weder was zu Leid noch zu Gut gethan. Doch, dieser Mangel an Sitte möchte allenfalls in Hinsicht Ihrer vormaligen Lebensart und Ihres Aufenthalts auf dem A(sper)g einigermaßen entschuldigt werden, wo Sie, wie leicht zu begreifen, die Regeln des Wohlanstands zu lernen wenig Gelegenheit gehabt. Wenn aber auch noch boshafte Lügen dem treuherzigen Schwaben als Wahrheiten verkauft werden wollen, dann ist es ein wenig zu arg. Wer, mein lieber Barde, hat Ihnen denn gesagt, daß der Rheingraf an seinem französischen Kamin die holländischen Steckbriefe schaudernd durchlese? Etwa Ihr Genius, der die Gegenstände nur durch's Weinglas, folglich in einem gefärbten Licht, zu betrachten pflegt? Der Rheingraf war die Zeit seines kurzen Aufenthaltes in Grumbach vor allen in Ihrem Gehirn entstandenen holländischen Steckbriefen weit sicherer, als Sie zu Stuttgart vor den Folgen Ihrer Ungezogenheit sind. Und kennen Sie denn diesen Rheingrafen, dem Sie außer dem Prädicat des Feldmarschalls auch noch jenes eines Zwergen beilegen? Dieser Zwerg würde es vielleicht mit Ihnen nicht aufnehmen wollen, wenn von Versemachen — und auch das kann er ziemlich gut — von Wodanseichen, von Riesentha-

ten, von eisernen Betten und dergleichen Ungeheuern die Rede ist; das aber versichere ich Sie, daß, wenn ein Barde in jedem anderen Verhältniß mit einem Salm auftreten könnte und müßte, Jener eine sehr erbärmliche Rolle spielen würde. Denn glauben Sie mir, dieser Cavalier besitzt seltene Verdienste, Talente und Handlungen, die Sie zu beurtheilen zu klein sind. Lassen Sie also Ihre Satire über ihn immer ruhen, weil sie sonst eine fühlbare Wirkung nach sich ziehen könnte. Wie leicht könnte es zum Exempel geschehen, daß ein Freund des Rheingrafen — und deren hat er — sich verleiten ließe, ein Experiment anzustellen, ob es mittelst Geldes eben so wenig schwer sein möchte, Einem mitten in Stuttgart eine Tracht Jagdhiebe beizubringen, als es, Ihrer Behauptung nach, leicht ist, mit jenem Hilfsmittel selbst in die Hölle zu brechen. Dieser großmüthige Wink sei Ihnen zur Nachricht für künftig. Er kommt von Jemand, der mit dem Rheingrafen nicht im mindesten Verhältniß steht, der ihn aber persönlich kennt und schätzt, und dem es auffallen mußte, wenn ein Zeitungskritzler, um Materie zu haben, seinen Bettlermantel zu flicken, sich einfallen läßt, einen Herrn zu mißhandeln, gegen den er — in jeder Beziehung — ein elender Wicht ist."

Kein Mensch bezweifelte die Aechtheit beider Documente, bis sie endlich Schubart selbst für Mißbrauch und Betrug erklärte; für Mißbrauch, weil er selber den allerdings authentischen Schmähbrief an Niemand zum Abdruck befördert habe, und als Betrug, weil er überhaupt nicht an Wekhrlin geschrieben. Dieser entgegnete aber, daß, wenn hier ein Versehen, eine Fälschung vorliege, er wohl zu entschuldigen wäre, da er nicht verpflichtet sein könne, die Identität seiner Correspondenten zu untersuchen und er nicht die Ehre gehabt hätte, eine Schubartsche Handschrift zu erhalten, um Vergleiche anzustellen.

Diese Rechtfertigung wollen indeß die Gegner des Hyperboräers nicht gelten lassen. Sie behaupten, er selber

sei der Autor des kraftgenialischen Falsificats gewesen, um dem nachfolgenden Pasquill eine pikantere Wirkung zu verschaffen, und die ganze Einrückung nur in der Absicht geschehen, sich für die Nachlässigkeit zu rächen, daß Schubart von seiner Empfehlung eines Wallersteinschen Cancellisten, der mit einem Württembergschen Truppentheile nach der Capstadt zu gehen wünschte, nicht blos keine Notiz genommen, sondern auch die Antwort auf Wekhrlin's Brief schuldig geblieben.

Diese Auslegung wird jedoch dadurch vollkommen haltlos, daß der Herausgeber der „hyperboreischen Briefe" die Felseckersche Buchhandlung in Nürnberg ersuchte, bei Uebersendung eines Exemplars des ersten Heftes derselben an Schubart in seinem Namen über den Erfolg jener Empfehlung anfragen zu wollen, worüber er noch ohne alle Auskunft sei. Da also die Schubartsche Vernachlässigung ihm noch nichts Positives war, konnte er auch den Gedanken an eine Vergeltung dafür nicht hegen; die Anfrage beweist, daß er eine absolute Erfolglosigkeit seiner Empfehlung nicht erwartete, und damit fällt die obige Verdächtigung in Nichts zusammen.

Ueberdies würde ein Mann von so krampfiger Galligkeit, daß er zum ruhigen Ertragen selbst der geringfügigsten Zurücksetzung untüchtig gewesen wäre, seinen Unmuth drastischer beschwichtigt haben. Wer aber einen gegen ihn erlassenen Steckbrief mit ungetrübtem Humor weiter verbreiten hilft, die gehässigsten Angriffe von Recensenten ohne die geringste Gemüthsbewegung recapitulirt, beständig darauf hinweisend, daß Schimpfen und Schnauben sich selber richte, der konnte unmöglich in der Veröffentlichung jener Frankfurter Epistel eine empfindliche oder nachtheilige Züchtigung erblicken.

Es ist gewiß, daß ein unbekannter Feind Schubart's, der in seiner unmittelbaren Nähe gelebt haben dürfte, Wekhrlin mystificirte.

Endlich scheint es das Verhängniß aller hervorstechenden Satiriker zu sein, von der Andichtung der Bosheit und Rachsucht betroffen zu werden. Wenigstens ist uns keiner bekannt, der ihr entschlüpft wäre.

In logischem Zusammenhange damit steht der Vorwurf der Undankbarkeit. Wer sich aber der Bereitwilligkeit nicht verschließt, mit welcher Wekhrlin jede menschliche Tüchtigkeit anerkennt, nicht verschließt der Wärme und Innigkeit, mit welcher er einer Reihe von Männern aus dem Kreise seines Privatlebens zum Oeftern gedenkt, der wird bald auf die Vermuthung gerathen, daß ihm Dankbarkeit nur da eine schwere Last geworden, wo im Kelche der Verbindlichkeiten auch der Bodensatz hoffärtiger Ueberschätzung, der Anmaßung und engherzigen Spießbürgerlichkeit dargereicht wurde. Ferner will uns bedünken, daß man ihm jene selbstgefühlige Delicatesse übel angerechnet, die sich zur Vermeidung jeglichen Scheines von Zudringlichkeit jedem größeren Maße von Verpflichtungen schweigend entzieht. Diese Tugend wird so leicht verkannt, weil sie sich so selten zeigt.

Einstimmig hingegen wird Wekhrlin's Kunst des persönlichen Umganges gerühmt. Unter Vornehmen war er Aristokrat, unter Bürgerlichen ein Bürgerlicher, gegen Niedere vertraulich, gegen Fremde zuvorkommend. Alles jedoch überbot seine Wohlthätigkeit, seine unbegrenzte, das eigene Ich hintansetzende Freigebigkeit. Er wartete nicht, daß die Bedürftigkeit an seine Thür klopfte, er suchte sie freierdings auf. Und so kam es, daß er bei einer schriftstellerischen Einnahme von fünfzehnhundert Gulden, welche er seit 1779 regelmäßig bezog, und einer Jahresrente von vierhundert Gulden so zu sagen nie bei Kasse war, daß er um Anderer Entbehrungen zu heben häufig selbst entbehrte. Ja er trug kein Bedenken bei momentanem Mangel an eigenen Mitteln Vorschüsse und Darlehne zu Gunsten Bedrängter und Nothleidender aufzunehmen oder bemittelte Freunde „zur Erfüllung ihrer Menschenpflichten zu pressen“.

Ostensible Unterstützungsgelegenheiten aber mied er grundsätzlich.

Er hatte so oft das Haupt manches seiner Nebenmenschen sanft gebettet; allein das hinderte die gemeinklügelnden Weltleute nicht, auch daran die Sturmleiter ihrer bösen Nachrede zu legen, weil er selber nicht hatte, wovon ihm das letzte Lager bereitet werden konnte: „Er war in Allem ein schlechter Wirthschafter.“

VI.

Wekhrlin ist meistentheils als Zeitungsschreiber oder Journalist im modernen Sinne aufgefaßt worden. Allein das „Felleisen“, die „Chronologen“ sammt deren periodischen Fortsetzungen sind allenfalls nur Uebergänge zu den eigentlichen Zeitungen (die „Anspachschen Blätter“ können unmöglich den Ausschlag geben), und er selber lehnte jenen Namen entschieden von sich ab, jenen Beruf in einer Weise schätzend, daß seinerzeit Niemand sagen konnte, er fülle ihn aus. Um die Annalen der menschlichen Republik zu schreiben, müsse man das Talent eines Smith, Linguet's Genie und Sterne's Laune besitzen, und damit die Einbildungskraft eines Möser, den Reichthum und das Interesse eines Schlözer, Wieland's Geschmack, Mendelssohn's Stil und die Eleganz eines Sturz vereinigen. Seine Schriften sollten Fragmente, Kinder des Zufalls, der augenblicklichen Eingebung und der Phantasie sein; Jettons, rief er denen zu, welche der Name „Chronologen“ befremdete, Spielpfennige an der Schnur der heutigen Geschichte; denkwürdige Geschichtsfälle mit einem Raisonnement begleitet, historische Discurse, Recensionen aus der neuesten Geschichte ꝛc. Man sage übrigens Prolog, Monolog, Dialog u. s. f., warum dann nicht Chronolog? Flüchtige Erzeugnisse auf der Basis der socialen, literarischen und politischen Tagesgeschichte, bündige Betrachtungen der Sitten, Begebenheiten und Fortschritte der verschiedenen

Nationen, um Menschen heranzubilden, bedürfte man, nicht nur wuchtige Werke sauersten Fleißes, keiner umfänglichen, systematischen Bücher lediglich, um Gelehrte zu ziehen, — dieser wären schon genug, an jenen mangele es! Wenn wir nur Producte bekommen hätten wie die Schriften des Aristoteles, Montesquieu und Leibnitz, so würde das Volk, die ungeheure Mehrheit, vermuthlich noch Vieh sein. Wir müßten Schriftsteller haben, welche in raschen Zügen auf den Charakter des Volks einzuwirken suchten. Große Geister in starken Charakteren würden zwar nirgend auf der Landstraße gefunden, aber in Deutschland hätte man solche zu erziehen ganz vergessen. Er will versuchen, ob er dazu etwas beitragen könne. Fragmentist oder Rhapsodist will er jedoch heißen, wenn man ihm durchaus ein Prädicat geben wolle.

Frei von aller Ueberschätzung seiner Kräfte, ja mit einer Bescheidenheit, deren Naivetät seinen Feinden eine willkommene Waffe bot, führte er sich ein. Nicht aus dem rühmlichen Eifer, der Welt zu nützen, habe er ursprünglich zu schreiben begonnen, das Schreiben sei ihm ein Bedürfniß. „Mein Loos macht mich nicht glücklich genug ein Handwerk zu verstehen, meine Organe sind aber zu lebhaft, um nicht eine Beschäftigung zu verlangen. Ich fliehe zur Feder wie die Käfer vor meinem Fenster aus Ennui vom Schlafe zum Spiel fliehen.“ Nur hämische oder blödsichtige Beurtheilung konnte hieraus folgern, daß er die Schriftstellerei des blosen Gelderwerbes halber treibe. Dazu hätte er sich eine gemächlichere Aufgabe wählen können als die der „Menschheit Rechte zu vertreten, einen Kampf mit Löwen und Tigern zu wagen, der Wahrheit den Sieg zu verschönern“. Aber „indem sein Herz an seinen Schriften mehr Antheil habe als sein Genie“, sei er um so leichter Abwegen preisgegeben gewesen, zumal man sich niemals leichter verirre, als wenn man allein lebe. „Stünde es in meiner Wahl, so möchte ich statt mit Windmühlen zu turnieren und Schutt abzutra-

gen, um dem Flusse das Bett zu bereiten, lieber etwas im Geiste der Montaigne, Horaz oder Chaulieu schaffen. Doch umsonst streitet man wider seinen Beruf. Jupiter verkürzte dem Stiere die Hörner, weil er nicht fechten, sondern pflügen sollte."

Unwiderstehlich zur literarischen Thätigkeit getrieben und an sie gefesselt, ward Menschenbildung, Verbreitung socialer Aufhellung und Hebung der politischen Zustände die unverrückbare Tendenz derselben, welche er energisch und rücksichtslos bis an sein Lebensende verfolgte. Alle unsere Schriften, klagte Schubart, haben das Gepräge unseres sclavischen Jahrhunderts und die Zeitungen am meisten. Unter allen kriechenden Creaturen des Erdbodens ist der Zeitungsschreiber die kriechendste. Er selber aber bethätigte eine rühmliche Ausnahme und noch weit mehr Wekhrlin. Freilich meinte Gervinus, bei aller Freimüthigkeit dürfe man dennoch nichts in dessen Schriften suchen, was nur so viel Rücksichtslosigkeit verriethe, wie unsere spätern Oppositionsblätter in Literatur und Politik; alles Freiere wäre gar zu vorsichtig in Anekdoten, Fabeln, Visionen und dergleichen gekleidet, die Behutsamkeit laure hinter jedem Gedanken, den die Freiheit eingegeben. Damit bewies er jedoch, daß er selber in seinen Schriften nicht gesucht, sondern nur geblättert, namentlich Eignes und Beigetragenes nicht zu scheiden vermocht hatte. Jedes Stück seiner Periodicitäten reißt uns zur Bewunderung freien Herausstürmens hin, vornehmlich gegen Duckmäuser, Frömmler, Pfaffen, Tyrannen, politische Afterheilige und Phantasten. Und wenn wir auf eine im Verhältniß zum Ganzen geringe Anzahl verkleidender Erzählungen, Anekdoten, Fabeln, Allegorien und Visionen stoßen, so muß man, ungerechnet das wohlzuberücksichtigende Interesse des Amusements, Zeit und Land vergessen, in denen er schrieb, Willigkeit und Fähigkeit seiner Leser übersehen, um jene zu unterschätzen. „Um die Herrschaft der Vernunft auszubreiten", sagt Wekhrlin, „ist es nicht genug sie zu predigen,

es gehört noch ein Schritt dazu, den, sie gefällig zu predigen.“ Er hebt ausdrücklich hervor, daß der Zweck seiner Schriften auch in der Unterhaltung bestanden, doch in einer Unterhaltung, welche „den Philosophen wie den Bürger, den Künstler wie den Publicisten anziehe, nicht blos Futter für den Lesehunger und Zeitvertreib für Käsebuden wäre.“ „Als ich meine Blätter anlegte, prägte sich mir die Idee ein, die große Kunst sei nicht blos ein Buch zu schreiben, sondern es auch lesen zu machen. Demzufolge glaubte ich, mein Plan müsse auch ein Gemälde von Bizarrerien, eine Gruppe von Callot's und Le Brun's enthalten. Es ist so angenehm manchem Leser schwieriges Nachdenken zu ersparen und ihm nützliche Thatsätze in interessanter Manier zu zeigen.“ Ist Jemand unter den großen Publicisten der Zeit, dem Behutsamkeit, Verhüllen und Verclausuliren freier Meinungen und gewisser Resultate des Forschens vorzurücken, so ist es Moser und noch mehr Schlözer, Wekhrlin am wenigsten. Ja wir vernehmen von ihm so manches Wort, was selbst heute nicht ungestraft veröffentlicht werden dürfte.

Nein, Vorsicht war es wahrlich nicht, was ihm Feinde schuf, im Gegentheil schlug man Alarm über die „Keckheit“ seiner Lehren, die um so verächtlicher und auch gefährlicher wären, als sie, nach der Meinung einiger Leute, von einem Manne ausgingen, der weder Herr noch Diener, weder Gatte noch Vater, weder Bürger noch Unterthan zu sein verstünde. Es grenzt wirklich an's Unglaubliche, mit welcher Dummheit und Böswilligkeit gegen ihn argumentirt ward.

Mit welcher eminenten Rücksichtslosigkeit und Unerschrockenheit er nun auch die Gebrechen der Zeit nach allen Seiten hin aufdeckte, wie wenig Ausnahmen er von der Behauptung gestattete: „Alle unsere Tugenden, unsere Begriffe und unsere Gesetze sind mit sich selbst im Widerspruch,“ so war er doch namentlich in politischen Dingen kein Radicaler im Sinne unserer Zeit. Er bekannte sich ganz und ar zu dem, was man unter Real-Politik versteht. Im

Codex der Staatskunst ist ihm das erste Argument die Nothwendigkeit auf der Grundlage der vorhandenen Zustände, das zweite die Convenienz. Von diesen Gesichtspunkten aus lobt er an den Regierungen, was zu loben, tadelt er, was zu tadeln ist. Gründlich verhaßt sind ihm alle abstracte Theorien. „Einige Strudelköpfe", schreibt er während der französischen Revolution, „verlangen eine Freiheit, die niemals existirt hat und existiren wird. Ein Staat mag sich einrichten wie er will, er mag noch so frei sein, dem Einzelnen noch so viel Spielraum gewähren, immer wird er Beschränkungen auferlegen müssen, die mit einer absoluten Freiheit im Widerspruch stehen. Absolute Freiheit! Was ist das? Ein Ding, das niemals in der Welt war und niemals darin sein kann, ein Phantom. Ich behaupte, sobald sich die Menschen in Gesellschaft begaben, hörte die Freiheit für immer auf. Jede Gesellschaft bedarf der Macht, ohne diese ist das Gesetz ein leerer Begriff, und ohne Gesetz keine Gesellschaft. Nun heiße die Macht Krone, Constitution, Parlament, Congreß, wie sie wolle, beständig vernichtet sie den Begriff der Freiheit." Lächerlich erscheint ihm jeder Streit über die beste Regierungsform. „Man gebe uns unser Recht — Denk- und Redefreiheit, Preßfreiheit und Glaubensfreiheit, mit diesen vier Freiheiten ist jede Regierungsform gut." Wer den Unterschied zwischen Monarchie und Demokratie abwäge, der frage eigentlich nur, was erträglicher sei, die Leidenschaften eines Fürsten oder eines Volkes. Unter allen Umständen müsse er sich für die erstere erklären, reine Demokratie sei Pöbelherrschaft. Nirgends denke der Pöbel, und wenn er denke, denke er falsch; er schenke seine Bewunderung nur dem, was seinen Neigungen, seiner Geldgier, seinen Lastern schmeichele, und verwechsele beständig das Außerordentliche mit dem Großen und Weisen. Die schlechteste und lasterhafteste aller Staatsformen ist Wekhrlin die demokratische Republik, wo die Plutokraten, die reichgewordenen Gerber, Bierbrauer und Speculanten,

ehrsüchtige und halsabschneiderische Advocaten, Gevatter Schneider, Seifensieder und Handschuhmacher und dergleichen „Gesindel“ die Winkelkönige spielten. „Alle diese Leute sind überzeugt, daß man weder Schuster noch Apotheker sein könne, ohne das Handwerk erlernt zu haben; aber zum Regieren — der Kunst aller Künste — hält sich jeder Spießbürger fähig.“ Kein Joch, sagt er, ist insolenter als was das sogenannte Volk auferlegt, „diese ungeprägte Münze.“ „Jan Hagel lernt eher am Seile tanzen als vernünftig regieren. Besser unter der superben Klaue eines Löwen als unter dem gemeinen Zahne der Wölfe.“ Wo Republiken einmal bestünden, würde sich das aristokratische System am besten und längsten bewähren. Das rein demokratische System sei mit einem Worte „Canaillokratie.“ Vornehmlich ist er, wie Schlözer, ein heftiger Gegner aller kleinen Republiken. Große Republiken aber würden stets die Beute der Herrschsucht Einzelner, des Nepotismus und der Parteiungen.

Unter allen Verfassungen des Continents zollte er der englischen den meisten Beifall. Dennoch war er kein Bewunderer des Parlamentarismus im Allgemeinen, und erklärte namentlich das vermeintliche Gleichgewicht der drei Regierungsfactoren — Krone, Lords und Gemeine — als eine Chimäre. Wer das Parlament beherrsche, sei eben Meister der drei Gewalten. Die englische Krone wäre erst von dem Tage an unbeschränkt geworden, an welchem ihr ein Parlament entgegengesetzt sei, das heiße, seitdem ihr ein Instrument geboten, mit welchem sie, wenn sie es verstünde, Alles bewerkstelligen könne. Sie brauche nur dem Rathe zu folgen, den bei Ovid die Sonne ihrem Sohne gebe. „Man lasse sich doch nicht durch gewisse Parlamentsreden täuschen. Die Gewohnheit, gegen die Regierung zu declamiren, ist eine Maxime aller Zeiten. Die großen Redner wissen, daß der Pöbel durch starke Redensarten getroffen, nicht aber durch schlichte Vernunftgründe bewegt wird.

Kluge und kräftige Regierungen aber erschüttert kein rhetorisches Unwetter."

Bei solchen politischen Ansichten ist es begreiflich, daß er über die nordamerikanische Revolution beinahe ebenso ungünstig dachte als Schlözer. „Die Amerikaner", schrieb er, „jagen einem Schatten nach. Es wird eine Zeit kommen, wo sie Großbritannien beneiden werden. Nordamerika, ein Polyphem ohne Auge, schickt sich an, der Despotie das Fundament zu bereiten." Eben so verhielt er sich sehr antipathisch zu den holländischen Unruhen, die in den Jahren 1782—85 besonders von den Städten ausgingen, um dem erblich gewordenen Statthalter gegenüber „gewisse Seifenblasen-Freiheiten" der Communen wieder zu erringen. Er vertheidigte ferner die Theilung Polens als geschichtliche und politische Nothwendigkeit. „Noch hundert Jahre, und es existirt nichts als die Erinnerung an dieses Reich, das sich zu jeder Völkeraufgabe unfähig erwiesen hat." Auch der Schweiz weissagte er das Schicksal Polens. Wann die Vernichtung ihrer selbständigen Existenz eintreten werde, wolle er nicht mit Ziffern berechnen, aber daß sie der Untergang ereile, sei gewiß. Ihr Loos sei vermuthlich das des achäischen Bundes: sie wäre zur letzten Eroberung der continentalen Mächte Europas aufbewahrt. Mit einem Divinationsvermögen, das man eines Tages ein bewunderungswürdiges, ein immenses nennen dürfte, schreibt er drei Monate vor seinem Tode: „Vielleicht klingt es wahnwitzig, aber Europa geht den gewaltigsten staatlichen Umwälzungen entgegen, Umänderungen, welche seine Karte so leer machen, als sie heute bunt ist. Die französische Revolution hat den Anstoß zu Erschütterungen gegeben, die sich in unserm Erdtheile in immer kürzern Zeiträumen in der mannigfaltigsten Weise wiederholen werden. In hundert Jahren wird man den Kindern in den Schulen lehren: Europa besteht aus folgenden Reichen: Rußland, Schweden, Deutschland, Hungarn, Türkei, Wälschland, Frankreich, Spanien-Portugal und

England. Alles was heute dazwischen und darunter liegt und noch einen Namen hat, wird verschlungen sein und keinen Namen mehr haben. Alle übrigen Länder werden nicht mehr sein, neun Könige oder Kaiser werden Europa beherrschen." Freilich befindet sich dieser Prozeß seit Wekhrlin's Tode noch auf halbem Wege, aber schon das Geschehene erfüllt uns ob seiner politischen Vorhersicht mit Erstaunen, und kaum Einer wird dermalen die Möglichkeit der vollen Verwirklichung seiner Vorhersagung bezweifeln. Für Oesterreich dürfte sich fast der Zeitraum genau ausmessen lassen, in dem sich seine Auflösung vollzogen erweist, und befremdlich allein möchte die der Türkei verkündete Zukunft däuchten. Schon zu Wekhrlin's Zeit drangen alle Blätter „auf eine sicilianische Vesper über den untauglichen Stamm Mahmud's," Alles „läutete die Türkenglocke"; aber nachdem die Vermehrung des Reiches Christi aufgehört habe ein triftiger Beweggrund zur Unterjochung von Staaten zu sein, und die Griechen alle Bedingungen zu einer gesunden Selbständigkeit verloren hätten, würden die europäischen Mächte immer deutlicher erkennen, daß in der Existenz der Türkei eine Garantie für das Gleichgewicht des Abendlandes, dem sie sich auf die Länge doch werde accommodiren müssen, enthalten wäre. „Die Türken aus Europa jagen ist der durch nichts berechtigte Wunsch aller Dummköpfe und Tollen. Weder Sitten noch Gesetze, weder Handel noch Aufklärung, noch bürgerliche Freiheit werden dadurch gewinnen. Wenn der Strom unserer Cultur sich in den europäischen Orient ergossen hat, und dies ist unausbleiblich, dann wird man für seine Erhaltung noch Messen lesen."

Daß Wekhrlin von der französischen Revolution die segensreichsten Folgen für die gesammte civilisirte Menschheit erwartete, deuteten wir schon an, ingleichen, daß er trotzdem sich keineswegs mit allen Forderungen derselben einverstanden erklärte. Als Desmoulins in der Nationalversammlung den Antrag auf Aufhebung der Geistlichkeit und des Adels ein=

gebracht hatte, schrieb er: „Wenn ich die Ehre hätte mich dem Zirkel des Herrn Desmoulins zu nähern, wenn ich zum Exempel im Café de Foy eine Stimme hätte, würde ich mich so erklären: Die Pfaffen zum Teufel jagen! In der That eine sublime Idee! Aber, meine Freunde, ist sie praktisch? Hui! Schaffen wir dies Gesindel ab, so ist die Religion selbst nur ein Haar breit von ihrem Falle. Was liegt daran? fragen Sie, sie taugt ohnehin nichts, wir wollen bald eine neue haben! Gut, meine Freunde, aber in dieser Zwischenzeit? Drei Stunden, wo Frankreich ohne Religion wäre, müßte es unrettsam verloren gehen. Nie wird es der Philosophie gelingen, sie zu ersetzen: der große Haufe will keine Philosophie, er braucht Religion. Mag sie eine Fabel, ein Taschenspiel der alten Gesetzgeber sein. Dies Taschenspiel gelang ihnen aber, wie wir sehen. Lassen Sie uns daher eben so pfiffig sein, lassen Sie uns von dieser Erfindung profitiren. Geben Sie zu, daß wir die Religion nicht entbehren können und daß diese nicht ohne Priester bestehen kann, denn sie verwaltet sich eben so wenig durch sich selbst als die Justiz und das Finanzwesen. Dafür trete ich Ihnen die Besitzthümer der Geistlichkeit ab. In der That, die Gesellschaft kann noch nicht ohne Religion, aber die Religion kann ohne Güter sein. Lassen Sie sich nicht irre machen durch die Chrien, die man dem Reformationssystem entgegensetzt. Versetzen Sie schlechtweg: ‚mein Reich ist nicht von dieser Welt.' Gewiß, was ist der Geist aller dieser Stiftungen? Die Welt gab ihre Güter in die Hände der Kirche, damit sie desto sorgfältiger verwaltet würden. Die Heiligenkasse der Apostel, die der Typus aller geistlichen Güter und ihrer Rechte ist, war weder Kammergut, noch Bisthum, noch Priorat noch Convent: sie war der Sparbeutel der Gemeinde. Petrus war weder Abbé commandataire, noch Fiscal, er war der Hausvogt der christlichen Familie. Dies gab der Nachwelt die Idee, daß man sein Gut in Klöstern und Kirchen niederlegte, um es vor der

Zerstreuung zu sichern, damit man es im Falle der Noth wieder antreffen könne. Ein schlichter Blick in die Geschichte überzeugt uns davon. Die Perioden der öffentlichen Gefahr, der Kriege, des Faustrechts, der Tyrannei u. s. w. sind es, woher sich meistens Güter der Geistlichkeit datiren, was sogar den Bettlern in Spanien bekannt ist. Wenn diese irgendwo bei einem Kloster oder einer Abtei anklopfen, so sprechen sie: wir fordern nichts als das Unsrige; Sie, meine Patres, sind nichts als die Vormünder, welche uns unsere Ahnherren setzten, damit Diejenigen in der Familie, die unglücklich würden, wüßten, wer ihnen Unterstützung schuldig sei."

Seine Begriffe über den Adel hatte er bereits früher kund gethan, freilich nicht ohne dabei in geschichtliche Irrthümer zu gerathen. So behauptete er, die Welt sei ihm die Freiheit schuldig, welche sie besitze. Hätten die Osmanen einen Adel gehabt, wäre ihre Regierung niemals despotisch geworden. Immer sei er der Schrecken der Tyrannen und der Schutz der Gesetze gewesen. Dies ist aber eine Grille, die er von Montesquieu angenommen. Denn allenthalben beförderte ja der Adel den Despotismus, indem er sich selbst despotisch betrug und dadurch die Völker aufrührerisch machte die ganze Staatsgewalt den Fürsten in die Hände zu spielen, wodurch der Adel dann eben so abhängig wurde als das Volk. Es werden außerdem eine Menge unleugbarer Verdienste des Adels aufgezählt, die sich indessen weit mehr im Bürgerstande vorfinden, so daß sie unmöglich für die Nothwendigkeit gerade des Adels beweisen, dessen Aufrechterhaltung Wekhrlin vertheidigt. Er läßt sich verleiden, Tugend und gute Grundsätze immer sicherer im Adelstand als unter den Bürgerlichen antreffen zu wollen, und dringt zur Wahrung seiner Würde und seiner Ansprüche auf strenge Beobachtung der Unvermischtheit des Bluts. Nun hat aber die Würde an sich mit der Geburt nichts zu thun, und weder in Frankreich, noch in England, noch in Dänemark gingen

durch sogenannte Mißheiraten irgendwelche Ansprüche verloren. Es ist gewiß, daß die Angriffe, welche dem „ersten Stande" damals (1787) im „Deutschen Museum" widerfuhren, Wekhrlin zu Uebertreibungen reizten, und er gesteht ein, daß die Menschenbildung allmälig zu einer Stufe des Fortschrittes gelangen werde, wo der Adel „aufhören" müsse.

Jetzt faßte er die Frage von einer andern Seite an, allein immer noch einseitig, immer noch mit einer von Thatsachen ununterstützten Ueberschätzung. „Wenn unsere Vorurtheile gegen Religion und Priesterthum offenbar unpolitisch sind, so sind die gegen den Adel wenigstens um nicht viel besser. Adam war kein Edelmann, meine Herren, Sie haben Recht. Wir kennen weder einen Marquis Alcibiades noch einen Grafen Mäcenas. Mit einem Worte: wir brauchen, wenn Sie wollen, keinen Adel, aber wir brauchen Ehre." In der Ehre, welche keine Empfindung der Natur, sondern eine Erfindung der Erziehung sei, wurzele die Institution des Adels. „Sein Endzweck war vermuthlich der einer Schule der Sitten und der Verdienste. In der Folge wurde er erblich, weil man glaubte, daß nichts fähiger sei Nachstrebung zu erwecken, als eine zusammenhängende Reihe von Mustern. Was ist Tugend? ein leerer Ton. Was ist Selbstliebe? ein dem menschlichen Thiere eingedrückter Charakter. Lasst die Tugend ohne Reiz, und sie stirbt aus Langeweile; weist der Selbstliebe Genuß, und sie thut Wunder. Es ist also natürlich, daß sich mit dem Adel Vorzüge und Reichthümer verbanden. In der That, sollte der Adel das beweisen, was sein Name mit sich brachte, nämlich Großmuth, Aufopferung, Menschenliebe, Patriotismus ꝛc., so mußte man ihm die dazu nöthigen Hilfsquellen öffnen; wollte man sich seiner Vaterlandsliebe versichern, so mußte er durch Würden und Besitzthümer an den Staat gebunden werden. Dies ist, dünkt mich, die Logik der Politik unserer Voreltern, die kürzeste Geschichte des Adels." Daß sie gut gewesen, daß sie noch anschlage, dafür gäbe „der größte und

weiseste Mann des Jahrhunderts" — Friedrich II. von Preußen — den Beweis. „Wir brauchen", fährt er fort, „Künstler und Soldaten, aber wir brauchen auch Leute, die sich an die Spitze der Künste und Armeen stellen, denen das Phantom Ehre ihr Gott ist, welche Helden aus Enthusiasmus und unbestechliche Richter aus Eitelkeit sind. Wollten Sie", frägt er sehr ungerecht gegen das Bürgerthum, „dergleichen Leute im gemeinen Haufen finden? Die Ehre ist die Religion der Regierung, und der Adel ist das Priesterthum der Ehre. Lassen wir dem Christenthum seine Diener, so ist die Kirche gesichert; erweisen wir dem Adel Achtung, so haben wir eine immer fertige Partei zur Beschützung des Throns. Beide vertheidigen ihre Altäre. — Ungleichheit ist nun einmal ein originelles und unheilbares Gebrechen der Welt, worauf wir wohnen. Der ganze Witz unserer Stände wird niemals ein Gleichgewicht der Klassen erzielen können. Legen Sie, Herr Desmoulins, die Hand auf's Herz, und sagen Sie, ob Mißbrauch gegen Mißbrauch gesetzt, die Herrschaft der Ehre nicht noch erträglicher sei als die der Reichthümer? Und diese müsste sich an die Stelle des Adels setzen, wofern das demokratische System, in das man sich verliebt hat, durchdränge."

Wir kennen den Erfolg solcher und ähnlicher Declamationen, und höhnisch fordert daher unser Redner in einem von Satire überströmenden Artikel die Pariser Nationalversammlung auf, durch ein Gesetz die Thiere unter die Menschheit zu versetzen, nachdem sie den Adel zur Menge herabgebeugt hätte.

Fast scheint es aber, als ob er auch aus unüberwindlicher Antipathie gegen die Bourgeoisie, deren Mangel an Nationalsinn, deren schnöde herzenshärtige Selbstsucht und geistige Verkrustung er hinreichend kennen gelernt hatte, und aus einem horrenden Eigensinn sich zum Verfechter eines Standes aufgeworfen, den er dadurch wieder bekämpft, daß

er das starre Festhalten an den Schranken, welche Geburt und Lebensberuf errichteten, wankend zu machen sucht und den Firniß der Edelgebornen mit der schärfsten Lauge überschwemmt. Ja, zuletzt spricht er es mit dürren Worten aus, daß Tugenden und Verdienste nicht vererbt werden könnten, daß es auf dem ganzen Erdenrunde keine Familie gäbe, wo sich die Vorzüge des Herzens und des Geistes ununterbrochen fortgepflanzt hätten, daß der Rang, den Herkunft und Reichthümer gewährten, auf einem armseligen Vorurtheile beruhe, beide von der Erziehung ersetzt und überflügelt würden. „Wenn die Regierung eines Staats der Meinung ist, daß ein Stand mehr zu gelten habe als der andere, so kehrt sie alle bürgerliche Ordnung um und zerstört damit die allgemeine Wohlfahrt."

Wurden seine Freunde infolge der Apologie des Adelstandes an ihm irre, so doch nicht durch seine Reden gegen die Juden, gegen ein Ferment, das die christliche Gesellschaft in den germanischen Staaten von sich hätte fern halten sollen, ihr aber nunmehr eine Perspective eröffnet, über welche der Genius der wahren Humanität blutige Zähren weint. „Die Juden in Deutschland," sagte Wekhrlin, „dürfen an unsere Menschenliebe appelliren, aber nicht an unsere Gerechtigkeit; sie mögen bitten, aber sie haben nichts zu fordern." Er macht darauf aufmerksam, daß es durchaus nicht die Religion sei, welche ihnen gleiche Rechte mit den Christen einzuräumen verbiete, sondern ihre Race. Diese allein sei dem germanischen Wesen schädlich. „Die Juden in Deutschland sind nicht die Nachkommen der Krieger, die unter Gideon und den Maccabäern fochten, nicht die Enkel der Künstler, welche den Tempel Salomo's bauten, sie sind keine ächten Juden, sondern nur der elende Rest vom Stamme Benjamin, während die Juden in Spanien, Portugal, England und Holland von jenen Abrahamiten abstammen, die Nebucadnezar gefangen an die Küste des Euphrat führte." Gerade die wenigen leuchtenden Namen, welche die in Deutsch-

land schachernde und betrügende Judenschaft aus ihrer Mitte heraus hervorgegangen sehe, zeugten gegen das Judenthum im Allgemeinen.

Wenn nun Wekhrlin, um darauf zurück zu kommen, die erbliche Monarchie jeder andern Staatsform vorzieht, und demnach in dem Ausspruche, mit Denk- und Rede-, Preß- und Glaubensfreiheit sei jede Regierungsform gut, sich keineswegs, wie man meinen dürfte, allenfalls auch ein republikanisches Staatswesen gefallen lassen will, so geht doch aus verschiedenen zerstreuten, gelegentlich eingeflochtenen Bemerkungen, denn einen zusammenhängenden Bau irgend einer Staatsverfassung, ein fertiges Modell hat er nicht aufgestellt, hervor, daß er jedes absolute Regiment verwirft, das Königthum, die Einherrschaft vielmehr demokratisirt.

Wie Schlözer zieht er das erbliche Regiment der Wahlherrschaft vor, weil die Interessen des ersteren leichter mit denen des Volkes verschmölzen als bei der anderen, denn der Erbfürst sehe sich gleichsam in der Lage des Eigenthümers einer Domaine, der Wahlherrscher nur in der Lage eines Pachters, und die Gefahr selbstsüchtiger Ausbeutung stehe also hier viel näher. Die Rechte und Pflichten seien aber für beide dieselben, entweder durch ausdrücklichen oder stillschweigenden Vertrag. Sie hätten die Gesetze zu hüten und müßten selber den Gesetzen unterworfen sein. Die origo Majestatis a Deo oder das „Von Gottes Gnaden“ sei eine erschwindelte und unduldbare Maxime, „damit den Fürsten die Krallen nicht abgestumpft würden.“ Alle Majestät ruhe beim Volke und sei dem Regenten nur übertragen. Er selber könne das Verbrechen der beleidigten Majestät und des Hochverraths begehen. Er ist der oberste Richter des Staats und die Nation sein Richter. Er kann keinem E i n z e l n e n verantwortlich sein, aber er muß sich auf Verlangen vor der G e s a m m t h e i t rechtfertigen. Niemand hat das Recht f ü r s i c h s e l b e r einen Tyrannen, einen Staatsverderber zu beseitigen, oder ihm den Gehorsam zu

verweigern, aber die Nation ist befugt ihn zu richten, zu verurtheilen, zu entsetzen, zu verbannen oder sonst zu strafen.

Das Oberhaupt des Staats soll die vollziehende Gewalt vertreten, im Namen der Nation handeln, Verträge schließen, Krieg und Frieden machen. Dem Rechte des Vertragsabschlusses wird das Recht des Austausches von Landestheilen „innerhalb der Nationalität und unbeschadet der bürgerlichen Freiheit“ involvirt. Der Souverain kann seine Krone jederzeit niederlegen, aber er darf sie niemals willkürlich übertragen. Er soll regieren durch Räthe, welche, um die Bedürfnisse des Volks kennen zu lernen, verschiedene Organe desselben, Stände, in regelmäßigen Fristen um sich versammeln und deren Meinung anhören. Diese Organe wären zu wählen aus dem Adel, den Bürgern und den Bauern, oder, wie ein andermal gesagt wird, aus dem Range, dem Reichthume und der Intelligenz, und zwar so, daß jeder Stand seine eigenen Sprecher wähle. Das Priesterthum sei ein erbettelter, blos scheinbarer Stand, könne keine Substanz der Regierung sein, dürfe keinerlei vermittelnde Macht haben. Außer der Function indeß, eine gute Gesetzgebung zu vermitteln, wird den Ständen das Recht der Geldbewilligung und Geldverweigerung zugeeignet. „Ohne den Willen des Volks darf keine Regierung auch nur einen Kreuzer verausgaben, und ohne den Willen des Volks keinen Kreuzer an Steuern einziehen.“ Die beste Rectification der Regierung hingegen und der Stände übe die unbehinderte Publicität.

In das Schema eines gut regierten, die allgemeine Wohlfahrt erstrebenden Staates gehöre inzwischen auch die möglichste Vereinfachung der Regierungsgeschäfte. Die Kunst ist nicht, Aemter für Männer zu schaffen, sondern Männer für nothwendige Aemter zu finden. Von den Beamten hängt nur zu viel ab, sagt unser Publicist unwiderleglich. Oberster Grundsatz müsse sein, nicht fünfzig Gießer bei einer Form anzustellen, wenn

Einer genug wäre, und nicht die Routine, sondern das Genie müsse dabei den Ausschlag geben. Ein Genie thue in drei Stunden Wunder, die blose Beamtenroutine gar nichts. „Die meisten Beamten sind dermalen weiter nichts als Insecten, von der Sonne Auf- bis zum Niedergang beflissen in der unnützesten Weise am Fett des Bürgers zu zehren.“ „Je größer ein Collegium ist, desto gewisser ist's, daß Eigensinn, Neid, Unordnung, Schlendrian, Widerspruchsgeist in seiner Mitte herrscht. Nicht in der Organisation des Körpers, sondern in der Organisation des Geistes der Regierung besteht die Seele der Ordnung, auf die man sich unermüdlich beruft. Cäsar, der Regent eines halben Dutzend Welten, hielt nicht mehr als zwei Secretaire. Aber der armseligste Fürst unserer Tage, der mit zwei Capriolen über die Grenzen seines Landes hinweg ist, macht mit einem Minister, oder einem Kanzler, einem Kammerdirector und einer Garnitur Räthe Toilette.“ „Säet Köpfe, ihr Fürsten, aber nicht Hände, diese wachsen von selber!“

Vereinfachung der Geschäfte habe Wohlfeilheit der Verwaltung zur Folge, und mithin geringe Steuerlast. „Steuern gehören zur Natur unseres Staatswesens, es mag sein wie es wolle; sie sind eine eben so nothwendige als traurige Thatsache. Es giebt aber nur Eine vernünftige und zu billigende Steuer, das ist die Steuer vom reinen Ertrage oder Einkommen. Die schändlichste und unsittlichste Steuer ist die Kopf- oder Personalsteuer.“ „Dem gesunden Charakter eines Staats unbedingt widerstrebend sind Anleihen. Jeder Credit wird neue Credite nöthig machen, einmal endet jedoch die Kette, und dies letzte Glied ist das Verderben eines Staats auch ohne Krieg.“ Kein Mittel zur Befriedigung der Staatsbedürfnisse sollen Zölle sein. „Staaten namentlich, welche zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nicht das Ausland entbehren können, löschen mittelst der Zölle ihren Durst mit ihrem eigenen Blute.“ Endlich ruft unser Politiker auch: „Wollt ihr eine raisonnable Freiheit auf die Spitze bringen,

so werdet reich; reich wird aber keine Nation, welche nicht den Handel und die Industrie von allen Fesseln befreit."

Wann einmal irgendwo ein vollkommen befriedigendes Staatswesen entstehen werde, sei unvorhersehbar. Doch „sicher wird eine Zeit kommen, wo die Pfeiler einer guten bürgerlichen Verfassung ihre Grundveste finden und die Welt einsieht, daß nichts als freiwirkende Vernunft und in Ehren gehaltene Menschennatur ihr gesellschaftliches Glück machen können. Einst wird man erkennen, daß nur diejenige Staatsverfassung die schönste und sicherste sei, welche man stündlich dem Urtheile des allgemeinen Menschenverstandes unterziehen kann. Allein diese Zeit fällt vermuthlich in den letzten Sonnenlauf der Cultur der Menschheit."

Wir brauchen es nicht mehr zu sagen, daß Wekhrlin nicht blos die besonderen Zustände des Vaterlands behandelte, um das Volk über seine natürlichen und gesetzlichen Rechte zu belehren, der Unterdrückung und Gewaltthätigkeit zu steuern, sondern daß er von einer gründlichen Einsicht geleitet die bemerkenswerthesten Vorgänge aller Länder zum Gegenstande belehrender Betrachtungen machte. Seine Journale, wenn man seine periodischen Schriften so nennen will, thuen es darin selbst den Schlözerschen zuvor. Nicht wie diese verschließen sie sich so manchen geistigen und materiellen Erregungen, sie haben lebhaftes Auge und beredtes Wort für Alles: nicht wie jene schonen sie die mächtigern Uebel, um die kleinern desto härter zu strafen. Stets wird der gleiche Mannesmuth gezeigt. Es existirt kein Gebiet, das sie nicht beträten, zwar nie erschöpfend, was sie auch nicht wollten, doch beständig anregend. Sie sind häufig ihrer Zeit weit voraus. Daß trotzdem manche Meinung verfochten wird, über welche wir heute lächeln, kann nicht Wunder nehmen, und daß der Kampf gegen manche Dinge mit einer Nachhaltigkeit und Gravität geführt wird, die Vielen jetzt überschwänglich und komisch erscheinen dürfte, weil diese Dinge glücklicherweise längst und für immer über-

wunden am Boden liegen, versteht sich eben so von selbst, als daß es nicht ohne Irrthümer, Einseitigkeiten und Widersprüche abgehen konnte.

So redet Wekhrlin dem schrankenlosesten Luxus der Römer unter Anwendung auf die Gegenwart in einer Weise das Wort, welche keiner unserer nationalökonomischen Rechenkünstler gutheißen würde. Verworfen wird das Prinzip der Arbeitstheilung, weil es einseitige, unfertige Menschen schaffe. Den Ursatz, daß der Reichthum eines Landes mit seiner Bevölkerung wachse, weist er für kleine und blos ackerbautreibende Staaten als Schiefheit ab. Hier gälte: „Fünfzig wohlgenährte und gutgewärmte Bürger sind mehr werth als fünfhundert Hallunken." Er eifert gegen die Todesstrafe, dafür die „Verheimlichung", das heißt, das plötzliche Verschwinden des Verbrechers vorschlagend, weil Ungewißheit im feigen Gemüthe des Pöbels unendlich größere Wirkung hervorrufe als öffentliche Hinrichtung eines Missethäters, mithin einen Ersatz anrathend, den jeder Psycholog verwerfen mußte. Er stellt an Schule und Haus Anforderungen, welche ihm die Feindschaft aller heutigen Pädagogen zuziehen könnten; indeß eröffnete er doch manche vortreffliche Gesichtspunkte für eine vernünftige Erziehung, und er hatte durchaus Recht der Pädagogik zu sagen, sie solle sich nicht überschätzen und sich nicht einbilden jemals von entscheidendem Einfluß auf das rein menschliche wie bürgerliche Leben werden zu können. „Wenn ihr", wirft er ferner den Träumereien gewisser Erziehungskünstler ein, „nun wirklich einige Menschen erzöget, die mit der Redlichkeit des Cato den Kopf eines Sokrates, die Brust eines Brutus und das Herz eines Trajan vereinigten, was würde die Folge sein? Die Welt würde ihnen zur Last werden, es bliebe ihnen nichts übrig als sich der Verzweiflung zu ergeben. Solche Menschen kämen um ein paar Jahrtausende zu früh." Einseitig erscheint er uns auch in der Verurtheilung der Mode und der Befürwortung der Nationaltracht, welche von größtem Gewicht

für Stärkung des Nationalgeistes sei. Wäre das Scepter der Mode zerbrochen, könne man einen Schelm nicht empfindlicher züchtigen, als daß man ihm den landesüblichen Rock verböte. Uns dünkt, das Vorurtheil liege hier auf der Hand.

Wekhrlin war der erste deutsche Schriftsteller, der die Lehre vom thierischen Magnetismus in Schutz nahm. Die Perfidie schloß aus der Wärme, mit welcher es geschah, daß er von Mesmer bestochen worden sei. Wofür er diesen aber nachmals hielt, ist deutlich genug im 11. Artikel des zweiten Buches vorliegenden Werkes zu lesen. „Ich habe den Magnetismus vertheidigt", sagt unser ‚Natur- und Menschenforscher', „nicht sowohl, weil ich anfänglich daran glaubte, als weil ich ein Partisan der Toleranz bin. Jede Erfindung verdient Beachtung; ist sie falsch und betrügerisch, so wird sich's schon finden". In der That, den Vorwurf, den man Schlözer begründeter Weise machte, daß seine Feder der Bestechung zugänglich, und er nicht immer aus den ehrenhaftesten Gründen Partei für oder gegen eine Sache ergriffen, diesen konnte man Wekhrlin gegenüber nicht erhärten. „Wo ist der Mann", frägt er, „der reich genug wäre mich gegen meine Ueberzeugung zu erkaufen?" Er ist aber auch der erste deutsche Schriftsteller, der auf die übereinstimmenden Charaktere der Vierhänder hinwies und den Ursprung der europäischen Menschheit mehr nach Afrika als Asien verlegte, in Verbindung mit Hypothesen, die sich in unseren Tagen als neu angekündigt haben. Fragen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, einschließlich der Heilkunde und Gesundheitslehre, beschäftigten ihn mit kaum minderem Behagen als Aufgaben der Geschichte, Politik und Rechtswissenschaft, des Handels und der Industrie. Der Heilkunst prophezeite er, sie würde einst die meisten Schüler haben, weil es unzweifelhaft dahin käme, daß jeder Mensch sein eigener Arzt und eigener Apotheker sein wolle. Von diesem Zeitpunkte an würden sich die Tabellen der Gestorbenen vermindern und die der Gebornen vermehren. „Die Menschheit leidet, so

lange es monopolisirte Aerzte und Juristen giebt, denen es wohl geht."

Absonderliche Vorliebe zeigte er aber für die Behandlung rein philosophischer Probleme und Untersuchungen über Moral und Religion, damals stärkere Triebwerke der Versittigung denn in der Gegenwart. Seine Philosophie ist eklektisch, mit vorherrschender Richtung auf einen idealen Materialismus, und parfümirt mit jener graciösen Petulanz, die er aus Frankreich importirt hatte; seine Religion naturalistische Theophilanthropie, deren Spindel nicht Glaube und Frömmigkeit, sondern Sittengesetz und Werkthätigkeit, welche auch ohne die Kirche, ihm eine politische Institution, gedeihen, ja gerade ohne diese besonders gedeihen. Jene „uralte Leidenschaft", welche sich aus der Empfindung allgemeinen Elends und des Bedürfnisses nach einer Abhilfe, die man sich selber nicht gewähren kann, eine Religion schafft, überläßt er dem Pöbel. Von allen Volksreligionen sei diejenige die beste, welche die wenigsten Geheimnisse und die wenigsten Ceremonien habe. Sittlichkeit ist ihm die innere Vernünftigkeit der freien persönlichen Selbstbestimmung, Moral zweckmäßige, auf Vernunft und Erfahrung gegründete Anweisung zu weisem Lebensgenuß. Zu den letzten Consequenzen seiner Philosophie und religiösen Meinungen gelangt er indessen nicht, oder er verschweigt sie absichtlich. Die äußerste Pointe des Epigramms, das wir Leben nennen, zeigt sich ihm nicht im Diesseits oder Tod, sondern setzt sich als ewig unauflösbares Räthsel fort. Er hat so zu sagen den Himmel, aber er verschmäht doch jede Richtung dahin, um keinerlei Beziehungen zur Erde zu verkümmern. Bald hält er an der christologischen Unsterblichkeit vest, bald behandelt er sie als dialektische Spiegelfechterei, bald treibt er Spott mit ihr. „Wer sollte," schrieb er an den Grafen Alexander von Gersdorf, späteren Pascha von Kahira, „an der Unsterblichkeit zweifeln? Ich bin gewiß, einst an Ihrer Seite mit Horaz und Vater Abraham eine Schale Austern

mit Cyperwein im Paradiese zu verzehren.“ Und so verräth er entweder einen Zwiespalt oder es verläßt ihn seine gewöhnliche Kühnheit. Unablässig zieht er gegen den Wunderglauben zu Felde, doch Ein Wunder statuirt er ernstlich, das Wunder der Schöpfung.

Von Kant sprach er anfänglich geringschätzig. Er nannte ihn einen untergeordneten Denker, und seine Kritik der reinen Vernunft apokalyptischen Unsinn. Reinhold belehrte ihn zwar eines ganz Andern, aber nie begeisterte er ihn für den Königsberger Philosophen.

Schlözer pries die Franzosen als das erste Volk der Welt, Wekhrlin hoffte von dem Einflusse der französischen Literatur, daß die Deutschen es werden würden. Weit mehr ihm als dem Vorigen verargte man solche Erwartungen. Verachtung der Franzosen war damals gäng und gäbe. Zornig bricht er dagegen aus (1779): „Wißt eure Geschichte, ihr Verächter der Franzosen! Eure Väter waren einst so dumm und pedantisch, als ihr jetzt stolz und vielwissend seid. Die französische Nation hatte längst ihre Corneille, ihre Arnaud und Bossuet, als jene noch Thesen, Concordanzen, Commentare und Systeme schrieben. Deutschland war am längsten das Reich der Schulfüchse, der Silbenstecher und Mückentödter. Ein Mann entstand, der wahren Anspruch auf die Hochachtung seines Vaterlandes hat, dem ihr aber mit Undank begegnetet. Er suchte euch von eurem schwärmerischen Hange zur Schulgelehrsamkeit abwendig und auf die Werke der Neueren aufmerksam zu machen. Mit unermüdeter Faust lieferte er euch Uebersetzungen der berühmtesten Schriftsteller des glänzenden Jahrhunderts Ludwig’s XIV. Ihr fielt wie die Kinder darauf. Die Begierde, womit ihr Alles, was aus Frankreich kam, verschlangt, bewies die Armuth eures Geistes und den Hunger eurer Seele. Man hatte in Frankreich bereits die Briefe des Pascal, die Oden des Rousseau, die Lustspiele des Molière, den ‚Geist der Gesetze‘, als ihr noch an den Romanen des

Urfe, an der ‚Tausend und eine Nacht‘ und den Märchen des Marivaux hingt. Endlich fingt ihr an nachzuahmen. Eure erste Arbeit bestand in Romanen, und zwar mit geringem Glück, weil sich euer schulmäßiger Verstand noch nicht über die Schranken einer steifen Logik und hölzernen Dialektik zu erheben getraute. Kaum waret ihr glücklicher — dies trat um die Periode der Canitz, der Hagedorn, der Cronegk ein — so zeigte sich eure Unterwerfung unter das französische Genie sichtbarlich. Alles was ihr dachtet und schriebt, hatte französischen Schimmer. Euer sclavischer Gang auf den Bahnen der Franzosen bezeugte, daß ihr sie für eure Meister erkanntet. So sehr ihr aber eure Werke mit französischem Flitter immerhin verbrämtet, so verriethen sie doch niemals Anderes, als den Charakter ängstlichster Nachahmung. Ihr glicht dem Junker Hans, der in einem Lyoner Gallonen-Kleide neuesten Geschmackes aus Paris nach Hause kam, und bei dessen Anblick die Dorfjungen riefen: das ist ja Junker Hans, er schlenkert mit dem Fuße noch. Diese Periode der Knechtschaft dauerte bis zum Alter der Literaturbriefe, der Lessing, Klopstock, Bodmer, Wieland 2c. Hier bildet sich eine Art von Nationalgeistesform. Noch ist sie aber nicht original, noch ist sie eine Verschmelzung von französischem, englischem und griechischem Geschmack. Während dieses ganzen Zeitraums brachtet ihr nicht eine einzige eigene Erfindung hervor. Die besten Werke sind aus den Ideen der Franzosen und anderer fremder Nationen entstanden. Die Idyllen eines Geßner sind aus den Quellen der Griechen geschöpft. Wieland's Musarion trägt ein Gewand halb griechischen halb gallischen Stoffs. Hagedorn und Gellert gestehen öffentlich, daß sie den Geist La Fontaine's suchten. Mosheim, Cramer und Spalding zogen ihre Beredtsamkeit aus den Mustern des Fenelon und Bourdalou. Kurz alle heutigen Früchte des deutschen Parnasses sind Verpflanzungen vom französischen Boden. Das weinerliche Schauspiel, der empfindsame Roman sind von französischer

Erfindung. Die Berliner Literaturbriefe, die mit so vielem Geräusch in Deutschland herrschten und eine Art Epoche des deutschen Geistes bezeichnen, sind nichts als Nachahmung des Année litteraire oder vielmehr der Lettres sur quelques écrits de ce tems des Freron. Die Iris und der deutsche Mercur, so wie das ganze Geschlecht der Journale, Bibliotheken und Gelehrtenzeitungen von französischem Geblüt: erstere nach dem Journal des Dames der Frau von Maisonneuve, der Mercur nach dem Mercure de France. Der Musenalmanach, der in Deutschland Epoche machte, ist das Nachbild des Almanac des Muses, der 1766 in Frankreich zum erstenmal erschien. Die Encyklopädien, die politischen Romane, die ganze Modelectüre Deutschlands bis auf die Vignetten und die grünen und rothen Schmutztitel sind aus Frankreich gebürtig. So wahr und wahrhaftig ist es, daß wenn die Franzosen der deutschen Muse Alles wieder abnehmen sollten, was sie von ihnen geborgt hat, sie dastehen würde wie die Krähe des Aesop. Und ihr wollt die Franzosen erniedrigen, wollt eine Nation unterschätzen, der ihr Alles schuldig seid? Ihr, die ihr noch nicht einmal eine Nationalsprache habt, wie euch schon Möser vorgehalten? Ihr, die ihr die Erbärmlichkeiten eines Guibert übersetzet, die ihr fortwährend neue Auflagen von Till Eulenspiegel, Robinson Crusoe, Doctor Faust und anderen Dummheiten ankündigt, ihr erkühnt euch, Voltaire anzutasten? Wenn es wahr ist, daß die Franzosen von euch gering sprachen, so hatten sie Recht; schaut nur eure politische und literarische Geschichte an! Aber wenn ihr zur Wiedervergeltung die Franzosen verachten wollt, auf welches Recht pocht ihr dabei? Wo sind die großen Männer, die ihr den Corneille's, Racine's, D'Agesseau's, Rousseau's, Bossuet's, Buffon's, Montesquieu's und Voltaire's an die Seite stellen dürftet? Man darf ohne Scheu behaupten, daß Deutschland keinen einzigen berühmten Mann in irgend einem Fache hat, neben welchen die französische Nation nicht einen Aehnlichen stellen

könnte, und daß sogar Frankreich mehr als Einen besitzt, gegen den Deutschland nicht Seinesgleichen aufzubringen vermag. Wer sind die deutschen Männer, die wir den Franzosen in der Geschichte, der Politik, in der Beredtsamkeit, in der Naturforschung, in den schönen Wissenschaften entgegenstellen können? Unglücklich das Geschlecht, das seinen Ruhm auf die Verachtung eines andern gründet!" Noch zehn Jahre später blieb Wekhrlin dabei: „Ich mißkenne die trefflichen Schriftsteller unseres Vaterlandes nicht, aber ich frage, ob nicht die vorzüglichsten theils im Schoße des Auslands, theils durch Vertiefung in die griechischen, italischen und hesperischen Musen sich gebildet haben. Von dorther allein kam ihnen das schöne Feuer, das ihre Seelen durchglühte und ihren Producten Leben und Farbe gab."

Stiefmütterlich bedachten seine Schriften die schönen Künste. Die Einseitigkeit, daß er das Praktische und Nützliche, die mechanischen Künste höher stellte, begreift sich aus der Vernachlässigung des Ersteren in seiner Zeit und die Entartung des Schönen zum niedrig Ergötzlichen. Schlözer dagegen war ein vollkommener Barbar, da er nicht blos gar keinen Sinn für schöne Kunst besaß, sondern sie sogar verspottete: „Die schönen Künste," sagte unser Autor, „sind kein Wahrzeichen der Bildung und Aufklärung eines Volks, sie sind nur das Schnitzwerk daran." Hoch schätzte er besonders die Musik, „die einzige Kunst, welche das Gemüth nicht verdirbt." Mit allem erdenklichen Hohn übergießt er namentlich das schon damals stark wuchernde Virtuosenthum. „Werdet lieber Schneider und Schuster," barscht er das vagabondirende Künstlerthum an. Er scandalisirt sich über die Orden, Ehren und Reichthümer, welche diesem von weltlichen und geistlichen Fürsten in den Schoß geworfen wurden. „Pflegt die Humanität, decorirt und fördert die Heroen der Menschlichkeit", ermahnt er sie. Vom Theater verlangt er, daß es Staatsanstalt werden müsse, solle es seinen Zweck erfüllen. „Die Schaubühne ist ihrem Ursprunge nach

ein Spiegel des Lebens, aber die Komödienunternehmer verderben das Glas." Im Allgemeinen ist seine unerschütterliche Ueberzeugung, daß das kirchliche Christenthum die Entwicklung der Künste wie der Wissenschaften gehemmt habe, und der Flor derselben mit der Entfernung vom Christenthum steigen werde. Was er zur Begründung dafür an verschiedenen Stellen vorbringt, ist Folgendes: Einer der hauptsächlichsten Antriebe jener sei die Wißbegierde; nun stehe aber im Evangelium, Christum lieb haben sei besser denn alles Wissen. Ein zweiter Antrieb wäre der Zweck der Wahrheit; die Religion verbiete inzwischen das Grübeln. Die Künste sind Kinder des Luxus und ihre Nährmutter der Reichthum, das Symbol des Christenthums heiße dagegen: Einfalt und Armuth. Je thätiger das Christenthum sich im Menschen erweise, um so mehr tödte es die Schaffungskraft. Baco, Newton, Galilei, Hervey wären mit strenger Frömmigkeit unmöglich gewesen, man wisse, wie sie die Religion chicanirt habe. Die Anatomie hätte man geraume Zeit excommunicirt, die Chemie tausend Schwierigkeiten gefunden. Höchst wahrscheinlich sei, daß Spanien niemals das Land, wo die Electricität hätte erfunden werden können, und der Geist des 13. und 14. Jahrh. wäre für die Erfindung der Luftbälle oder Flugmaschinen untauglich gewesen. Das Christenthum spreche nicht diejenigen selig, die sich mit der Gesetzgebung, der politischen Rechenkunst, dem Ackerbau befaßten, sondern: Trachtet nach dem was oben ist und nicht nach dem, was zur Erde gehört. Es bestimme nicht das Himmelreich für einen Montesquieu, Boerhave, Keppler oder Buffon, sondern „heiligen Taugenichtsen, frommen Müßiggängern, gottseligen Pinseln, glorreichen Bettlern, dem ganzen Schwarme der Märtyrer, Beichtiger, Büßer und andächtigen Verschwender." Die Künste erforderten Phantasie und üppigen Geist, womit sich die Lehre von der Demuth, der Verachtung zeitlicher Dinge und der Gefangennehmung der Vernunft nicht reime. „Warum sehen wir

uns von den Alten fast in allen Künsten übertroffen? Warum hebt sich der Verfall der Wissenschaften beinahe vom Ursprunge, wenigstens von der Cultivirung des Christenthums an?" „Nichts ist gewisser, als daß wir uns in den Künsten lediglich keines Vorzugs vor den Heiden rühmen dürfen. Alles war schon da. Das Einzige, was das Evangelium Neues stiftete, ist die ausübende Moral; denn was die Theorie der Sitten betrifft, die hatten die Alten längst. Es ist bewiesen, daß kein Spruch in der Bibel, der der Urwelt unbekannt war, oder der wenigstens nicht gedacht und erfunden werden konnte ohne Offenbarung." „Vergebens behilft man sich mit dem Einwande: was das Christenthum zur Cultur beigetragen habe oder nicht, lasse sich nicht bestimmen, weil man nicht wisse, auf welcher Stufe wir ohne das Christenthum stehen würden. Nichts ist seichter. Die Cultur ist ein Resultat des Handels, der von ganz anderen Federn geleitet wird als religiösen. Man beruft sich auf die Geschichte der Kreuzzüge, die den Geschmack zum Handel und zu den Künsten nach Europa gebracht haben sollen. Haben sie dies gethan, so trug das Christenthum gegen seinen Willen zur Aufklärung bei. Man beruft sich auf die Meisterstücke der Michel Angelo, Titian, Jomelli, Raphael. Aber wann waren diese Genies am glücklichsten? so oft sie aus den Mustern der Alten, aus den Quellen der Mythologie, den römischen und griechischen Dichtern schöpften, so oft sie den Geist des Apelles, Praxiteles, der Plutarche und Ovide anriefen. Mengs behauptet, daß sich ihre Werke um so mehr der Vollkommenheit nähern, je weniger das Sujet geistlich ist." „Wie kommt's, daß der Barometer der Wissenschaften in jenen Ländern am tiefsten steht, wo die Orthodoxie am stärksten ist, z. B. in Italien, Spanien, Dänemark, Polen, der einen Hälfte Deutschlands? Ohnstreitig giebt es Meisterstücke der Baukunst, Bildnerei, Tonkunst, unermeßliche Bibliotheken, Sammlungen, Observatorien u. s. w. in der Kirche; aber sie sind

ihr Dasein dem Reichthum, dem Ueberfluß, dem Luxus derselben schuldig, nicht dem religiösen Lehrgebäude. Wenn die Religion zuweilen etwas auf die Künste verwendet hat, ließ sie sich solches theuer bezahlen, indem sie ihnen eine Zeitlang die besten Köpfe entzog."

Aus allem Bisherigen ist zu ersehen, welche Auswahl von Angriffspunkten Wekhrlin seinen Gegnern darbot, und keiner blieb unangetastet. Von den Titeln seiner Schriften an, welche außer dem Verfasser kein Oedipus enträthseln könne, bis zum letzten Buchstaben war nicht das Mindeste, das ausnahmslosen Beifall erlangt hätte. Und was man nicht Verwerfliches darin fand, das dichtete man hinein. Er selbst sagt: „Vermeintliche Kenner sprechen, ich wäre nicht zum Scribenten geboren; Leuten von gewissem Geschmack gefallen meine Anekdoten nicht; für die schöne Welt habe ich nicht Grazie genug; den Frömmlern bin ich viel zu frei; den Heuchlern zu schwächlich; den Regierungen zu frech; den Republikanern zu sclavisch; den Groß zu naiv; den Priestern zu gefährlich; den Gelehrten bin ich nicht solid genug; die Philosophen halten mich nicht für consequent; und den Recensenten? die machen wie immer viel Worte und sagen gar nichts." Schon bemerkten wir, daß er sich gegen das Urtheil der letztern sehr gleichgiltig verhielt. Nur einmal entlockten ihm die „Allgemeine deutsche Bibliothek" und die „Jenaische Literaturzeitung", die sich übrigens keineswegs beständig abfällig gegen ihn ausließen, die unmuthige Glosse: „Die Pythia dieser Herren wird, wie alle Hexen, wenn sie sich auf den Dreifuß setzen, von unten auf begeistert: ihre natürliche Verrichtung ist also — pissen." Seine geschworensten Feinde waren aber die Beamten aller Grade, die regierenden Herren der kleinen Reichsstädte und das Gros der Geistlichkeit. In Oesterreich setzten letztere das Verbot des „grauen Ungeheuers" durch, doch erst bei Ausgabe des 35. Heftes.

Am verdientesten war wol der Vorwurf, der in noch

vollerem Maße Mosern traf, daß seinen Schriften die schöne Form mangele, seine Sprache nicht auf der Höhe der Zeit stehe. Und er selber tadelt seinen bisweilen unbeholfenen, von ungebräuchlichen Fremdwörtern und Gallicismen vielgeplagten Stil. „Die Chronologen" — diese geht es hauptsächlich an — „erreichen nicht einmal meine eigenen Begriffe von der Kunst zu schreiben, und ich fühle, wie weit sie unter Dem sind, was ich täglich lese." „Ich bin," entschuldigt er sich, „zu einer Zeit geboren, wo es in Deutschland noch sehr finster war, und in einem Lande, das auf der Bahn zum Lichte eines der spätesten ist. Eine frühzeitige und geraume Entfernung von meinem Vaterlande machte mich mit dem Gange seiner Literatur und selbst seiner Sprache unbekannt. Als ich die Schriftstellerbahn betrat, war's bereits zu spät beim Alphabet anzufangen. Die Zeit schien mir zu kostbar zu sein; ich hatte genug zu thun nachzulesen, um mich auf dem vaterländischen Parnaß zu orientiren. So musste ich vorerst schlecht debütiren. Allein ich suchte mich zu bessern; ich fing an meinen Stil zu putzen. Man pfiff mich aus. Ich schrieb Andern nach: man klopfte mich auf die Finger. Man tadelte meine eigenen Federn, und wollte mir doch keine fremden erlauben. So überließ ich Andern das Schönschreiben und hielt mich an's Schöndenken." Schreib, sagt er ein andermal, hätte die Grazie gesprochen, aber ohne mich. Nach diesem Verdammungsspruche wäre er immer unter sich selbst geblieben. Damit war er jedoch ungerecht gegen sich selber. Von den Chronologen bis zu den hyperboräischen Briefen steigt die Vervollkommnung seines Stils so ungemein, daß sich im Vergleich zu den übrigen Schriftstellern der Zeit nur wenig noch daran aussetzen lässt; im Ganzen ist er gefällig, fließend, oft auf Flügeln getragen, ja hinreißend.

Satire und Humor leckern übrigens die Kost der meisten seiner Aufsätze. Er verstand sich vortrefflich auf die Handhaben der Komik. Bisweilen ist seine Art das Lächerliche

darzustellen eine eben so einzige als die Unbarmherzigkeit in der Verfolgung von Thorheit und Ungerechtigkeit, und wenn wir Lichtenberg nach Originalität und Fruchtbarkeit des Witzes den Vorrang einräumen, wenn wir schon an einem andern Orte nachwiesen, daß das vorige Jahrhundert einen größern Satiriker als letzteren nicht aufzuweisen vermag, so überragt ihn Wekhrlin doch als Humorist, da er nicht wie jener zwischen Realismus und Idealismus, zwischen dem mathematischen Gedanken und den Forderungen des Gemüths hin und her schwankte, sondern in sich festgestellt jene freie Höhe subjectiver Weltanschauung und idealer Ironie erstieg, von welcher aus die rechte humoristische Projectirung der Dinge allein zu Stande kommt.

Wenn nicht überhaupt das schwächste so doch in sich ungleichartigste Product sind die „Paragrafen“: ein seltsames Gemisch von Gedankentiefe und attischem Salz einerseits, Wiederholungen und Schalheiten andererseits. Man fühlt es ihnen ab, daß der Herausgeber nach zwölfjährigem, wahrhaft gigantischem Ringen und Kämpfen in ein Stadium der Ermüdung gekommen. Sie ist aber nicht aus einem Nachlassen seiner geistigen Spannkraft, sondern aus einem andern Grunde zu erklären.

War die Zahl seiner Feinde, wie ein Zeitgenosse behauptete, Legion, so die seiner Freunde, Gönner und Bewunderer kaum geringer. Man konnte von ihm beinahe sagen, was Graf Narbonne von Napoleon: die Einen betrachteten ihn wie einen wohlthätigen Genius, den Andern schien er ein Teufel, jedem ein außergewöhnlicher Mensch. Feinde wie Freunde stürzten gierig über seine Hefte her, es gab kein Cabinet, keine Amts- und Arbeitsstube, keinen Ort, wo sie nicht gelesen worden wären. In einzelnen Dörfern wurden sie auf Gemeindekosten gehalten. So weit deutsche Zunge reichte kannte man sie. Der Verleger konnte nicht Exemplare genug schaffen. Unaufhörlich gingen dem Verfasser von den verschiedensten Seiten her Briefe des Dankes und der Ermuthigung zu, welche zugleich Beweise seines

ungeheuren Einflusses vornehmlich in Süddeutschland enthielten. Er allein durfte sich den Urheber der Beseitigung vieler Uebelstände nennen. Wenn einzelne Behörden öffentlich vor den Rathschlägen des „unpraktischen Politicus", wie ihn ein Regierungsfiscal in Schwerin schalt, warnten, so beeilten sich andere mit der Ausführung derselben, wenn auch nur aus Furcht gebrandmarkt zu werden. Die auf höchsten Befehl im Sommer 1783 in Württemberg erfolgte Einführung der Blitzableiter ist sein Werk; er rieth sie dem Herzoge nach der großen Feuersbrunst zu Göppingen an, und dieser ertheilte sogleich dem Professor Hemmer in Mannheim Auftrag die herzoglichen Schlösser und alle öffentlichen Gebäude des Landes mit solchen „Instrumenten" zu versehen, trotzdem die meisten Beamten in ihrer Unwissenheit und Abneigung vor allen Neuerungen darüber „schnurrten". Kirchheim, Rothweil, Tübingen und andere Städte trafen gleichzeitig dieselben Veranstaltungen. In nicht wenigen Ortschaften schnitten die Zünfte einzelne ihrer Zöpfe ab, um von dem „Ungeheuer" künftig verschont zu bleiben. Für die Einführung einer vernünftigern Wanderordnung in mehreren Ländern oder Ländchen hätten sich die Handwerksburschen lediglich bei ihm bedanken müssen. Wir könnten eine lange Liste von Einzelheiten seines erfolgreichen Eingreifens in die verrotteten Zustände Deutschlands anfertigen, theilen jedoch nur noch folgenden Brief einer aus sehr angesehenen Männern gebildeten Lesegesellschaft zu München mit, den man gleichsam als das Original zu vielen Copien betrachten darf.

„Sehr oft, würdiger Mann, weihten wir Ihnen im Stillen unsere ganze Hochachtung für all das unverkennbare Gute, was Sie seit zehn Jahren mit Ihren periodischen Schriften im deutschen Vaterlande gestiftet haben. Frappante Beispiele könnten wir Ihnen anführen, wie manche heilsame Winke, manche gute Vorschläge zum Menschenwohl und zur Ausrottung schädlicher Vorurtheile in der Staatsverfassung und im Reiche der Sitten und der Religion, die Sie in Ihren Schriften gaben, von Obrigkeiten unserer

Gegend sowol als von Privatpersonen in dem Kreise, worin wir leben, benutzt worden sind, wenn es uns jetzt nicht angelegener wäre, Ihnen von ganzem Herzen für die Revolution zu danken, die Sie in unsern eigenen Kenntnissen und Ueberzeugungen gewirkt haben. Seitdem Sie so freimüthig als edel mit der Fackel der Wahrheit so viele der Menschheit wissenswürdige Gegenstände beleuchtet, seitdem ist es auch bei uns innerer Tag geworden. Und wenn wir Ihnen gleich offenherzig gestehen müssen, daß in manchen, besonders metaphysischen Dingen unsere Ideen mit den Ihrigen contrastiren: so erklären wir uns doch auf der andern Seite sehr gern für Ihre dankbaren Schüler in Allem, was Sie über Philosophie des Lebens, über die Staatskunde Europa's, über unterdrückte Menschheit, und über mehrere andere eben so wichtige Gegenstände so schön als wahr geschrieben haben.

Fahren Sie fort, edler deutscher Mann, so wie bisher Licht in die Finsterniß zu tragen, Menschenwerth und Menschenwürde den unzähligen großen und kleinen Tyrannen unseres gemeinschaftlichen Vaterlands anschaulich zu machen, Irrthümer und Vorurtheile zu bekriegen, und die Nation auf ihr wahres Interesse hinzuleiten. Und es wird Ihnen, außer Ihrem eigenen Bewußtsein, überschwänglich der Beifall so mancher Menschenfreunde lohnen, die, wenn auch im Stillen, aber darum nicht minder theilnehmend, Ihren Bemühungen für wahre Aufklärung Heil und Segen wünschen."

Alle Erfolge, aller Einfluß mögen ihn jedoch nicht gänzlich mit der Dickhirnschaligkeit, auf welche er allwegs stieß, ausgesöhnt haben. Seine Waffen und die Wahrheit sollten größere Siege feiern. Denn er klagt, daß er von der Lesewelt seines Jahrhunderts einen „allzuhohen Begriff gehabt," um anzunehmen, daß er ihn geradezu entgegengesetzt deuten könne; daß man sich im Irrthum befunden, wenn er sein Zeitalter reif genug erachtete, „den Spelt vom Weizen zu sichten." Und so, dünkt uns, ist die Ermüdung zu erklären, die sich in den Paragraphen zeigt. Nicht unbefriedigter Ehrgeiz oder verletzte Eitelkeit erschlafften ihm

auf eine Weile die Hand. Er für seine Person verlangte weder von der Gegenwart noch Zukunft Ruhm. Es gehört nicht viel Verstand dazu, sagt er einmal, von der herrschenden Meinung zu sein; wenn aber seine Eigenliebe etwas begehren könnte, so wäre es das, nicht Paradoxien sondern Meinungen geäußert zu haben, zu denen sich die Welt nach dreißig Jahren bekenne. Es war ihm genug das Gute erstrebt zu haben; er wollte nichts als das Zugeständniß, daß wenn er dabei in Täuschungen verfallen, doch nichts für die Absichtlichkeit derselben zeuge. Er wünschte nichts als, so der Zufall ein Blättchen seiner Schriften der Nachwelt zuwehe, daß eine unparteiische Seele sprechen möchte, „dieser Prediger in der Wüste war ein ehrlicher Mensch."

Nur Einmal scheint er sich einem berauschenden Traume von dem Fortleben in dem Gedächtnisse der Nachwelt hingegeben zu haben; allein es war kein freudequellendes, sondern ein resignirendes Bild, das jener zurückließ.

„Und nun hebe ich die Augen auf zu Dir, Du kleiner Hügel, den dort der Schatten der Cypresse und graulіches Moos decken, auf den jetzt noch der letzte Stern von seiner Höhe herniederschaut, nachdem alle Fackeln des Himmelsdomes schon erloschen sind, der Stern des Hügels meiner Ruhe.

Nach Jahrhunderten wird ein anderer Erdenpilger sich hier niederlassen. Wenn dann des Mondes freundlicher Strahl die ernste Scene umsilbert, die Lüftchen des Abends im schwirrenden Rohre lispeln und Nachtschauer den einsamen Waller ergreifen, dann wird er vielleicht sprechen: Hier ruht, wie eine alte Sage will, ein Einsiedler jenes Berges da drüben, dessen längst verhallten Namen keine Grabschrift nennt. Wie oft, wie oft mag der Schatten dieser Bäume ihn gekühlt, wie oft diese krystallene Quelle ihn gelabt haben! Dann vergaß er wol das Leiden Anderer, die Unvollkommenheit dieses Daseins, und dankte dem unergründlichen Wesen der Natur für sein Loos."

Zweites Buch.

Auswahl der Schriften Wekhrlin's.

Erste Abtheilung.

Zur Geschichte und Literatur.

I.

Julian.

„Perfidus ille Deo, sed non est perfidus orbi.“
Prudentius.

Rom beseufzte das Zeitalter der Auguste, der Titus, der Trajane, jenes goldene Zeitalter, wo die Götter hernieder gestiegen zu sein schienen, ihr Amt auf der Erde zu verwalten. Eine zusammenhängende Reihe von Taugenichtsen und Barbaren, bei denen zu verweilen die Geschichte sich selber schämt, führte seit zweihundert Jahren das Scepter der Welt. Das menschliche Elend kennt keine betrübtere Epoche. Endlich erbarmte sich die Vorsehung: sie rief den Schüler Maxim's auf den Thron.

Zwei und dreißig Jahre zählte Julian, als ihm der Tod des Constantius die Kaiserkrone darbot. Ein erhabenes, vom Unglück geläutertes Herz, eine lichte, philosophische, durch Forschen gevestete Seele, ein Geist von ungemeinem Umfange, das sind die Grundzüge im Charakter dieses Fürsten. Sie sind es, aus denen sich einer der vollkommensten Herrscher, Helden und Völkerväter bildete.

Die Leitschnur, welche man sich wählen muß, in der von der Kritik unendlich angefochtenen Geschichte dieses Kai=

sers den Eckstein zu finden, ist, daß man zwischen den übertriebenen Verleumdungen und unmäßigen Lobreden seiner Zeitgenossen die Mitte hält, und ihn bei seinem eigenen Schatten erfaßt, das heißt in seinen Schriften aufsucht.

Hier findet man einen Fürsten, der gerecht, mäßig und vorurtheilsfrei ist, der seine Würde ohne Hochmuth zu behaupten weiß, und in den feurigsten Jahren der Jugend die ganze Reife eines in Geschäften ergrauten Mannes zeigt; man findet einen Monarchen, der mit gleicher Wärme die Aufgabe des Herrschers, des Feldherrn, des Philosophen und des Menschen durchführt:

„— — Ductor fortissimus armis
Conditor et legum celeberrimus: ore manuque
Consultor patriae: sed non consultor habendae
Religionis: amans tercentum millia divum
Perfidus ille Deo, sed non est perfidus orbi.“

Dies ist das Geständniß, das Julian selbst seinen Feinden abnöthigte.

Der schönste Theil seines Lebens war für die Welt bereits verloren. Heimliche Kränkungen, innerer Verdruß, selbst begründete Besorgniß vor Meuchelmördern umwölkten seine Jugend. Es ist wahr, der schlaue Constantius ließ ihn scheinbar an der Regierung theilnehmen, indem er ihn zum Cäsar erklärte und ihm die Statthalterschaft in Gallien übertrug. Allein dies hieß ihn geradezu von Regierungsgeschäften entfernen. Man suchte ihn zu occupiren, blos weil man die Muße eines kräftigen Geistes mehr fürchtete als dessen Arbeit.

In der That, man ist betrogen, wenn man der Geschichte blindlings folgt. Sie behauptet, alle Welt hätte den Cäsar für einen Pinsel gehalten. Es ist möglich, daß die Menge, welche immer falsch schließt, den Prinzen so betrachtete; aber ist es wahrscheinlich, daß Constantius und seine Minister ihn nicht etwas besser zu beurtheilen verstanden? Diesem eben so feinen als argwöhnischen Fürsten lag

ja Alles daran, den Charakter seines Neffen genau zu erkennen. Dies bestätigen die Begebenheiten.

Thatsache ist, daß Julian, einen herrschsüchtigen und grausamen Herrn auf der einen Seite, auf der andern einen Hof von Schelmen, sich selbst aber von Spionen umringt sehend sich in sich selbst zu verbergen beschloß. So blieb er während seiner Mindermächtigkeit undurchdringlich und erschien ungefährlich.

Kaum einige Funken des Feuers, von welchem seine Seele erglühte, brachen während seiner Statthalterschaft in Gallien hervor. Er verminderte die Steuern und führte eine neue Disciplin in die Armee ein. Allein diese Maßregeln waren von so großer Behutsamkeit begleitet, daß sich deutlich gewahren läßt, wie sehr er sich vor einem verrätherischen und gefährlichen Hofe zu hüten suchte. Seine erster Feldzug war eine blose Schulübung, die ihm Ehre machte.

Inzwischen wurden dieselben Umstände, die ihm äußerlich so viel Zurückhaltung auferlegten, andererseits der Welt zum Glück. Ihnen ist es zuzuschreiben, daß sich sein Geist in sich selbst kehrte, sich schärfte und zu großen Ideen reif ward. Diese Umstände sind es, die ihn jener Philosophie zuwendete, welche nachmals herrschte und ihn selbst an die Seite der berühmtesten Weltweisen versetzte. Sie sind es vielleicht auch, welche ihm Zeit und Stoff gaben jene nützlichen Entwürfe auszusinnen, welche er bei seinem Regierungsantritte in's Werk brachte. Eine sehr gerechtfertigte Muthmaßung, wenn man erwägt, daß seine neunzehnmonatige Regierung thatenreicher ist als Jahrhunderte anderer Kaiser.

Kaum ergreift Julian die Krone, die ihm mitten im Lager vor Aquileja entgegen kam, so verändert Alles seine Fläche. Es scheint, der junge Philosoph erinnerte sich in diesem Augenblicke eines Spruches seines Lehrers Plato: „Die von den Göttern berufen sind, die Schicksale der Völker zu leiten, müssen alles Irdische von sich ablegen.“

Niemals nahmen mehr Tugenden auf dem Throne Sitz. Ein Geist voll schöner Regungen, ein gemäßigtes Temperament, eine Keuschheit, welche alle Heilige seiner Zeit beschämte, die ganze Weisheit Antonin's, alle Güte Trajan's, Cäsar's Heldenmuth, Cato's Ernst, die Tapferkeit Alexander's und Scipio's Enthaltsamkeit geleiteten Julian auf den Sitz der Auguste.

Ueberzeugt, daß wahre Größe nicht im äußern Prunk beruhe, war er ungemein bescheiden in seinem Auftreten. Nie sah man den kaiserlichen Purpur an ihm als bei feierlichen Gelegenheiten. Zu allen übrigen Tagen kleidete er sich sehr einfach; seine Stoffe gehörten einer sehr geringen Gattung an, und meistentheils trug er die Uniform der Armee.

Niemand konnte mäßiger sein in Speise und Trank. Sein Mittagsmahl bestand in Gemüse und Obst, sein Nachtmahl war noch frugaler, und Wasser sein einziges Getränk.

Sein Lager bestand in einer Matte auf ebener Erde, im Felde aus einer Löwenhaut. Beispiele, daß er sich den Reizen der Wollust hingegeben, kennt man keine. Außer einer Ehe, welche mehr aus Politik als Neigung geschlossen, weiß man nichts von Geschlechtsverhältnissen. Seine Tugend war in diesem Punkte über alle Vorwürfe erhaben, und verdient um so mehr Anerkennung, als sie nicht in einem Temperamentsfehler, sondern auf Grundsätzen beruhte. Befragt, warum er nicht ein Weib nähme, das dem Reiche einen würdigen Erben schenke, antwortete er: Deshalb nicht, weil es sich treffen möchte, daß dieser Erbe ein unwürdiger wäre.

Julian's großes Herz hing weder an Reichthümern noch an Vergnügungen, es schlug nur für den Staat. Er kannte keine andere Zerstreuung als welche der Wechsel der Geschäfte bot. Er erhob sich stets vor Anbruch des Tages, verrichtete sein Gebet zum Mercur und begab sich dann an die Arbeit oder zur Audienz. Das Theater besuchte er dem Volke zu Gefallen, und er verweilte darin mit der Unge-

duld eines Weisen, der jeden Augenblick für verloren hält, den er nicht dem allgemeinen Wohle und der Cultur seines Geistes widmet. Er sah dem Spiele nur einige Minuten zu und eilte dann wieder in sein Cabinet.

So war denn das Leben dieses seltenen Monarchen zwischen seinen Obliegenheiten und dem Umgange mit erfahrenen Männern getheilt. Dies hatte natürlich etwas Ernstes in seinem ganzen Benehmen zur Folge, doch ist die Strenge seiner Verfügungen nicht das Resultat übler Laune, sondern das Ergebniß der Ueberlegung und Staatsklugheit.

Man weiß, daß er gleichwol bisweilen sehr heiter und scherzhaft sein konnte. Verschiedene Bonmots, welche die Geschichte aufbewahrt hat, überzeugen davon. Hier zwei Beispiele. Die Valentinianer und Arianer hielten die Behörden durch ihre fortwährenden Streitigkeiten in unaufhörlicher Bewegung; sie trieben die gegenseitige Wütherei bis zum Blutvergießen. Um dieser Plage ein Ende zu machen, erübrigte kein anderes Mittel, als die Kirche, welche den Zankapfel bildete, zu confisciren. Bei dieser Gelegenheit schrieb Julian an den betreffenden Statthalter, ihm dringend die Fernhaltung aller Gewaltthätigkeiten anempfehlend: „Da das unvergleichliche Gesetz des Evangeliums ihnen befiehlt, sich von den Besitzthümern der Erde los zu machen, um desto eher des Himmels Reichthümer zu erwerben, so wollen wir, so viel an uns liegt, ihnen den Weg dazu erleichtern.“ Man muß gestehen, daß man bei einem solchen Anlaß sich weder milder noch witziger ausdrücken konnte. Als ihm seine Vertrauten vorstellten, daß Alexander, dem er die Statthalterschaft in Syrien übertrug, ein heftiger und zu Grausamkeiten geneigter Mann sei, versetzte er: „Ich weiß, daß Alexander keine Statthalterschaft verdient; aber Antiochia verdient Ihn.“

Das Erste, womit Julian sein Regiment begann, war die Einschränkung seines Hofstaats und gesammten Haushaltes. „Die Reform,“ sagte er, „welche ich mit dem Staate

vornehmen will, muß bei mir selbst anfangen." Die Menge der Hofbeamten unter den vorigen Kaisern hatte beinahe mehr Aufwand erfordert als die Erhaltung der Legionen. Es waren fast durchgängig durchlauchtige Bettler, geschäftige Müßiggänger, Menschen ohne Verdienst und Ehre, welche wie die Schweißmücken an des Regenten Tafel hingen. Ihre Bittschriften strotzten von Armuth, ihre Häuser von Luxus. Es war jene Gattung von Menschen, von welcher ein berühmter Schriftsteller sagt: Die Luftspringer und Windbeutel sprechen, daß sie zu leben wissen; die Klugen und Ehrlichen aber, daß sie nicht zu sterben wissen. Von diesen Auswüchsen also reinigte Julian den Hof. Ohne Gnade ertheilte er einigen tausend Verschnittenen den Laufpaß. Die Zahl der kaiserlichen Agenten, Schreiber, Lieferanten, Controleure u. dgl. setzte er von 10,000 auf 17 herab. Im Küchenwesen fand er über zwölfhundert Personen. Er schickte sie alle bis auf ein paar mit der Bemerkung fort, bei ihm würden sie nur ihre Kunst verlernen. Einst ließ er einen Barbier rufen. Ein prächtig gekleideter Mann trat ein. „Wer seid Ihr?" „Euer Majestät Sclave, der Hofbarbier Fadius." „Packt Euch! Ich habe einen Barbier verlangt, aber keinen Cavalier." Wie sehr erstaunte Julian, als er vernahm, daß dieser Mensch ein größeres Einkommen beziehe, als eine Abtheilung Reiter, und daß er gerade noch 999 seines Gleichen hatte. Der Kaiser behielt nur eine geringe Anzahl auserlesener und zuverlässiger Personen zu seiner Bedienung. Diese lohnte er edel.

Vom Hofe aus verpflanzte sich die Reform in die Magistraturen. Diese befanden sich in der That in der trübseligsten Verfassung. Es gab Senatoren, welche ihre Muttersprache nicht verstanden; Finanzbeamte, die nicht rechnen konnten; Kriegsräthe, welche in ihrem Leben nicht im Felde gewesen; Advocaten, die kein Wort Latein zu reden wußten. Der Staat glich einem Spital, in welchem sich alle Krankheiten angesammelt hatten. Das Podagra, das Chiragra,

die Hämorrhoiden, die Kolik und alle übrigen Früchte der Gefräßigkeit und der Faulheit saßen auf den Polstern der Regierung, der Rentkammer und des Kriegsraths. Die untergeordneten Kanzleien füllte eine unermeßliche Menge unreifer Burschen, Pflastertreter, Stutzer und Flachköpfe, deren ganzes Verdienst in Familienempfehlung bestand, und deren ganzes Tagewerk Bemalen gestempelten Papieres hieß.

Dieser Wirthschaft zufolge lag der Staat gleichsam in tiefem Schlafe, ohne Gesetze, ohne Gesichtspunkte, ohne Consistenz. Einsichtige seufzten, wenn sie bedachten, was die römische Krone sein konnte. Statt die Rolle des Gesetzgebers über ganz Europa zu spielen, wozu sie der Reichthum ihrer Länder und der Rang ihres Monarchen einlud, war sie so sehr herabgekommen, daß sie zuweilen Gesetze von andern annehmen mußte. Das war die Wirkung der Untüchtigkeit ihrer Staatsdiener und der Fehler der Verwaltung.

Julian's Regierung rief gewissermaßen einen todten Klotz in's Leben. Die Justiz, das Finanzwesen, die Polizei, der Handel und Verkehr, nichts blieb übrig, das nicht seinen umschaffenden und weisen Einfluß empfand. Mit Erstaunen sah die Welt den römischen Koloß erwachen und seine Arme über beide Halbkugeln der Erde ausbreiten.

Die Handhabung der Gerechtigkeit lag dem Imperator besonders am Herzen. In seiner eigenen Aufführung, sagt einer seiner Biographen, befleißigte er sich der strengsten Gesetzlichkeit, und in seinen öffentlichen Aussprüchen entfernte er sich niemals von ihr. Streng, ohne grausam zu sein, bediente er sich weit öfter der Drohungen als der Strafen.

In den Gesetzen und Gebräuchen des Staats wohl unterrichtet, wog er die Rechte der Parteien ohne Begünstigung und ohne Parteilichkeit ab. Der Erste seiner Hofbeamten hatte vor dem geringsten seiner Unterthanen keinen Vorzug. Er verkürzte die Prozesse, die er schleichende Fieber nannte, welche Recht und Gerechtigkeit untergrüben und ver-

zehrten. Eine ihm zur Kenntniß gelangte Ungerechtigkeit dünkte ihn eine selbstbegangene, so lange er sie nicht beseitigt hatte. Wir haben die deutlichsten Vorschriften von ihm zur Beschleunigung der richterlichen Entscheidungen, zur Erleichterung der Appellationen und zur Sicherung des Erfolgs derselben.

Nur die Ungerechtigkeit murrte über die Härte einer Regierung, bei welcher sich weder ihr Interesse noch ihr Glück versprechen durften ungestraft durchzukommen. Was sie namentlich untröstlich machte war, daß Jeder ohne Mühe Zutritt zum Kaiser erlangen konnte. Nichts war leichter als ihn zu sprechen, da er sich täglich öffentlich zeigte, seine Hände nach Bittschriften ausgestreckt, welche er ohne Ausnahme las. Weder Religion noch andere Erwägungen beeinflußten seinen Willen. Aber er wußte, daß er ein Mensch war, und dankte es daher Jedem, der ihn vor einem Irrthum warnte. Daher stammt der Vorwurf, den ihm Gregor von Nazianz und andere Scribenten machen, daß er in seinen Aussprüchen sehr zurückhaltend alle Sachen, statt sofort selbst zu erledigen, wie es seine Vorfahren gewohnt gewesen, erst an seine Kanzleien verwiesen hätte. Zum Theil lag dies Verfahren aber auch in seinem Widerwillen gegen Angeber, ein Natterngeschlecht, das sich unter der vorigen Regierung ungemein vermehrt hatte und sein abscheuliches Gewerbe unter Julian fortzusetzen suchte. Das Glück Derer, welche mit der Schwachheit des vorigen Kaisers Mißbrauch getrieben, sollte ihn nicht überleben. Gleich im Anfange errichtete er zu Chalcedon einen Justizhof, der alle unter den früheren Regierungen begangenen Mißbräuche untersuchen und eine neue Gerichtsordnung aufstellen mußte. Und den bisherigen Senat, der sich weder seinen Absichten schnell genug unterzog noch tüchtig genug befunden wurde, löste er auf, um ihn nach andern Grundzügen neuzubilden. Vermöge der neuen Gerichtsordnung aber wurden nicht blos die Prozesse verkürzt und vereinfacht, sondern auch gebildetere Richter geschaffen, strenge Disciplin unter den Advocaten

eingeführt und zwischen den einzelnen Tribunalen das nothwendige Ineinandergreifen hergestellt.

Bei aller Strenge gegen die Beamten ließ Julian doch immer die großmüthigste Gesinnung walten. Als einer der ersten Staatsdiener, wegen begangener Erpressungen flüchtig geworden, in seinem Versteck aufgefunden und dies dem Kaiser verrathen werden sollte, wehrte er es mit den Worten ab: „Ich will es nicht wissen, denn es liegt mir nichts daran die Freistatt eines Elenden zu kennen, der durch die Furcht vor meiner Ungnade schon genugsam bestraft ist." Als gegen einen seiner Räthe Namens Numerius eine Untersuchung eingeleitet wurde, welche bei Mangel an gesetzmäßigen Beweisen zu keiner Verurtheilung führen konnte, rief sein Ankläger Delphidius heftig: „Nun, Cäsar, wer wird fernerhin noch strafbar sein, wenn man, um frei auszugehen, die That nur leugnen darf?" Julian entgegnete gelassen: „Und wer wird fernerhin noch unschuldig sein, wenn man, um verurtheilt zu werden, nur einen Ankläger braucht?"

Welche Gerechtigkeit! — —

„Sie mögen sich ruhig zu ihren Obern begeben; sie mögen beten, sich unterrichten lassen und dem Gottesdienst obliegen, dem sie ergeben sind. Wir erlauben es ihnen von nun an. Nur daß sie sich vor allen aufrührerischen Planen hüten! Denn wenn ihre Versammlungen ein Deckmantel der Meuterei sein sollten, so geschieht es auf ihre Gefahr hin: ich warne sie davor. Lebt alle ruhig, ihr Ungläubigen! Und ihr, die ihr treu geblieben seid der Religion eures Landes und den Göttern eurer Väter, verfolgt nicht Diejenigen eurer Nebenmenschen und Mitbürger, die wegen ihrer Irrthümer mehr zu bedauern als wegen ihrer Verhärtung zu tadeln sind. Mit Vernunft, nicht mit Gewalt, muß man die Menschen zur Wahrheit bringen. Wir fordern daher alle unsere getreue Unterthanen auf, die Galiläer in Ruhe zu lassen."

In diesem Tone spricht das Edict, womit Julian's Toleranzsystem anhebt.

Welcher Ton! Welche Empfindung! Welch' ein Monarch!

In der That sollte es nicht länger gestattet sein, diesem Kaiser jenen Beinamen zu geben, den Bosheit erfand und Dummheit fortpflanzte. Wir wissen, daß wenn der erlauchte Julian einer irrigen Religion huldigte, er doch nimmer des Abfalls vom Christenthum schuldig gewesen. Nirgend findet man selbst die geringste Spur, daß er sich je in seinem Leben zur Religion des Evangeliums bekannt hätte. Vielmehr ist offenkundig, daß er seine Jugend in verschiedenen Schulen und unter verschiedenen Lehrern zubrachte, und daß die ihm aufgezwungenen christlichen Unterweisungen in seinem Herzen nie Wurzel schlugen, sondern nur die tiefste Abneigung gegen das Wesen des damaligen Christenthums erzeugten. In reifen Jahren fiel er dann auf die unglückliche Wahl, daß er sich für die Religion seiner Vorfahren und die Götter seines Landes erklärte.

Und was war dies für eine Religion? Das System der Vernunft auf das Gesetz der Natur gegründet; der einfachste und unschuldigste Religionsbegriff von der Welt! Es war jenes Bekenntniß, welches Julian die Grundsätze der Gerechtigkeit, der Mäßigkeit, der Menschenliebe, der Weisheit einflößte, die ihn zum liebenswürdigsten und tugendhaftesten Sterblichen seiner Zeit machten.

Statt also sein Andenken mit einem Schimpf zu beladen, sollte ihm die Nachwelt dieselbe Gerechtigkeit zu Theil werden lassen, deren er sich selber gegen Jedermann befleißigte; statt ihm den schmachvollen Beinamen „der Abtrünnige" zu geben, den die Geschichte zu ihrer eigenen Schande aufbewahrt hat, sollte man seine Irrthümer mit ehrfurchtsvollem Schweigen übergehen.

Allein Julian's Toleranzsystem brachte dieselbe Wirkung hervor, welche es in der christlichen Kirche beständig hatte. Weil sie nicht herrschen konnte, schrie sie sich als unterdrückte aus. Der Fanatismus stieß in sein gebräuchliches

Horn: man klagte über Gottesverrath, Verfolgung und Martyrthum.

Von Alledem lag nicht das Mindeste im Plane des Kaisers. Er war einer der Koryphäen der Eklektik. Er hatte Schwäche für dies System. Mittelst einer Verschmelzung des Heidenthums und der evangelischen Moral hoffte er eine Religion durch die andere zu läutern. Dies ist die kürzeste und richtigste Anschauung seines Planes, der aus allen Maßnahmen hervorleuchtet. Hätte Julian etwas Anderes gesucht, so würde er nicht mit der Toleranz angefangen haben, sondern mittelst des Henkers.

Gleichwol ist behauptet worden, der Kaiser hätte einen Schwur gethan, wenn er aus seinem Kriege gegen die Perser zurückkehre, wolle er das Christenthum ausrotten. Wie aber ist es möglich, einem Julian solch' einen Vertrag mit den Göttern nachzureden! Er beschützte im Gegentheil das Christenthum; seine Verdienste um dasselbe sind so klar am Tage, daß man entweder im höchsten Grade boshaft oder bis zur Bestialität blödsinnig sein muß, um sie zu leugnen. Er rief zum Beispiel alle unter den vorigen Regierungen in's Elend getriebenen Christen durch ein Generaledict zurück, ließ die Bischöfe von ihren verlassenen Kirchen wieder Besitz nehmen, und vertheidigte die christliche Gemeinschaft wider deren erbittertste Gegner, die Arianer. Darf man anders dem Zeugniß eines Heiligen Glauben schenken, so konnte sich selbst der heil. Gregor nicht entbrechen, Julian gerecht zu werden, indem er von der Weisheit und Mäßigung seiner Statthalter, insbesondere des Candian, mit Lob spricht.

Julian wollte den Dienst der Götter in seiner ursprünglichen Einfachheit und Natürlichkeit wiederherstellen. Daß er als Kaiser und Philosoph dies nicht für unmöglich erachtete, muß man ihm verzeihen. Wenn er aber diesen einfachen und natürlichen Gottesdienst nicht in der damaligen christlichen Kirche suchte, so sei man ehrlich und gestehe, daß

die traurige Verfassung derselben ihm wahrlich keinen Anlaß dazu bot.

Nichts war der Wuth zu vergleichen, womit sich die verschiedenen Secten des Christenthums untereinander verfolgten und aufrieben, noch dem Unsinn und der Bitterkeit, welche in ihren Schulen und Versammlungen ihr Spiel trieben.

Sie jagten einander von den Altären, bemächtigten sich der Kirchen und Güter, legten Brände an, zerstörten die geweihten Gefäße, ermordeten die Priester, schändeten die Klosterjungfrauen, rissen diejenigen, die sich mit ihnen in Wortwechsel einließen, in Stücke, tödteten Mütter und Kinder, entheiligten alles Heilige: und Alles da im Namen Jesu Christi, den sie bei ihren Verbrechen beständig im Munde führten.

Der Geist des Aufruhrs und der Spaltung war so mächtig, daß ihre Bischöfe einen Geruch der Heiligkeit darin suchten, das Volk in unaufhörlicher Bewegung zu erhalten, und das Aergerniß so ungeheuer, daß man nicht mehr bei dem Namen Gottes, sondern bei dem ihrigen schwur.

Von diesen Scenen war nun Julian persönlicher Zeuge gewesen. Er wußte, wie er an einer Stelle seiner Schriften sagt, daß es Christen giebt, welche Abweichungen im Glauben einander nicht verzeihen können, und diese allein hinreichend sind, alle Bande der Natur und Menschlichkeit zu zerstören.

Julian den Philosophen mußten solche Zustände anwidern, und Julian der Kaiser zu viel Einsicht besitzen, um nicht die verderblichen Folgen für die politische Ordnung des Staats zu fürchten, und zu viel Vaterlandsliebe, um einem der allgemeinen Wohlfahrt so verderblichen Unwesen nicht zu steuren. Mit allem Eifer des Menschen wie des Herrschers suchte er also ein Mittel wider diese Staatskrankheit, und er glaubte es in der Toleranz zu finden. „Weder Schwert noch Feuer,“ sagt er in einem Briefe an Basilius,

„sind vermögend in dem Glauben der Menschen Aenderung hervorzubringen. Das Herz widerspricht immer der Hand, welche Furcht zu opfern zwingt, und die Leibesstrafen machen nur Heuchler, welche im Leben ungetreu und im Tode Märtyrer sind. Laßt uns sie also zu gewinnen suchen."

In Folge dieser Ueberzeugung alle Secten duldend, schenkte er damit zugleich dem Staate zwei bis drei Millionen Menschen, welche in ihr Vaterland zurückkehrten.

In einem andern Edicte, das ewig ein Meisterstück von Menschenverstand und Regententugend bleibt, ermahnt er Alle zur Eintracht und zum Frieden. Jedermann eröffnet er freie Ausübung seines Gottesdienstes, und den Statthaltern schärft er in den nachdrücklichsten Befehlen ein, Niemand in seinem Glauben zu kränken, alle Secten ohne Unterschied mit Güte und Nachsicht zu behandeln.

„Nicht," setzte der Monarch hinzu, „als ob ich es für unrecht hielte, sie als Unsinnige wider ihren Willen zu heilen, sondern weil ich denen krank zu sein erlaube, die es durchaus sein wollen. Meine Meinung ist, daß Unwissende zu unterrichten aber nicht zu strafen sind."

So war Julian der Götterfreund. Allein vergebens singt man den Tauben.

Undank und Aufruhr war der Lohn, den ihm die Christen dafür zollten.

Zanksucht, Verfolgungswuth, Geiz und alle Verbrechen, welche der Kirche von jeher anhingen, nahmen unter den Bekennern des Evangeliums kein Ende. Die Pfaffen, jene Sorte von Menschen, in welche das Laster alles Gift ausgeströmt hat, hetzten den Pöbel unermüdlich gegen den wohlmeinendsten Landesvater auf. Der heil. Gregor nennt den Beherrscher der Welt nach ächter Heiligenpolitesse öffentlich einen Affen.

Gewiß, es wäre Julian nicht zu verargen gewesen, wenn er die Christen gründlich verachtet hätte. Man be-

mühte sich nicht im Mindesten, sich seiner Gnade würdig zu zeigen. Man beachte zum Beispiel folgenden Vorfall.

Der Kaiser hielt einen feierlichen Einzug in Fortuna's Tempel, das ist zu einem der Heiligthümer seiner Religion. Die römischen Priester, welche im Vorhofe pontificirten, besprengten den Monarchen und seine Begleitung mit geweihtem Wasser. Ein Tropfen traf dabei die Uniform Valentian's, eines Christen, der als Commandant der Leibwache hinter dem Kaiser marschirte. Wüthend springt er sofort auf den Priester los, schlägt ihn mit dem Schwert und wirft die Uniform, die er sich vom Leibe reißt, dem Kaiser vor die Füße.

Ungeachtet er nun wegen dieser Vermessenheit den Tod verdient hätte, begnügte sich Julian doch mit einem blosen Verweise, indem er sagt, daß er nicht Willens sei, das Verbrechen, wohl aber den Christen zu schonen.

Zwei Tollkühne zerstörten den Altar der Cybele zu Pessinus in Phrygien. Julian ließ sie vor sich bringen. „Gesteht," redete er sie an, „daß ihr gefehlt habt; ihr waret vielleicht trunken, oder die thörichte Einbildung, daß ihr euch damit bei eurer Gottheit ein Verdienst erwerbet, verblendete euch." Was erwiederten die Christen? Sie lästerten dem Monarchen in's Angesicht; sie spotteten seiner Worte und drohten ihm mit der Rache ihrer Priester. Da verdammte sie Julian zum Tode, nicht, wie er sagte, weil sie Christen wären, sondern als Störer der öffentlichen Ruhe.

Die Geschichte ist voll von Verbrechen gegen den Kaiser. Und warum auch nicht? Ist's nicht die Geschichte des Christenthums?

In der That, die Greuel, welche einst in der christlichen Gemeinschaft herrschten, waren so groß, daß man nicht ohne den tiefsten Abscheu daran denken darf. Das Priesterthum hatte bereits einen unermeßlichen Stolz angenommen. Die Beleidigungen unruhiger und übermüthiger Pfaffen gegen die weltlichen Herrscher verstiegen sich zum Aeußersten.

Im Jahre 353 versammelte man sich in der kaiserlichen Residenz zu einem Nationalconcil. Alle Bischöfe gingen nach Hofe, um dem Kaiser Constantius und seiner Gemahlin Eusebia ihre Ehrerbietungen darzubringen. Nur Leontius, Bischof von Tripolis verweigerte sein Erscheinen bei Hofe, erklärend, daß er sich nie so weit erniedrigen würde, vor einem Monarchen seine Knie zu beugen. Eusebia schickte, für dies Betragen von dem Zorne des Kaisers Alles fürchtend, eilends zu dem Prälaten, ertheilte ihm einen milden Verweis, und forderte ihn auf, sein Versehen zu bessern so lange es noch Zeit wäre. Und da sie dieses Mannes rohe Unbeugsamkeit kannte, verhieß sie ihm Neubau und reichste Ausstattung einer großen Kirche, wofern er sogleich am Hofe erschiene.

„Sagt ihr," antwortete der Pfaffe den Boten der römischen Kaiserin, „wenn sie auch Alles hielte, was sie versprochen, so würde sie damit bei mir noch nichts ausrichten. Thut sie etwas für die Kirche, so geschieht's zum Heile ihrer eigenen Seele. Begehrt sie meinen Besuch, so muß sie etwas für mich thun, das heißt, sie muß mich mit der einem Bischofe schuldigen Achtung aufnehmen. Sie muß, sobald ich in den Saal trete, sich von ihrem Sitze erheben, mir entgegen kommen und sich verbeuger, um meinen Segen zu empfangen. Wenn ich mich alsdann niederlasse, muß sie demüthig so lange vor mir stehen bleiben, bis ich ihr erlaube, sich gleichfalls zu setzen. Auf diese Bedingung hin wird ihr der Bischof Leontius seinen Besuch schenken. Ohne diese aber ist sie weder mächtig noch reich genug, mich zur Verleugnung meiner Würde zu verleiten."

Unverschämter konnte weder ein Prälat noch Laie sein. Und wie soll man sich ob des Hochmuths der Geistlichen späterer Zeiten wundern, wenn sie solche herrliche Muster in den Jahrbüchern ihres Ordens lasen?

Ein so neues und so übermüthig verlangtes Ceremoniell, sagt die Geschichte, mißfiel dem Hofe sehr. Die Kaiserin

forderte von ihrem Gemahl Genugthuung für die Frechheit jenes Pfaffen. Allein die Intriguen des Priesterthums hatten bereits so viel Einfluß gewonnen, daß sich die Kaiser selbst fürchteten. Constantius, der zu einer andern Zeit seiner Gemahlin mit dem Kopfe des Rebellen ein Geschenk gemacht haben würde, witzelte diesmal: er nannte die Vermessenheit des Bischofs apostolische Freiheit. Wie viel Schwäche er damit kund that, sollte er bald selber fühlen. Als er in einer der Sitzungen des Concils einige kirchliche Anordnungen in Vorschlag brachte, welche den Beifall der Bischöfe erlangten, erhob sich Leontius und sagte dem Kaiser trotzig: „Es ist sehr zum Verwundern, daß Ihr, der sich nur mit den Angelegenheiten seines Hofs und der bürgerlichen Regierung des Staats beschäftigen sollte, Euch unterfangt, den Bischöfen Vorschriften in Dingen machen zu wollen, welche lediglich in ihrem Belieben beruhen."

Bei Julian hatten dergleichen Vorgänge die Wirkung, die sie verdienten und in einem erleuchteten und entschlossenen Monarchen nothwendig hervorrufen mußten. Er ergriff das Rauchfaß selber und proclamirte sich zum Pontifex Maximus in seinen Staaten. Eine solche Verbindung war durchaus nicht neu. In der einen Hand die Opferschale, in der andern das Schwert, beherrschten die alten Könige Egyptens, Asiens und Roms die Welt in ungetrübter Ruhe; und diese Verbindung ist's, warum uns die Geschichte aus jenen Zeiten kein einziges Beispiel eines Religionskrieges nachzuweisen vermag.

Durch diesen Schritt also hieb der Kaiser zuerst der Kabale den Kopf ab. Darnach ward es ihm leichter den Plan in's Werk zu setzen, den er für die Aufklärung und Ruhe seines Reichs entworfen.

Er hob die bisherigen Schulen auf, weil sie die Quelle aller Religionszänkereien, die Schlupfwinkel der Dummheit und Faulheit und die Tummelplätze aller Unsinnigkeiten waren; er setzte an ihre Stelle neue, ohne Unterschied des

Bekenntnisses brauchbare, gemeinnützige Anstalten. In allen Städten setzte er Katecheten, Prediger und Lehrer ein, denen er faßliche und übereinstimmende Lehrbücher vorschrieb.

Für jede Provinz bestellte er einen Oberpriester. Diesen räumte er, ohne vom Erzbischof zu Alexandria abzuhängen, völlige Gewalt über die Sitten und Pflichten der Geistlichen des Bezirks ein. Nichts ist vortrefflicher als sein bei dieser Veranlassung ergangener Hirtenbrief: „Bescheidenheit, Weisheit und Demuth sei eure Regel. Wer hoffärtig an die Stufen des Altars tritt, verdient Verachtung. Erinnert euch, daß ihr der Gottheit Sendlinge an die Menschen, die Mittler zwischen uns und den Unsterblichen seid. Diese Vorstellung muß aus allen euren Handlungen zu erkennen sein, und die Fernhaltung von weltlichen Dingen euer Kennzug.“

Julian verlangte von Jedem, der im öffentlichen Dienste des gemeinen Wesens stand, Liebe zur Gottheit und zu den Menschen. „Besitzt der Candidat diese zwei Wesentlichkeiten“, schrieb er an den Senat zu Constantinopel, „so kommt im Uebrigen nichts darauf an, ob er reich oder arm, von vornehmer oder geringer Herkunft ist.“

Er selbst bewies den reinsten und feurigsten Eifer für den Dienst der Götter. Er strebte mit allen Kräften darnach, den Gottesdienst erhabener zu gestalten, indem er Alles hineintrug, was der Religion würdig war und alles Entgegengesetzte daraus entfernte. Er hatte, sagt Mammertinus, eben so einfache als andachtsvolle Gebete entworfen, welche die Litaneyen verdrängen sollten; auch führte er Chorgesänge ein, wie sie in der Kirche zu Antiochien im Gebrauche standen.

Sein Spruch war: „Die Religion hat eine Sittenlehre, die Priester aber haben keine.“ In dieser Erkenntniß zog er mehrere Stiftungen ein, welche der andächtigen Verschwendung Constantin's und seiner Nachfolger abgelistet worden, und gab damit dem Staate sein Eigenthum, der Menschheit

dagegen eine Menge unnützer Bürger zur Erziehung zurück. Dafür baute er der Gottheit neue Tempel, und den Donatisten, Novazianern und andern Secten, welche sich zum Glauben an den einigen Gott bekannten und blos über Trivialitäten uneins waren, stellte er die verlorenen wieder zu.

Wäre es möglich gewesen, daß solche Reformen nicht Unwillen und Murren erregt hätten? Die christlichen Mönche, düstere Schwärmer und verhärtete Träumer holten ja ihren letzten Athemzug! Man schimpfte in der Stille und öffentlich, man hetzte den Pöbel in erbitterten Predigten auf, man nannte den tugendhaftesten Herrscher der Welt Ketzer, Abtrünniger, Feind Gottes. Die Bosheit vergaß sich so sehr, dem Kaiser vorzuwerfen, das Blut der Christen sei ihm zu verächtlich, blos weil er, um der Raserei der Märtyrersucht ein Ende zu machen, auf's Strengste befahl, keinerlei Gewalt gegen widerspenstige Christen anzuwenden.

Viel wäre noch zu sagen übrig. Wir begnügen uns noch zu vermerken, daß Julian im Kriege gegen die Perser von einem seiner eigenen Krieger, einem Christen, mittelst eines Lanzenstiches getroffen wurde. „Du hast gesiegt, Galiläer!" rief er vom Pferde sinkend. Der Fanatismus legte diesen Worten eine andere Bedeutung bei.

II.

Justinian.

Zur Kritik der Geschichte des Corpus Juris.

Rom neigte sich seinem Falle. Die Zeiten, wo die Kaiser zu Gericht saßen, um die bürgerlichen Angelegenheiten in Person zu entscheiden, die Zeiten der Auguste, der Titus, Vespasian, Trajan, der Marc-Aurele waren vorbei. Julian ist der letzte der römischen Monarchen, der jene eben so

künstliche als heilsame Gewohnheit beobachtete. Mit ihm endigten sich, wie man weiß, die schönen Zeiten der Menschlichkeit.

Nun folgte eine Reihe Barbaren auf dem Throne Cäsar's, deren Regierung durch nichts als Grausamkeit und Unwissenheit bezeichnet wird.

Anastasius, einer der rohesten dieser Barbaren, hinterläßt das Scepter einem slavonischen Bauer, der bei der Armee Leo's des Thraciers gemeine Soldatendienste genommen und sich bis zum Obersten der Leibwache aufgeschwungen hatte: Justin war so unerzogen, daß er weder schreiben noch lesen konnte.

Seiner Unwissenheit zu Hülfe zu kommen, weil es die Staatsraison gleichwol nothwendig machte, daß der Kaiser gewisse Edicte eigenhändig unterzeichnete, erfanden seine Günstlinge eine Maschine. Sie bestand in einer bleiernen Form mit verschiedenen Einschnitten, welche des Kaisers Chiffre darstellten. Steckte man die Feder in diese Einschnitte, konnte nothdürftig ein Name gezeichnet werden. Zudem führte der Quästor Proclus dem schwachköpfigen Justin dabei die Hand.

Seine Thron- und Bettgenossin war eine geborne Sclavin aus Thracien. Noch als gemeiner Soldat hatte sie Justin bei einer Fouragirung einem Kameraden abgekauft. Lange gebrauchte er sie blos als Beischläferin; als er aber den Thron bestieg, anerkannte er Lupicinia unter dem Namen Euphemia als Gemahlin.

Aus dieser erlauchten Familie entsproß Justinian, der Held dieses Aufsatzes. Man kann sich denken, wie seine Erziehung beschaffen gewesen.

Justin selbst war weder Gutes noch Böses zu stiften im Stande. Sein Alter, seine Unwissenheit, seine Geistesschwäche und Tölpelhaftigkeit machten ihn völlig unfähig zum Handeln. Er hatte die Regierungsgeschäfte einigen seiner Vertrauten und seinem Neffen Justinian abgetreten.

Dieser, ein Sohn des slavonischen Bauernpaares Istock und Biglenice, bestieg den Thron nach seines Oheims Tode im 527. Jahre christlicher Zeitrechnung. Von mittlerem Wuchse empfahl er sich durch gefälliges Aeußere, geschmeidige und sanfte Manieren. Sein Temperament war so vortrefflich, daß er nach mehrtägigem Fasten noch lebhaft erschien. Auch drückte sein Anstand etwas Hohes aus. Geistig von der Natur höchst stiefmütterlich bedacht, brachte er es durch Uebung doch zu einem solchen Grade von List und Verstellung, daß er darin seinen Meister suchte. So war denn sein Charakter ein seltsames Gemengsel von Verstand und Albernheit. Er konnte Jedermann betrügen, und Jedermann vermochte ihn zu betrügen. Niemals wußte Jemand seine Leidenschaften besser zu verheimlichen, Niemand beherrschte seine innern Bewegungen mehr als er. Er war der frechste Eidbrecher auf der ganzen Welt, und Niemand liebte eifriger die Schwüre. Sein Haß war unversöhnlich, und Niemand schien in der Freundschaft ausdauernder zu sein. Er besaß die Gabe der Verschlossenheit im höchsten Maße, und an Niemand glaubte man mehr Freimüthigkeit und Offenherzigkeit zu gewahren. Er war geizig bis zum Unsinn und immer arm bis zum Darben. Man hielt ihn für die Sanftmuth und Menschenliebe selbst, und gleichwol ist, wenn man die Geschichte einsichtig prüft, unter keinem Kaiser mehr Blut vergossen worden als unter Justinian.

Er war falsch, niederträchtig, geizig und grausam: dies ist in Kürze der Charakter, den die Geschichte von ihm zieht. Sein Lächeln glich niemals einem Ausdruck der Freude, seine Thränen verkündeten keine Trauer. Er brach seine Zusagen wie ein Sclave, der aus Furcht meineidig wird, nicht wie ein Fürst, den die Politik bestimmt. Er gierte nach Gold, um es vergeuden zu können; dann machten ihn seine Laster wiederum geizig, und der Geiz ungerecht und grausam.

Daß er nach der herrschenden Mode seines Jahrhunderts seine Jugend in Ausschweifungen verlebte, ist begreif-

lich. Man würde es zu glauben geneigt sein, auch wenn es die Geschichte nicht bestätigte. Das Verderbniß der römischen Sitten, die elende Erziehung, die er erhielt, der Charakter der Vertrauten, welche ihn umgaben, sind hinlängliche Gründe, das Zeugniß der Schriftsteller zu verbürgen, die ihn den allerlüderlichsten und ausschweifendsten Jüngling seines Zeitalters nennen.

Hier ist ein Zug aus seiner Jugend.

Ein Aufseher der Thiere des Amphitheaters zu Constantinopel, mit Namen Acacius, hinterließ drei Töchter: Comitone, Theodora und Anastasia, welche er für das Theater erzogen hatte. Die erstere blies die Flöte, Anastasia tanzte, Theodora aber, die verbuhlteste, trug ihren Schwestern als Kammermädchen den Sessel nach, bis sie sich zu einer Gesellschaft von Possenspielern begab, wo sie die Rolle einer Colombine mit großem Beifall darstellte. Wenn sie beide Wangen aufblies, sagt ihr Biograph, und Ohrfeigen darauf bekam, riß ihr Spiel das ganze Theater hin.

Es ist nicht unsere Sache den Lebenslauf der Töchter des Acacius zu untersuchen. Die Galanterien der Schauspielerin Theodora insbesondere stehen in keiner Beziehung zu den unterscheidenden Kennzeichen Justinian's, des Gesetzverfassers. Wenn man jedoch den zeitgenössischen Geschichtsschreibern glauben will, so trieb letztere es so arg, daß ihr ehrbare Leute aus dem Wege gingen, um sich durch ihre Berührung nicht zu verunreinigen. Man hielt es für eine üble Vorbedeutung auf den ganzen Tag, sagt ihr Biograph, wenn man sie am Morgen erblickte.

So viel ist Thatsache — und so viel gehört zu unserm Zweck, daß sie sich von einem jungen Libertin Namens Hecebolus, der aus einer vornehmen und reichen Familie zu Tyrus gebürtig war und sich bei Hofe aufhielt um die Statthalterschaft zu Pentapolis zu erlangen, entführen ließ. Sie folgte ihm in die Provinz als Maitresse.

Eifersüchtelei trennte das Paar, und Theodora lebte

darauf einige Zeit zu Alexandria, dem galantesten Orte der damaligen Welt, dann zu Antiochia, beständig von der Gunst ihrer Liebhaber. Dann unternahm sie eine Reise fast durch den ganzen Orient, um zuletzt nach Constantinopel zurück zu kommen.

Ungeachtet sie sich bis dahin in einen Ruf gesetzt hatte, der sie bei uns in's Zuchthaus geführt haben würde, wusste sie Constantinopel doch zu bezaubern. Und dies ist keins der geringsten Merkmale von dem grundtiefen Verfall der Sitten. Man stritt sich förmlich um ihre Gunst, die schönsten und angesehensten Herren vom Hofe machten ihr den Hof. Endlich trug sie, wie billig, der kaiserliche Neffe davon. Und dies ist die „reverendissima Justiniani a Deo data coniux!“ (Novell. VIII. Tit. I.)

So lange die Kaiserin Euphemia, seine Tante lebte, durfte er sein Vorhaben nicht entdecken. Ungeachtet sie die beschränkteste Frau von der Welt war, bar aller Einsicht in Welthändel, hatte sie doch sittlichen Instinct genug, sich einer Verheirathung des jungen Prinzen mit Theodora zu widersetzen. Sie, welche dem Justinian nie etwas abschlug, verweigerte ihm die Zustimmung zu einer solchen Verbindung. Sobald aber die Kaiserin verschieden, legte er die Maske der Fügsamkeit ab.

Nichts stellt den Inbegriff seines Charakters in ein grelleres Licht: Er, der sich auf dem erhabensten und schimmerndsten Throne der Welt sah, dem die Wahl unter fünfzig Nationen frei stand, der sich das edelste, schönste, tugendhafteste Weib auf der ganzen bekannten Erde wählen durfte, zog den größten Schandfleck des menschlichen Geschlechts hervor, um ihn zu seiner Gemahlin zu erheben und die Ehre des römischen Thrones mit ihm zu theilen!

Wie viel Einfluß diese Wahl auf die öffentlichen Angelegenheiten ausübte, werden wir finden.

Als Theodora von ihrem berühmten Weltzuge zurückkam, nahm sie ein Miethzimmer in einem jener kleinen pri-

vilegirten Häuser der Vorstadt, welche wir nicht näher zu bezeichnen brauchen. Hier lernte sie Justinian kennen. Anfänglich hielt er sie in der Stille auf dem Fuße einer Maitresse. Endlich interessirte er sich ganz offen für sie, und er war unverschämt genug, sie dem römischen Senate zur Erhebung in den Adelsstand vorzuschlagen.

Nichts beweist die Schwäche dieser Senatoren mehr, als daß er es durchsetzte, daß Theodora zur Patricierin erklärt ward. Und von nun an hatte sie Theil an den Staatsgeschäften, welche Justinian im Namen seines Oheims versah.

Justin's Leiche war kaum erkaltet, als Justinian einen Streich vollführte, der zum Signal dienen sollte, was man von seiner Regierung zu erwarten hätte.

Er berief Vitalian, den Feldmarschall der Armee (Magister Militiae et Consul), und den Oberstkämmerer Amantius nach Hof. Um sie nicht zu beunruhigen, ging er mit ihnen vorerst zur Kirche und empfing mit ihnen das Abendmahl. Dann begaben sie sich zum Souper. Kaum aber haben sie sich niedergelassen, so stößt Justinian dem ihm zur Seite befindlichen Vitalian den Dolch in die Lende, Theodora ihrem Nachbar Amantius. Wachen stürzen in demselben Augenblicke über die Opfer her und machen ihnen vollends das Garaus. Andern Tags wurden noch ungefähr dreihundert Personen am Hofe und vom Patriciat durch den Henker in das Jenseits geschickt.

So legte man den Grundstein des neuen Regiments.

Nun ging es über Alle her, die sich dem Justinian und viel mehr noch der Theodora vormals verhaßt gemacht hatten. Es wären Bände anzufüllen, wollte man die Liste der Gewaltthaten, Criminalprozesse, der Ermordungen, welche die Hofchronik Justinian's liefert, von Glied zu Glied berühren. Blos um der historischen Gerechtigkeit willen führen wir einige an, die uns zunächst vor Augen sind und hinreichen, sich einen Begriff vom Ganzen zu machen.

Zeno, ein Enkel des occidentalischen Kaisers Anthe-

mius, lebte als Privatmann zu Constantinopel im Besitze enormer Reichthümer. Diese reizten das kaiserliche Ehepaar, und man klügelte, wie man sich derselben auf gute Manier bemächtigen könne. Endlich fand man einige seiner Bekannten, welche ihn überredeten um die Statthalterei in Egypten nachzusuchen. Sie ward ihm mit der Weisung ertheilt sich schleunigst dorthin zu begeben, da seine Anwesenheit dringend nothwendig sei. Er schickte also einige Schiffe mit seinen besten Reichthümern voraus, da ihn seine Angelegenheiten selber noch zurückhielten. Kaum jedoch landeten jene in Egypten, als er in Constantinopel an einer — Hämorrhoidalkolik starb. Nun nahm der kaiserliche Kammerfiscal zu Alexandria die Schiffe in aller Förmlichkeit in Beschlag, indem er bei der Admiralität ein Testament vorwies, in welchem Zeno den Justinian zum Universalerben eingesetzt haben sollte.

Theodotus und Proclus. Einst lag Justinian an einer Diarrhee, welche er vom Genusse frühzeitiger Melonen sich zugezogen, auf den Tod darnieder. Inzwischen erging sich der Pöbel zu Constantinopel in den tollsten Ausschweifungen. Ein ehrlicher, in allgemeiner Achtung stehender Mann, Hypatius, wurde am hellen lichten Tage in der Sophienkirche ermordet und sein Haus geplündert. Der Statthalter (Praefectus urbis), Theodotus Concurbitinus, gebrauchte sein Amt: er ließ verschiedene der hauptsächlichsten Rädelsführer ergreifen und aufknüpfen. Unglücklicherweise traf dies Loos auch einen oder zwei Banditen der Theodora, und dies zog dem Statthalter den unversöhnlichen Haß der kaiserlichen Verbrecherin zu. Sobald Justinian wieder genesen, erhielt der Senat den Befehl, den Statthalter zu verhaften und ihm als der Zauberei verdächtig den Prozeß zu machen. Der Senat erbebte; Niemand aber ermuthigte sich der Ungerechtigkeit Widerstand zu leisten; man begnügte sich, das Unglück des Präfecten heimlich zu beseufzen. Der Quästor Proclus allein hatte das Herz zu erklären, der An=

geklagte sei unschuldig. Dies rettete ihn aber nicht, er wurde zum Tode verurtheilt und seine Güter confiscirt. Der Quästor hingegen ward nach Jerusalem verwiesen, wo er sich genöthigt sah den Rest seines Lebens in der Kirche in einer Art Vorgwinkel zuzubringen, aus Furcht vor den ihm von Constantinopel aus nachgeschickten Meuchelmördern.

Basian, ein junger Mann aus gutem Hause, bediente sich unbesonnenerweise eines zweideutigen Ausdrucks über Theodora, als in einer geschlossenen Gesellschaft auf sie die Rede kam. Ein falscher Freund trug den Ausdruck an den Hof, ein wahrer trug Basian einen Warnungswink zu. Er flüchtete alsbald in die Michaelskirche. Theodora aber kundschaftete ihn aus, ließ ihn durch den Prätor vom Altare wegreißen, den er umklammert hatte, in Fesseln legen und als Knabenschänder den Prozeß machen. Seit undenklichen Zeiten ist es die Gewohnheit der Tyrannen, mittelst eines vorgeschobenen Verbrechens ihre Selbstrache zu verhüllen. Das Volk glaubte nicht an die Schuld, deren Basian bezichtigt ward; es erfüllte die Luft mit seinem Geschrei und bat um Begnadigung des jungen Mannes. Man tödtete ihn denn auch nicht, aber auf Theodora's Befehl wurden ihm die Schamglieder abgerissen und seine Güter confiscirt.

Amalesuntha, Tochter des ostgothischen Königs Theodorich von Verona und Wittwe des westgothischen Prinzen Euterich, hatte sich in Folge von Zwistigkeiten mit ihrem Oheim Theodat, dem sie zum italienischen Thron verholfen, bewogen gefunden, Italien zu verlassen und sich unter den Schutz Justinian's nach Constantinopel zu begeben. Ihre hohe Herkunft, ihr scharfer Verstand und ihre ungemeine Schönheit setzten Theodora, welche die Schwächen ihres Gemahls kannte und seiner Treue wenig traute, in Unruhe. Sie beschloß also, sich eines so gefährlichen Gastes zu entledigen. Zu diesem Zwecke überredete sie ihren Pinsel von Kaiser, seinen Hofmarschall der Fürstin zur Bewillkommnung entgegen zu schicken, der bereits die nöthigen

Winke besaß, sie um jeden Preis aus dem Wege zu schaffen. Mittelst forcirter Posten kam er ihr auch zuvor, ehe Amalesuntha den austrasischen Hof verlassen hatte, und er mischte die Karten so geschickt, daß sie Theodat verhaften und hinrichten ließ. Zur Belohnung dieser vortrefflichen Anordnung wurde er nach seiner Zurückkunft Obersthofmeister, und Justinian nannte ihn in dem darüber ausgefertigten Diplom: „Petrum gloriosissimum divinorum officiorum Magistrum.“

Keiner der ruhmwürdigsten Sterblichen war Belisar. Zeither viel zu eingenommen von seinem Unglück hat die Welt seinen wahren Platz noch zu bestimmen. Sie wird seine Verdienste um den Staat von seinen persönlichen Fehlern unterscheiden; sie wird seinen Thaten Gerechtigkeit leisten, aber den innern Grund derselben untersuchen; und indem sie seine Größe und seine Widerwärtigkeiten bewundert, wird sie seinen filzigen Geiz und insbesondere seine blinde Ergebenheit gegen seine Gattin Antonina, welche Theodoren in Lastern nicht viel nachstand, tadeln.

Belisar besaß große Reichthümer. Natürlich reizten sie die Lüsternheit Theodora's und Justinian's, denen kein Eigenthum, weder des Verdienstes noch der Tugend, heilig war. Sie schienen sich in der That diesmal weniger Behutsamkeit schuldig zu sein als in andern Fällen, weil Belisar's unermeßliche Güter den Nerven des Staats, zuweilen zu dessen offenbarem Schaden entzogen worden. Inzwischen beliebte man doch eins der gewöhnlichen listigen Verfahren. Man wünschte Belisar's einzige Erbin und Tochter zur Gemahlin des kaiserlichen Enkels, und wohl wissend, daß man dabei auf Bedenklichkeiten, um den Antrag fruchtlos zu machen, stoßen würde, veranstaltete es die höfische Verschlagenheit, daß die jungen Leute auf einem Lager beisammen gefunden wurden. Sofort setzte man die Eltern davon in Kenntniß, und um alle etwaige weitere Ausflüchte abzuschneiden, ging noch am selbigen Tage aus der Justinianischen

Gesetzfabrik ein Kanon hervor, kraft dessen Ehen, welche vor erfolgter Trauung einfach durch den Beischlaf vollzogen wären, für unauflöslich galten.

In den Kreis der wenigen Ruhmwürdigen, welche Justinian's Hof illustrirten, gehört mit Recht Phocius, ein edler Grieche, General der Armee und vertrauter Freund Belisar's. Seine Anhänglichkeit an letzteren aber wie seine Rechtlichkeit hatten ihn der Antonina verhaßt gemacht, und da sie über ihren Gatten Alles vermochte, wußte sie es auch zu bewirken, daß er gegen Phocius erkaltete. Kaum entdeckte dies der alles erspähende Blick Theodora's, so bedeutete sie es dem Kaiser als eine Gelegenheit, Belisar wegen des verübten Tochterraubs zu versöhnen, indem man den ehemaligen Freund zum Opfer brächte. Man bezichtigte also Phocius des geheimen Einverständnisses mit dem Feinde, arretirte ihn sammt einigen seiner ergebensten Offiziere, und geißelte sie angesichts der Armee. Es gelang ihm seiner Haft zu entkommen und sich in der Kirche der Mutter Gottes zu verbergen. Von den Spionen des Hofs entdeckt, warf man ihn dann in eins der unterirdischen Gefängnisse, welche der Kaiser ausschließlich für Staatsverbrecher hatte erbauen lassen. Zum zweitenmale aber gelang es ihm sich in Freiheit zu setzen und in der Taufkapelle der Sophienkirche, welche im Volke für heilig und unantastbar galt, ein Asyl zu finden. Doch Justinian war nichts heilig, auch diese Freistatt büßte Phocius ein. Endlich gelang es ihm nach dreijährigem Kerker nach Jerusalem zu flüchten, wo er sich den nachgeschickten Meuchelmördern dadurch entzog, daß er sich in die Mönchskutte warf.

Theodora war nie gleichgiltig gegen männliche Schönheit. Einst hatte der Scythe Areobinth auf sie starken Eindruck gemacht, und sie ernannte ihn flugs zu ihrem Kammerpagen. Als sie ihn aber in den Armen einer ihrer Kammerdienerinnen überraschte, rettete ihn nichts vor dem leidigsten Schicksale. Unter dem Vorwande eines begangenen

Diebstahls wurde er zwei Tage hintereinander auf offenem Markte ausgepeitscht und dann mit verbundenen Augen und geknebelten Armen in einem ledigen Nachen den Wellen des Hellesponts überlassen.

Diesen besonderen Thatfällen füge man noch ungefähr fünfzig ähnliche zu; man zähle 20,000 Bürger, welche infolge der Ausschweifungen der von Justinian und Theodora beschützten sogenannten blauen Partei ihr Leben einbüßten; der Kreuzzug gegen die Arianer, der an 200,000 Seelen hinopferte; an 12,000 Personen, welche durch das von Justinian errichtete Ketzergericht den Flammen überwiesen wurden, und eine Million Menschen, welche von den unter seiner Regierung geführten unnützen Kriegen hinweggerafft worden sind.

Ist es die Geschichte eines Cannibalen, eines lybischen Tigers, wohin diese Züge gehören? Nein, Völker der Welt, es ist die Geschichte eures Gesetzgebers!

Unter dem Zusammenflusse einer solchen Menge Tyranneien, Ungerechtigkeiten, Verbrechen und Laster — wie ist's möglich, daß dieser Mensch auf den Gedanken an einen Codex der Gerechtigkeit gerathen konnte?

Diese Frage ist nunmehr unser Gegenstand.

Zu den charakteristischen Temperamentszügen Justinian's gehört insbesondere das Ennui. Dies quälte ihn sichtbar. Sei es nun, daß er in der Zerstreuung das natürliche Arzneimittel gegen diese Krankheit suchte, oder daß er, wie es mit dem von ihm gegebenen Bilde übereinstimmt, die Verstellung so weit trieb, seine schreiende Tyrannei vor den Augen der Welt durch ein feierliches Denkmal der Gerechtigkeit bedecken zu wollen, genug, unter seiner Regierung entstand das Corpus Juris, und es ist entschieden, daß er selbst den ersten Gedanken hiezu gebar.

Ohne Zweifel befand sich die Gerichtsverfassung bei seiner Thronbesteigung in einer entsetzlichen Verwirrung. Das Reich lag in den letzten Zügen. Ohnmacht und Unordnung herrschten in allen seinen Theilen.

So viele Wüthriche, die unter dem Namen Imperator den Thron unter sich wechselten, und von denen sich jeder in seinen besondern Lastern wälzte, mußten natürlich die alten Gesetze verwirren und in die selbstgemachten Widersprüche einführen. So viele barbarische Nationen, welche das Reich anfielen und von Zeit zu Zeit mit Beibehaltung ihrer Landesgebräuche bewohnten, mußte die Sammlung der Gesetze vervielfachen.

In dieser finsteren Krisis erwuchsen Rechtsgelehrte, welche sich mit der Auslegung der Gesetze befaßten, das will sagen, von dunkeln Stellen unverständliche Erklärungen entwarfen, wodurch nothwendigerweise das Chaos noch verstärkt ward.

Das Glücklichste, worauf Justinian hätte fallen können, wäre die Aufsuchung, Sammlung und Verbindung aller Gesetze und ihrer Erläuterungen gewesen, nicht um sie zu publiciren, sondern — in's Feuer zu werfen und für alle Ewigkeit zu vertilgen. Dies wäre der ersprießlichste, der heilsame Dienst gewesen, den er der Menschheit geleistet und wodurch er seine Regierung hochpreislich gemacht hätte. Dies ist's, was Adrian that, zu einer Zeit, wo die Welt einer solchen Wohlthat noch nicht so sehr bedürftig war.

Alsdann mußte Justinian ein ganz neues, deutliches, einfaches und gedrängtes Gesetzbuch verfassen, oder, wofern er sich hiezu unfähig fühlte, diese Arbeit der Nachwelt überlassen.

Allein es scheint, er habe dieselbe Empfindung gehabt, welche wir heutigen Tags in manchen Staaten wahrnehmen: daß es leichter sei, alte Gesetze zu deraisonniren, als selbst gute zu machen. Schwach, unfähig, von Natur zum Unrecht hinneigend, von einem lasterhaften Weibe abhängig, von seinen Unterthanen gehaßt und diesen — was hieraus folgt — wiederum feind, was konnte anders entstehen, als das vollkommenste Ungeheuer von einem Gesetzwerke?

Rechtsgelehrte, nicht das Corpus Juris sollte euer Spiegel sein, sondern Justinian's Leben!

Schaut hinein. Hier seht ihr einen der untüchtigsten und heillosesten Herrscher dem seichtesten Flachkopf von der Welt den Auftrag ertheilen, das Gesetzbuch der Erde zu entwerfen. Ihr seht, wie der kriechendste und niederträchtigste unter allen Schmeichlern das Modell dazu von dem unwürdigsten aller Tyrannen empfängt!

So liegt es. Was soll man von dem Geiste eines Mannes schließen, dessen Kopf so schwach und dessen Seele so verderbt ist, daß er in Justinian's Gegenwart ausruft: „Ihr Götter, was fürchte ich! Möchtet ihr diesen frommen Fürsten seiner Tugenden halber einst plötzlich der Erde entziehen und lebend in den Himmel versetzen?"

So sprach Tribonian, als er den Auftrag zur Abfassung eines Codex vom Kaiser erhielt, in öffentlicher Audienz.

Drei Jahre brachte dieser Maurergeselle über die Arbeit zu. Endlich lieferte er jenes berufene Gesetzbuch, von welchem Horaz geweissagt hatte:

Humano capiti cervicem pictor equinam
Jungere si velit et varias inducere plumas,
Undique collatis membris, ut turpiter atrum
Desinat in piscem mulier formosa superne,
Credite Pisones isti tabulae fore librum
Persimilem, cuius, velut aegri somnia, vanae
Fingentur species, ut nec pes nec caput uni
Reddatur formae.

In der That konnte der Gesetzpfuscher die Arbeit innerhalb sechs Monaten vollenden, wenn man die Handlanger vermehrte. Denn da er durchaus Nichts von seiner eigenen Grütze hinzuthat, hätte eine verdoppelte Anzahl Abschreiber den Zweck erfüllt.

Ich will jetzt nicht von dem inneren Unwerth der Justinianischen Gesetze, von ihren psychologischen und moralischen Unvollkommenheiten, von ihrem Abstich von den Regierungsverfassungen und Sitten unserer Zeit reden, wozu

ein besonderes Werk erforderlich wäre, — ich will nur auf Folgendes noch aufmerksam machen.

Der Codex trägt zwei äußerlich sichtbare Merkmale seiner Verdammniß auf der Stirn. Erstlich, daß er sich römisch nennt, da er doch seinen Ursprung von einer Zeit her hat, wo die Kaiser nach Rom keinen Fuß mehr setzten; und das zweite Merkmal, daß er in einer Sprache geschrieben worden, welche man schon zu den Zeiten Justinian's nicht mehr verstand.

Dies berühmte Orakel fängt also mit einer Lüge an und endigt mit einer Thorheit.

Von dem innern Unwerth seines Geschäfts scheint übrigens Justinian selbst überzeugt gewesen zu sein. Denn weit entfernt, sich nach den bekannt gemachten Rechtsgrundsätzen zu richten, weit entfernt die Ordnung zur Regel der Gerechtigkeitspflege zu nehmen, zeigte er im Gegentheil die sichtbarste Verachtung seines eigenen Gesetzbuchs.

Ungeachtet er durch die 8. Novelle ein feierliches Verbot auf den Aemterkauf legte, ungeachtet er dies Gesetz durch den heiligsten und schrecklichsten Eidschwur bekräftigen ließ, verkaufte Peter, sein Schatzmeister, die Bedienungen ganz öffentlich.

Nicht genug, er verpachtete sogar die Aemter, ganz besonders die Justizstellen, an den Meistbietenden. Hierdurch wurde selbstverständlich die Gerechtigkeit, welche der Kaiser scharf eingegrenzt zu haben vorgab, eine feile Dirne. Da die Lasterhaften und Unwissenden gemeiniglich sich am meisten zu Aemtern drängen und am höchsten bieten, so verloren die Gesetze alle Kraft, ihre Regel alle Wirkung.

Die Justizpflege blieb bis an das Ende der Regierung Justinian's ein System der Willkür, des Eigennutzes, der Mißbräuche und der Tyrannei. Man konnte sich, zum Beispiel, von allen Strafen loskaufen. Man verkaufte bei unsichern Civilprozessen sein Recht dem Richter. Es gab besondere Mäkler, welche im Namen der Gerichtsstühle mit

Prozessen handelten. Die Advocaten beschäftigten sich weniger mit Rechtsgründen, als mit Clienten-Handel. Sie ließen sich die Forderungen gegen eine geringere Entschädigung abtreten, fertigten darüber einen Contract aus, und theilten dann den Profit mit dem Richter.

Die Prozeßverhandlung selbst erfolgte mit Hintansetzung aller Formen der Gerechtigkeit. Man beachtete weder Documente noch Zeugen. Oefter war nicht einmal ein Kläger vorhanden, das Gericht, oder vielmehr der Fiscus, constituirte sich selbst zum Kläger. Man bestrafte Verbrechen, welche bereits vierzig oder fünfzig Jahre vorher begangen worden, und sehr häufig solche, die gar nicht existirten. Für diesen Fall hielt man bestochene Zeugen in Bereitschaft. Ja man bediente sich zur Zeugenschaft solcher Personen, denen die römischen Gesetze ausdrücklich jede Fähigkeit dazu versagten, als: Sclaven, Weiber, Unmündige, Narren u. s. w. Kam es bis zum Spruche, so durfte ihn oftmals nicht die betreffende Stelle erkennen, sondern Justinian selber, oder der Finanzminister, oder der Justizpräsident, oder wer sich sonst am Hofe dabei zu interessiren gedachte, drehte das Urtheil in seinem Cabinet zurecht, ohne Akten einzusehen, ohne sich referiren zu lassen, ohne mit einem Advocaten oder der Partei unmittelbar zu reden.

So ist das Bild, das uns die Geschichte vom Zustande der Justiz unter der Regierung Justinian's des Gesetzgebers liefert.

Und wie konnte es anders sein? Die Verwaltung der Gesetze war in den elendesten Händen. Zwei Männer unter dem Titel Praetor Plebis und Inquisitor theilten das Präsidium der Justiz unter sich. Der Eine sollte den bürgerlichen Fällen, der Andere den peinlichen vorstehen. Allein was Justinian von ihrem Amte hielt, oder vielmehr was seine Absicht mit ihnen war, verräth folgende Anekdote. Einst kam ein zweideutiger Fall zur Sprache. Die beiden Kanzler befragten den Kaiser, an welchen von ihnen er ge-

höre. „An den“, versetzte der Herrscher, „der dem andern zuvorkommen wird.“

Um sich einen Begriff vom Systeme des Justinianeischen Tribunals zu machen, wollen wir eine Audienz beschreiben.

Justinian sitzt im Innern seines Palastes. Zu seiner Rechten ruht Theodora auf einer Ottomane; zur Linken steht der Reichskanzler Tribonian. Vor der Thüre wimmelt ein Haufe Verschnittner, der zur Thronwache und zum Vorführen der Klagenden dient.

Während die genannten Drei geheime Ausführungen verabreden, Machtsprüche und Haftbefehle fabriciren, verhandeln die Verschnittenen mit der außen schmachtenden Menge. Man wuchert, man handelt, man verschachert Protectionen. Die Vorzimmer des Kaisers gleichen völlig der Leipziger Messe. Von Allem aber, was geschieht, werden Theodora und Tribonian durch eine geheime Pforte benachrichtigt. Plötzlich öffnen sich die Flügel des Thronsaales. Alles stürzt auf die Knie. Die Verschnittenen aber rufen diejenigen Parteien auf, welche der Kaiser anhören will: es sind jene, welche sich mit den Verschnittenen geeinigt haben.

Man erhebt sich dann vom Boden und nähert sich dem Throne, um der Kaiserin zu Füßen zu fallen und den Saum ihres Gewandes zu küssen. Darnach trägt der Kanzler im Namen des Klägers beiden Majestäten das Anliegen vor. Der Client selbst darf bei Todesstrafe während der ganzen Audienz den Mund nicht aufthun. Hat der Kanzler geendigt, so ergreift der Kaiser ein Blatt, schreibt den Bescheid darauf, und reicht ihn stillschweigend dem Kläger. Dieser küßt dann die Füße des Monarchen, drückt das Blatt an seine Brust, und entfernt sich so aus dem Saal durch die Vorzimmer zum Richter.

Diese Harlekinade wäre zureichend, uns vom Kopfe Justinian's und vom Geiste der Geschäfte an seinem Hofe zu unterrichten. Allein das Bild ist noch nicht vollendet.

Diejenigen, welche bei der kaiserlichen Audienz nicht

aufgerufen wurden, durften sich am Schlusse derselben eine Cabinets-Audienz bei der Kaiserin ausbitten. Hier nun hatten sie volle Freiheit zu reden. Andererseits aber mußten sie sich, falls Theodora bei guter Laune war, alle Ungezogenheiten derselben gefallen lassen.

Hier eine Scene nach dem Leben.

Marcus Septimius, ein alter und verdienstvoller Patricier und Senator zu Constantinopel, sieht sich genöthigt, das erste und einzige Mal eine Audienz bei Theodora zu nehmen. Er hatte einem ihrer Verwandten eine Summe geliehen, und als er sie zurückbegehrte, verhöhnte ihn der saubere Herr. Septimius entschloß sich die Kaiserin um Rechtsschutz zu bitten, und aus Politik bewilligte sie die Audienz.

Sobald er angemeldet worden, theilt sie an ihre Verschnittenen die Rollen aus. Der alte Herr tritt ein, wirft sich vorschriftsmäßig auf die Kniee und hebt an:

Hart, allerdurchlauchtigste Frau, ist es für einen Mann von Stand, wenn er Geld fordern muß —

Kaiserin: Illustrissimo Signore —

Septimius: Die Dürftigkeit, welche jedem andern Mitleid erwirbt, zieht ihm nur Verachtung zu. Darf ich's sagen, erhabenste Frau! ich bin schuldig, Andere hingegen sind mir ebenfalls schuldig —

Chor der Verschnittenen (singend): Che commanda vostra Excellenza.

Septimius: Meine Würde verpflichtet mich meine Schulden zu bezahlen; aber meine Schuldner machen Ausflüchte —

Kaiserin: Caro mio Patrizio.

Septimius: Sie verlassen sich auf die Ehre der Verwandtschaft, in welcher sie mit Ihrer Majestät stehen, auf ihre Aemter am Hofe —

Chor der Verschnittenen: Avete una scorticatura.

Septimius: Kurz, man sucht mich zu betrügen —

Kaiserin: Stimatissimo Signore.

Septimius: In tiefster Ehrfurcht wage ich es also den Schutz der allererhabensten Kaiserin Theodora anzuflehen, und sie um Gerechtigkeit gegen einen meiner Schuldner zu bitten.

Chor der Verschnittenen: Voi si ette un gran folle.

Die Kaiserin lächelt, pfeift und bricht durch einen Wink die Audienz ab. Die Verschnittenen nehmen den beschämten Patricier am Arm und führen ihn zum Gemach hinaus.

Man würde an der Möglichkeit dieser Scene zweifeln müssen, wenn sie nicht von der Geschichte allzu sehr bestätigt wäre; wenn man nicht wüßte, daß Theodora eine Schauspielerin von Geburt her war, nicht ihre Herrschaft über ihren Gemahl, nicht die Verderbniß des Justinianeischen Hofs kennte.

In der That läßt sich nicht begreifen, wie man den Einfall, ein Lehrgebäude der Gerechtigkeit zu errichten, mit dergleichen Thatsachen zusammen reimen soll. Man bleibt ungewiß, ob man diesen Einfall den von uns bereits angegebenen Ursachen oder noch lasterhaftern zuzuschreiben hat. Denn es ist gewiß, daß die höchste und sinnreichste Tyrannei diejenige ist, welche unter der Larve der Gerechtigkeit begangen wird.

Darin wenigstens ist die Nachwelt außer allem Zweifel, daß sich Justinian über seine Rolle als Gesetzschöpfer selbst moquirte. Folgende Anekdote hat uns die Geschichte zum Beweis aufbehalten.

Anatolius, einer der vornehmsten Bürger zu Ascalon, vererbte sein ganzes Vermögen an seine einzige Tochter, welche mit Mamilianus, einem angesehenen Manne in Cäsarien, verehelicht war.

Nach dem gewöhnlichen Rechte sollte von der Hinterlassenschaft eines ohne männliche Erben verstorbenen Sena-

tors der vierte Theil dem Senat zufallen, die übrigen drei Theile den Erben verbleiben. Justinian dictirte bekanntermaßen ein Erbfolgegesetz, in welchem sich ganz entgegengesetzte Bestimmungen vorfinden. Er befahl, daß den Erben nur der vierte Theil des hinterlassenen Vermögens verbleiben, zwei Theile aber der kaiserlichen Schatzkammer und einer dem Senat verfallen sollten.

Kurz nach dieser neuen Verordnung starb Anatolius, und seine Tochter mußte drei Theile des Vermögens an den Fiscus abliefern.

Nun stirbt Mamilianus ebenfalls und hinterläßt auch eine Tochter, welche in dem Augenblicke mit Tode abgeht, da man des erstern Vermögen zu theilen beginnt.

Was thut nun Justinian? Er zieht die gesammte Erbschaft ein, und zwar aus dem Grunde, „als es nicht billig sei, daß die schon bejahrte Tochter eines griechischen Bürgers sich durch das doppelte Vermögen vom Vater und Manne bereichere.“ Er warf ihr eine elende Pension aus mit dem Zusatz: „Wir verwilligen ihr diese Summe aus Gottseligkeit, zumal wir gewohnt sind, diese in allen unsern Handlungen als Richtschnur walten zu lassen.“

Kann der Codex der Justinianeischen Rechte eine lebhaftere Satire erfahren?

Es ist nur allzu gewiß, daß dieser Codex seinen Ursprung dem heillosesten und untüchtigsten aller Tyrannen verdankt; daß es niemals seine Bestimmung war, der Nachwelt zur Richtschnur der Gerechtigkeit zu dienen, sondern daß sein eigentlicher Zweck der gewesen, einer der gewaltthätigsten und schnödesten Regierungen den gleisnerischen Anstrich von Tugend und Rechtssinn zu verleihen.

Das Schicksal schien selber beschlossen zu haben, diese Wahrheit zu besiegeln, indem es an Justinian's juristischen Hauptgehilfen ein Merkzeichen stiftete. Nach Tribonian's Tode ließ ihm der Kaiser als einem „Praevaricator“ den Prozeß

machen und sein unermeßliches Vermögen vollständig confisciren.

Um unserer Skizze vom Charakter Justinian's und seines Hofs den letzten Strich zu geben, endigen wir sie durch einen Abriß seines Ministeriums.

Wir kommen zuerst auf den wiederholt erwähnten Petrus Barsames. Er war ein Syrier von Geburt und anfänglich Geldwechsler. Dann kam er als Offizier zu der kaiserlichen Leibwache. Nach dem Sturze Theodot's erhielt er dessen Stelle als Statthalter zu Constantinopel. Darauf wurde er kaiserlicher Hofmarschall, und durch die Beseitigung Amalesuntha's Obersthofmeister. Später fiel er in Ungnade und blieb einige Zeit ohne Amt. Da er sich jedoch Theodora's Gunst zu erwerben verstand, zog man ihn wieder heran und zum Posten eines Oberschatzmeisters. In dieser Beamtung starb er, als Günstling seines Herrn im Heräum, dem kaiserlichen Sommerpalaste am Bosporus, beigesetzt. Er war einer der schmutzigsten und lasterhaftesten Menschen seines Zeitalters. Schon als simpler Bürger, da er noch eine Wechselbank hielt, erfreute er sich des Rufes eines Erzwucherers und Beutelschneiders. Wenn er Geld zählte, verstand er die Finger mit einer Geschwindigkeit zu bewegen, daß man sehr schwer die Unterschlagung eines Goldstücks gewahrte. Wurde er zufällig ertappt, so schwur er Stein und Bein, es sei ein Versehen. Er entschuldigte die Dieberei seiner Hand durch die Frechheit seiner Zunge. Bei der Leibwache glänzte er durch die Ausführung der geheimen Aufträge der Kaiserin. Er war ihr eigentlicher Cabinets-Bandit. Kaum hatte er sich zum Hauptmann aufgeschwungen, bemächtigte er sich auch der Regimentskasse. Er beschnitt die Löhnung der Soldaten und handelte mit den Offizieren. Als Chef des Finanzwesens aber erst gerieth er in sein eigentliches Element. Nun verkaufte er Aemter und Dienste, schmiedete falsche Testamente zum Nutzen des kaiserlichen Schatzes, erdichtete Verbrechen, schuf Criminalpro-

zesse, bewerkstelligte Vermögensconfiscationen und verkümmerte den Sold der Armee, den Gehalt der Beamten wie die Forderungen der Handwerker bei dem kaiserlichen Bauwesen. Nicht genug, er führte, was in der Monarchie zeither unerhört, eine Generalpacht ein, welcher er das Monopol des Handels, die gesammten festen Einkünfte des Reichs und das Münzregale verkaufte. Da in das erstere der Getreidehandel mitbegriffen war, wurde das Publicum unbarmherzig gedrückt; da den einzelnen Pächtern zugestanden worden, die Steuern unter Anwendung aller Mittel einzutreiben, so geißelten und nothzüchtigten sie das Reich grauenvoll; und da man sich in Betreff des Münzwesens ausbedungen, das Geld nach Belieben prägen zu dürfen, so wurde die Monarchie in kurzer Frist von einer Sündflut falscher Münzen überschwemmt, die allen Handel, alles Gewerbe in Stockung versetzte. Eben war Barsames Willens, sein Spiel durch einen Generalbankerot des Staats zu krönen, als ihm der Tod zuvorkam.

Betrachten wir die Häupter des Justizwesens, so haben wir vorauf Leo, den Cilicier, den ersten Kanzler in Justinian's Regierung, zu nennen. Er ist es, der den Handel mit Prozessen erfand. Er war gleichmäßig der schmutzigste Geizhals und der hündischste Schmeichler. Gedachte Jemand durch Ersinnung eines unbegründeten Rechtsstreites zu gewinnen, so ging er zu Leo, versprach ihm und dem Kaiser einen Theil der streitigen Summe, und sein Anschlag gelang. Die Giltigkeit der Verträge richtete sich nicht nach den gesetzlichen Bestimmungen, Urkunden, Eiden und Handlungen, sondern nach dem Betrage der Summe, welche mit dem Kanzler vereinbart worden. Hatte ihn aber auch eine Partei bestochen, war sie gleichwol des Erfolgs noch nicht sicher, denn Leo nahm bisweilen von beiden Parteien, und eine mußte deshalb betrogen werden.

Auf ihn folgte Tribonian, ein Mann von einigem Talente, in der Hauptsache jedoch ein leerer Zungendrescher.

Ebenso habsüchtig als sein Vorgänger, aber noch weit mehr niederträchtiger Schmeichler setzte er das vorgefundene System getreulich fort.

Nach ihm kam Junilus, der Afrikaner, ein Mensch ohne die geringste Einsicht in die Gesetze, ja ohne alle Weltkenntniß und von der gröbsten Unwissenheit behaftet, welche er durch Brutalität zu verdecken suchte. Seine Habsucht äußerte sich in so niedriger Plumpheit, daß er sogar die kaiserlichen Rescripte verkaufte. Unter seinem Kanzleramt vollendete sich die Anarchie der Gesetze.

Justinian's letzter Kanzler war Constantius, von allen derjenige, den er am meisten schätzte, übrigens ein junger Mann nicht ohne Fähigkeiten und Verdienst. Seine hervorstechendste Eigenschaft aber war der Hochmuth. Ihn zu sprechen gelang keinem Sterblichen, und weit leichter nahte man sich dem Kaiser als ihm. Im Uebrigen trieb er mit der Gerechtigkeit und seinen amtlichen Functionen so gut Wucher als die Vorigen. Doch Alles in Allem betrachtet war er, wenn nicht der tüchtigste so doch der feinste der Minister Justinian's.

In der Verwaltung des Finanzwesens ging Johannes von Cappadocien dem Petrus Barsames voran. Obgleich ohne Bildung besaß er doch einen vortrefflichen natürlichen Verstand und Geschick zu allen Dingen. Daß er sich erkühnte Theodora stürzen zu wollen, kostete ihm Stellung und Freiheit. Er hatte sein Amt vom Kaiser gegen Entrichtung einer jährlichen Pacht von tausend Pfund Goldes erhalten. Es wird aber versichert, daß er jährlich über sechstausend Pfund vom Reiche zog, und daraus lassen sich die Bedrückungen, Gewaltthätigkeiten und Mißbräuche folgern, welche dazu gehörten.

Phokas und Bassus waren ehrliche Männer; deshalb aber behauptete sich ersterer blos sechs, der andere neun Monate.

Nun folgte Priscus, schon als Advocat zu Emisa

sehr berühmt, nämlich durch die Kunstfertigkeit anderer Leute Handschrift nachzuahmen. Als Justinian eines Tages Geld bedurfte, erhielt er den Auftrag ein Verzeichniß der reichsten Familien der Stadt an Theodora einzusenden. Priscus ließ es dabei nicht bewenden. Er forschte die Genealogien der bedeutendsten Häuser aus und verfertigte falsche Scheine unter dem Namen Verstorbener, wonach sie einem fingirten Mammianus große Summen entliehen und nicht zurückgezahlt hätten. Dann machte er auch im Namen dieses Mammianus ein Testament, worin er alle außenstehenden Forderungen der Kirche zu Emisa vermachte, welche zum Schein dem Kaiser die Einziehung übertrug. Durch diesen Streich setzte sich Priscus bei Justinian in solche Beliebtheit, daß er ihn nach der Entlassung des Bassus an die Spitze des Finanzwesens berief.

„Historia quoquo modo scripta bene repraesentatur."

III.

Ueber die Päpstin Johanna.

Wäre die Anekdote von der Päpstin Johanna wahr, so würde sie der Kirche eher zur Ehre als zu etwas Anderem gereichen; auf jeden Fall wäre eine Päpstin kein merkwürdigeres Ungeheuer, als eine Czarin, eine Kaiserin und jede Königin. War diese Johanna ferner so klug, so gelehrt, so großmüthig, wie man erzählt, so würde sie mit vollem Recht neben den Elisabethen, Christinen und Katharinen stehen.

Allein sie ist durchaus falsch, was bereits neunhundert neun und neunzigmal gesagt worden; gleichwol nehme ich mir die Freiheit, dies zum tausendstenmal zu thun.

Papst Johann VIII. verrieth beim vierten Concil zu Constantinopel, wo es sich um Verdammung der Ketzereien des Photius handelte, so viel Feigheit, daß ihn die Cardinäle ein Weib nannten. Dieser Anekdote bemächtigte sich die gemeine Sage.

Zweihundert Jahre später fiel sie einem Bücherstoppler auf: Marianus Scotus. Ihre eigentliche Bedeutung hatte sich schon ganz verloren; dem Manne ging blos das Weib darin durch den Kopf, das heißt, er hörte läuten und wußte nicht von welchem Thurme. Er fügte also mit schüchternem Griffel einem Exemplare der Chronik des Anastasius die Bemerkung bei: „Anno 853 folgte Leo IV. ein Weib, Johanna, zwei Jahre fünf Monate und vier Tage hindurch."

Diese unglückliche Bemerkung genügte alle Klätscher aufzujagen. Mit Heißhunger fielen sie darüber her, und innerhalb eines Jahrhunderts war sie so schön erweitert, verbrämt und vervielfältigt, daß sie zum Thema historischer und theologischer Klopffechtereien taugte.

Nun stieg der Credit der Anekdote bei jedem Schritte, mit welchem die Erbitterung der Religionen, das ist, die Barbarei einriß; er wuchs so, daß ein gewisser Martin Polanus, der 1270 lebte, in die Welt hinein schreiben durfte:

„Johann VIII., den man den Engländer nennt, regierte im Jahre 853. Was sein Amt betrifft, so war er allerdings Papst; aber was sein Geschlecht betrifft, so war er ein Weib, und zwar eine Deutsche, Namens Gilberte, gebürtig aus Mainz.

Ihrem Liebhaber, einem Mönche der Abtei Fulda, zu Gefallen nahm sie Mannskleider an und zog mit ihm nach Athen. Hier studirte sie unter seiner Leitung. Die Meisterlichkeit, welche sie in den Wissenschaften erreichte, bewog sie dann die Verkleidung beizubehalten und nach Rom zu gehen. Hier brachte sie es noch weiter. Sie disputirte öffentlich mit immer siegreichem Erfolge. Ihr Scharfsinn, ihre Gelehrsamkeit und bescheidenes Betragen machten ihr bald alle Welt geneigt. Genug, sie erwarb sich solchen Ruhm, daß sie nach Leo's Tode zum Papst erwählt wurde.

Johanna übte alle Functionen ihres heiligen Amtes aus: sie bestätigte Orden, weihte Bischöfe und Diakone, salbte Priester und Altäre, spendete Sakramente, ließ sich die Füße küssen und ertheilte den dreifachen Segen.

Inmittelst errieth ein Cardinal ihr Geschlecht: er verliebte sich in sie — und was geschah nun? Einst hielt der Papst eine Prozession, während derselben überfällt ihn Unwohlsein, er beginnt zu kreisen, und setzt einen jungen St. Peter in die Welt. Dies Spectakel erfolgte in Gegenwart des ganzen römischen Volkes auf offener Straße. Natürlich wurde das Weib auf der Stelle seiner päpstlichen Würde beraubt, und als sie an den Folgen der Entbindung starb, ohne alle Form in einem vergessenen Winkel beerdigt.

Damit aber die Kirche nicht wieder in solches Aergerniß gerathe, beschlossen die Cardinäle, daß in Zukunft ein Diakon mit Hilfe eines durchbrochenen Stuhls das Geschlecht des

neuerwählten Papstes zu prüfen habe. Daher rührt der Brauch bei der Krönung desselben auszurufen: „Er hat Einen! Er hat Einen!“

Eine derartige Anekdote war zu piquant um nicht zu interessiren. Alle Welt jauchzte ihr Beifall zu. Die Gegner des Papstthums griffen mit beiden Händen darnach. Lange Zeit blieb sie das Pamphlet des Publicums.

Zum Glück erschien ein Weltweiser auf dem Kirchenthron. Nach so viel Roués, die ihm vorangingen, war er gleichsam ein Geschenk der Vorsehung. Er ist's, der die Geschichte von der Päpstin zuerst angriff. Aeneas Sylvius wagte es, an der Lauterkeit der Anekdote zu zweifeln: er brach der Kritik hierüber die Bahn.

Nun klärte sich die Sache nach und nach auf. Nach einem der langwierigsten und schärfsten Gefechte, worin die berühmtesten Klopffechter einiger Jahrhunderte auftraten, zog sich die Partei Johanna's zurück, ihren Gegnern den Sieg einräumend. Und das war äußerst klug. Denn dieser Krieg nahm die Beschaffenheit der meisten Fehden an: nachdem Ströme gelehrten Blutes vergossen, Welt und Kirche in Flamme gesetzt waren, und es nun zum Frieden kam, da sah man ein, daß man um eine Seifenblase gestritten hatte.

In der That, der ganze Rumor entstand aus dem Irrthume einer gelehrten Motte. Blondel fand den Codex des Marianus unter den Büchern des Königs von Frankreich auf. Durch den Reiz der Neuheit verblendet blies er Lärm. Man folgte der Regel vieler Kriege, indem man an nichts weniger dachte als den Gegenstand vorher genau zu betrachten. Nach geschlossenem Waffenstillstande erst hielt man das Buch an's Licht, und nun stellte sich bei kälterem Blute heraus, daß jene Stelle apokryph war. Sie befand sich nicht im Texte selbst, eine, wie Schriftkenner fanden, Jahrhunderte jüngere Hand hatte sie an den Rand angeflickt.

Jetzt schämte man sich der Sottise. Die heißblütigsten Champions der Johanna, ein Blondel, ein Cooke, ein Dek-

cher u. a. traten hurtig zurück und widerriefen ihre Meinungen. Und die Geschichte vom weiblichen Papste blieb eine Fabel von dort an bis auf den heutigen Tag.

Sollte sie mehr zu sein verdienen? Wie! um das Geschlecht des Papstes zu bestätigen, wäre ein Gesetz nöthig gewesen, wonach ein Diakon Hebammendienst verrichten müsse? Waren etwa die Freudenmädchen und die Bastarde, welche nach damaliger Sitte die Cardinäle umringten, nicht Zeugen genug?

Was ich bewundere, ist nicht das, daß man sich um die Wahrheit eines historischen Falles kampelte, sondern daß man sich gegen die Annahme einer Päpstin stemmte. Warum soll denn der Kirchenstaat nicht so gut auf die Spindel fallen können als die Monarchien von Rußland, Oesterreich, Schweden oder Portugal? Warum soll denn der heilige Geist das schöne Geschlecht von seiner Sendung ausschließen? Kaum läßt sich das ohne Blasphemie denken.

Johanna macht in jeder Hinsicht noch eine erträglichere Figur in der Kirchengeschichte, als ein Paul II., ein Alexander VI. und so viele andere Giftmischer, Sodomiten und Simoniaken, welche uns der heilige Geist zu bescheeren die Gewogenheit hatte.

IV.

Kaiser Karl VI. Tod.

Eine Indigestion war es, sagt die Geschichte, entstanden durch den Genuß einer Champignonpastete, woran Karl VI. starb.

Nichts ist möglicher, nichts natürlicher. Die Schwämme sind in der Botanik als eine wo nicht verdächtige doch sehr harte Speise verrufen, und der Kaiser hatte etwas starken Appetit von der Jagd zu Hollabrunn heimgebracht.

Inzwischen war das allgemeine Gerede, es wäre nicht recht natürlich mit dem Kaiser zugegangen. Dies entsprach nun einmal dem Vorurtheile der Zeit: kein Monarch konnte eines natürlichen Todes sterben. Und dies Vorurtheil vielleicht ist's, welches Voltaire verleitete in der Abhandlung „über die gedruckten Lügen" die flüchtige Stelle einfließen zu lassen: „Alle Welt weiß, daß Kaiser Karl VI. an der Aquatoffana starb. Sein Liebling, ein spanischer Edelknabe, brachte sie ihm bei. Die Regierung zu Mailand, welcher er kurz vor seinem Tode das Geständniß übergab und die das Protokoll darüber nach Wien sandte, könnte uns sagen, wer der Anstifter gewesen."

„Ich erinnere mich," setzte ein Freund, der mich unlängst mit seinem gelehrten Briefwechsel beehrte, hinzu, „ich erinnere mich eines gewissen Fremden, der 1737 am Hofe zu Blankenburg erschien. Er nannte sich Duval, gab sich für einen dänischen Admiral aus, und hatte seine Gemahlin, eine amazonenmäßig gebaute Dame, bei sich. Sie kamen nach ihrer Angabe aus Egypten, wie denn der Mann wirklich orientalische Kleidung trug und in solcher an der herzoglichen Tafel speiste. Unter andern Einfällen, womit

Frau von Duval die Gesellschaft unterhielt, war auch der, daß sie behauptete, der regierende Kaiser würde das nächste Frühjahr nicht überleben. Die Herzogin Louise, des Kaisers Schwiegermutter, erschrak heftig, und es ist ein bedenklicher Umstand, daß, wie die Zeitungen meldeten, jenes Ehepaar, um dieselbe Zeit als Kaiser Karl VI. verschied, in Wien gefänglich eingezogen wurde!

Stellen wir hierüber eine Betrachtung an.

Das Alter des Kaisers versprach ihm einen noch geraumen Lebenslauf. Er hatte sich stets einer gleichen Gesundheit erfreut, und Niemand war weniger der Schwelgerei, dem damaligen allgemeinen Laster der Höfe, zugethan. Wahr ist's, im Herbst 1740 empfand er eine gewisse Ahnung, welche er dem päpstlichen Nuntius anvertraute: „Dies ist," sagte er am ersten des Weinmonats, „jedenfalls der letzte Geburtstag, den ich erlebe." Allein man vergaß das wieder.

Am 12. des Weinmonats kam er von der Jagd zu Hollabrunn sehr ermüdet heim. Er verlangte sofort sein Leibgericht, eine Champignonpastete, und aß übermäßig davon. Doch legte er sich wohlgemuth zu Bette. Allein in der Nacht stellte sich die Kolik, die ordentliche Zeugin der Indigestion, ein, welche ihm Erbrechen verursachte. Damit verband sich am Morgen ein Fieber, und gleichzeitig rührte sich das Podagra, womit der Kaiser behaftet war. Binnen sieben Tagen lag er dann als Leiche ausgestreckt.

Alles ist hier also natürlicher Gang. Des Kaisers Tod ist die vollkommenste Krankengeschichte eines überladenen Magens. Sein Uebel schleicht nicht, wie es der Charakter der Aquatoffana ist, sondern arbeitet sichtbar, steigt mit Gewalt.

Gleichwol ist es bedenklich, wenn es sich bewahrheitet, daß der sterbende Kaiser ausdrücklich die Oeffnung und Untersuchung seines Körpers sofort nach erfolgtem Absterben verlangt habe. Allein nach Andern, gut Unterrichteten, war dies Verlangen blos eines der Bonmots, unter welchen der Monarch starb. Als er nämlich, er, den die Gegenwart des

Geistes bis zum letzten Hauche nicht verließ, einen Blick auf die vielen Aerzte, die sein Lager umstanden, warf, sagte er jenen Berichten zufolge: „Wohlan, weil ihr denn alle Ignoranten seid, die sich weder auf die Ursache noch den Grad meiner Krankheit verstehen, so trage ich euch auf, meine Leiche zu öffnen und mir den Bericht, was ihr gefunden, in jene Welt zu bringen!"

Nichts spricht gegen des Kaisers natürlichen Tod. Duval war allem Anscheine nach ein Abenteurer, und seine Frau eine wichtigthuerische Phantastin. Daß sie in Wien arretirt wurden, geschah jedenfalls in Folge einer verdächtigenden Mittheilung durch die Herzogin von Braunschweig.

V.

Van Swieten.

Lineamente aus dem Bilde eines großen Mannes.

Gerhard van Swieten starb zu Schönbrunn am 18. des Brachmonats 1772.

Er war einer der größten Naturforscher und Weltweisen seines Jahrhunderts, der berühmteste Schüler Boerhave's, Erfinder und Stifter.

Dies sind die wesentlichen und selbständigen Charaktere seiner Person. Die äußern Titel, die ihm die Welt beilegte, sind: Erster Leibarzt ihrer K. K. Majestät Maria Theresia's; Commandeur des Ritterordens vom heil. Stephan; Vorsteher der Hofbibliothek zu Wien; beständiger Präsident der medicinischen Facultät; Director aller medicinischen Angelegenheiten in den österreichschen Staaten; auswärtiges Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris, der kais. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, der naturforschenden Gesellschaft, des Instituts zu Bologna, der medicinischen Gesellschaft zu Edinburgh, der Societät zu Harlem, der botanischen Gesellschaft zu Florenz, der Gesellschaften zu Roveredo, Jena u. s. w. und Freiherr.

Man wird müde Titel zu wiederholen, welche die Welt an einen berühmten Mann verschwendet. Diese vergänglichen und kleinfügigen Dinge bedeuten in den Augen eines Philosophen nichts. Inzwischen sind sie äußere Kennzeichen, welche die Welt an das Verdienst heftet, wodurch sie die Hochachtung auszudrücken glaubt, die sie ihren Verdiensten schuldet. Sie haben den Zweck der Münzen. Der Stoff, das Metall wird durch das Gepräge um nichts verändert, aber der Pöbel würde doch nicht glauben was es werth sei, wenn nicht ein Cäsar oder ein Papst darauf stünde.

Van Swieten war einer der zwei Commentatoren Boerhave's. Ihm ist die Welt die Erfindung vom innern Gebrauche des Quecksilbers schuldig. Seine Werke sind beinahe in alle lebende Sprachen übersetzt, und sein Bild ist im Hörsaale der Aerzte bei der Universität zu Wien in Marmor verewigt.

Eine Vergleichung zwischen ihm und Haller ist eins der vornehmsten Stücke, welche die Literatur dem Witz unserer Zeit noch vorbehalten hat. Beide waren Söhne der Freiheit, wurden wenigstens unter republikanischem Himmel geboren; beide weihten sich dem Altare Aesculap's, beide lebten in der Schule des unsterblichen Boerhave, beide wurden die Erben und Erhalter seines Ruhms. Der Eine übernahm die Auslegung des pathologischen Theiles der Lehrsätze ihres großen Meisters, der andere den physiologischen Theil; beide wurden die Bewunderung und der Ruhm ihres Jahrhunderts. Beide strebten mit gleicher Kraft in gleicher Bahn nach gleichem Ziele, ohne Nebenbuhler zu sein und ohne einander zu hindern. Beide waren Erfinder. Beide hatten das seltne Glück, ihren Ruhm und ihre Werke weder vom Neide noch von der Tadelsucht angefochten zu sehen. Beide genossen ihre Größe ungekränkt und ernteten die Früchte ihres Ruhms noch bei ihrem Leben ein. Lange wird die Nachwelt im Zweifel bleiben, welchem von beiden sie den Vorzug geben soll. Beide waren übrigens Arzneigelehrte ohne Aerzte zu sein.

Man weiß, was der Demokrit des achtzehnten Jahrhunderts bei dem Tode des Freiherrn von Haller für eine Bemerkung machte. Es ärgert mich, sagte er, das affectirte und uninteressante Epitheton Baron vor seinem Namen zu sehen. Diese verächtlichen gothischen Zierrathen sollte man, dünkt mich, an diejenigen abtreten, welche keine Hoffnung haben, ihren Namen durch andere Verdienste zu erhöhen. Aber ein Haller verdient nicht so herabgewürdigt zu werden. Wie lustig müßte es sein ein Buch zu erhalten,

dessen Titel die Iliade des Herzogs von Homer oder die Aeneis des Marquis Virgil ankündigte.

Den Freiherrn van Swieten trifft dieser Spott nur halb, denn er stammt aus einem alten, edeln nordholländischen Geschlechte. Adrian van Swieten entriß einen Theil der vereinigten Niederlande der spanischen Botmäßigkeit und theilte sein Geschlecht in zwei Linien, in die römischkatholische, die in den zurückgebliebenen Provinzen ausharrte, und die protestantische, welche den Bundesgenossen zufiel. Der Freiherr Gerhard van Swieten war von der ersten. Lange vor ihm blüht sein Geschlecht in Urkunden. Seine Ahnen hatten hohe Staats- und Hofämter inne.

Ich weiß nicht, ob Haller von seinem Barontitel einiges Fait machte; van Swieten ist nichts gewisser, als daß er darauf ganz und gar keinen Werth legte.

Van Swieten ist unstreitig einer der berühmtesten Männer des achtzehnten Jahrhunderts. Er würde die Ehre aller Jahrhunderte bleiben, wenn die Arzneikunst sich Dauer versprechen könnte. Allein es ist höchst wahrscheinlich, daß diese zweifelhafte Kunst, von welcher Swieten selber sagte, daß sie weiter nichts Gutes an sich habe als daß sie mit der Chemie verwandt sei, nach und nach der Vergessenheit heimfallen, daß sich die Natur ihrer ursprünglichen Einfalt, auf dem ihr von den Tissot's gebahnten Wege, nähern dürfte.

Swieten besaß ein unermeßliches Genie, eine tiefe Gelehrsamkeit und einen Geist, der sich über alle Zweige der Literatur erstreckte, alle Linien der Wissenschaft umfaßte. Sein Geist hob sich mit Leichtigkeit vom Schwunge eines algebraischen Problems zu komischen Erzählungen herab. Mit der abstractesten Vernunft verband er die zartesten Empfindungen und den feinsten Geschmack. Seine Seele war durchaus Licht. Er urtheilte ohne die geringste Schwierigkeit und mit gleicher Richtigkeit über eine Frage in der Theologie wie in der Mathematik, in der Staatswissenschaft

wie von einer Fabel des Dorat oder einem Verse Voltaire's. Die belles lettres und schönen Künste gehörten sogar zu seinen liebsten Unterhaltungen. Es ist bekannt, daß Gonthier einer der bevorzugtesten Schützlinge und Gesellschafter van Swieten's war.

Man sagt, daß er besonders in den letzten Lebensjahren der Kaiserin Maria Theresia der Omnis homo derselben gewesen sei. Kann man sich bei dem außerordentlichen Genie dieses merkwürdigen Mannes darüber wundern? So viel ist gewiß, daß die Monarchin sehr oft in den wichtigsten Staatsangelegenheiten bei van Swieten Rath erholte. Man hat seinen Einfluß bei Friedensschlüssen, bei Heiraten und andern interessanten Familienangelegenheiten des österreichischen Hofes zu erkennen geglaubt. Er war, wie in Wien behauptet worden, stets die letzte Instanz, an welche sich die Kaiserin in besonderen Fällen wendete, und nicht selten sahen sich die Beschlüsse des Ministeriums durch seinen Ausspruch umgestürzt.

Seltener Umfang von Einsichten, unerschütterlicher Gerechtigkeitssinn, Wahrheit und Offenherzigkeit, gerades Gemüth und bewährteste Treue waren die Verdienste, welche ihn zu dem unbegrenzten Vertrauen der Kaiserin berechtigten. Sie waren allzu hervortretend, als daß sie der aufgeklärtesten Fürstin des Jahrhunderts entgehen konnten.

Eine vollkommene Geschichte seines Privatlebens könnte nur das Werk Gonthier's sein. Sein intimer Umgang mit dem großen Manne und die Reize seiner Feder würden das Publicum zu einem vortrefflichen Werke berechtigen.

Im Jahre 1744 wohnte van Swieten der Versammlung der Aerzte bei, welche über die tödtliche Krankheit der Erzherzogin Maria Anna zu Brüssel zu berathen hatte. Dies ist die Veranlassung zu seiner Berufung als Leibarzt am kaiserlichen Hofe. Fünf Punkte, wird behauptet, soll er sich ausbedungen haben, bevor er der Berufung Folge leistete. Erstlich, daß man ihn bei seiner Gewohnheit sich zu klei-

den und zu leben ungestört lasse. Zeitgenossen wollen ihn in seinem natürlichen, ungekräuselten Haar, ohne Manchetten und Degen gesehen haben. Der Hof besaß vermuthlich einen Augenblick die Vorurtheilsfreiheit, dieser Caprice nachzugeben. Endlich aber ließ van Swieten seinen holländischen Eigensinn doch fallen; er trug eine Perüke, Manchetten und Degen, wie andere hoffähige Christen. Nichts ist indeß gewisser, als daß er in Ewigkeit seine holländische Toilette nicht abgelegt haben würde, wenn dies der Hof ausdrücklich gefordert hätte. Starrheit der Entschlüsse, Zähigkeit des Willens waren unterscheidende Merkmale seines Wesens. Es heißt, die Kaiserin habe ihm selbstgefertigte Manchetten zum Geschenk überreicht, um ihn indirect zur Hoftracht zu bewegen. Er war als Arzt nicht rücksichtsvoll genug, dem Wunsche der Kaiserin zuvor zu kommen, aber als Holländer doch galant genug, das Geschenk anzunehmen und zu gebrauchen.

Ein ungleich wichtigerer Punkt jener Vorherbedingungen war: unbedingte Machtvollkommenheit über die medicinische Facultät, und niemals hat der trotzigste Despot sie entschlossener ausgeübt. Er regierte im Reiche der Heilwissenschaft von einem Pole der kaiserlich-königlichen Erblande bis zum andern ohne Duldung selbst des kleinsten Widerspruchs. Sein Thron, von welchem wie aus dem Olymp beständig Blitze herabfuhren, stand mitten in der Universität Wien. Zu seinen Füßen lagen die Dummheit, der Aberglaube und die Charlatanerie in Fesseln geschmiedet. Ehern war das Scepter, das er schwang. Unhintertreiblich wie die Fügungen des Schicksals waren seine Befehle, verbreitet gleichsam auf Flügeln der Winde.

So herrschte van Swieten unter den Medicingelehrten. Und es ist wahr, Medicin und Chirurgie in Oesterreich verdanken allein ihm ihren spätern Ruhm, sie sind zu sprechen verbunden: Si vivo et valeo suum est. Van Swieten ist der Schöpfer ihres nachmaligen Systems, er ist's, unter

dessen bildender Hand ein Störck, ein Kranz, die Collins, Guerins, Jacquins, die Plenk, die Marhere und Leber hervorgingen. Theuer genug freilich ist ihnen dieser Ruhm zu stehen gekommen. Die Männer der Heilwissenschaft in Oesterreich standen in gleicher Linie mit den Russen unter Peter I.: sie waren große Barbaren, sie wurden zu einer ruhmvollen Höhe der Erleuchtung gebracht, aber der Rücken blutete ihnen unter der Cur.

Einer der interessantesten Momente im Leben Swieten's und in der Geschichte seines Ruhms ist ohnstreitig die Heilung der Kaiserin im Jahre 1770. Man muß damals in Wien Zeuge der allgemeinen Bestürzung gewesen sein, um die Wichtigkeit jenes Krankheitsfalles zu beurtheilen. Maria Theresia stand bereits im drei und fünfzigsten Lebensjahre, hatte durch eine Reihe kleiner Leiden eine schon empfindliche Abnahme ihrer Kräfte erfahren und ward nun von den Blattern überfallen. Ihre Wiederherstellung galt als eine der wichtigsten Nationalangelegenheiten. Man sah länger als acht Tage alle Straßen zu Wien, Prag, Mailand und Innsbruck mit Prozessionen angefüllt und alle Altäre von Flehenden umlagert. Die Gewerke standen still, die Belustigungen waren zu Ende gegangen, das Publicum hatte für nichts mehr Sinn als zum Gebet. Und während die Nation ihre Stimme um die Erhaltung der Kaiserin zum Himmel erhob, schaute Europa auf die Verrichtungen ihres Leibarztes. Die Wiederherstellung der Monarchin galt in Anbetracht aller Umstände als ein vom Himmel begünstigtes Meisterstück der Arzneikunst und wird in der Geschichte Oesterreichs wol unvergeßlich bleiben.

Swieten pflog nur mit einer geringen Anzahl auserlesener Männer Umgang. Der Kreis seiner Freunde bestand aus dem Professor Haen, der einer der berühmtesten Arzneigelehrten seiner Zeit gewesen sein würde, wenn ihn nicht, wie aus seinen Schriften ersichtlich, die Schwachheit der Dämonologie ergriffen hätte; dem Freiherrn von Störck,

Swieten's Nachfolger als erster Leibarzt; dem Professor Leber und Gonthier.

Es ist bemerkt worden, daß Swieten bei jeder Gelegenheit eine außerordentliche Achtung für Haller zu erkennen gab. Ihm allein schreibt man es zu, daß des letztern Gedichte der Strenge der Wiener Büchercensur entgingen. Gewiß ist, daß wahrhafte Größe keinen Neid hegt.

Lange Zeit widersetzte sich van Swieten der Inoculation; er hielt es für Charlatanerie, die Gesundheit der Menschen und den Gang der Natur arithmetisch bestimmen zu wollen. Als er in einer Unterredung mit Lord Stormont auf diesen Gegenstand kam, sagte er: „In den Prozessen der Medicin ist nicht immer 2 + 2 = 4." Um so eifriger beförderte er die Einführung einer andern Erfindung in Oesterreich: der Toleranz. Wenn er seine Ansichten über die Impfung nachmals zurückzog — welche in der That noch bei seinem Leben durch Inghouyßen eingeführt ward — so beharrte er um so entschiedener in seinen Meinungen über Toleranz. Was von Aufklärung über die Monarchie kam, verdankt sie hauptsächlich seinem Einfluß. Er ist's, der den Extravaganzen der Censur einen Damm setzte und 1747 das große Werk der Schulreinigung unternahm. Ihm verdankt die Nation die Kell's, die Dalham, Macko, Fulgens u. A. Van Swieten war für Oesterreich was Bacon für Europa.

Freilich verfuhr er mit der Verbesserung der Literatur ebenso wie mit der Medicin. Er begann damit, daß er etliche tausend Bände der kaiserlichen Hofbibliothek ohne Barmherzigkeit verbrennen ließ, darunter die Werke der Raimunds, Alberts, Theophraste, eines Jacob Böhme und anderer Schwärmer aller Gebiete. Darauf schritt er zur Säuberung der Universitätsbibliothek: Alles was die Färbung der Sophisterei trug, von Alchymie, Geisterwissenschaft, Astrologie und andern Charlatanerien handelte, wurde ohne Gnade dem Feuer übergeben. Man schätzt die Zahl

der unter seinem strengen Regiment ausgerotteten Bücher und Handschriften über zwanzigtausend. Umsonst schrie man von dem unermeßlichen Werthe derselben, vergebens heulte der verletzte Aberglaube, vergebens füllte die Dummheit alle Winkel mit Klagen und Seufzern an, vergebens fielen die Charlatane in Verzweiflung, nicht hielt es ihn auf, daß sich einige Alchymisten und Jesuiten erhingen. Van Swieten verfolgte die Unwissenheit als geschworner Feind ohne Ermüden. Er machte Jagd auf alle Goldverfertiger, Schatzgräber und Quacksalber: er zerstörte ihre Oefen, vernichtete ihre Schriften und trieb sie selber aus dem Lande. Hekatomben von Druckwerken wurden der Vernunft geopfert. Niemals hat die Literatur der Dummheit eine ärgere Schreckenszeit erfahren als in Oesterreich.

Bisweilen liebte van Swieten den Witz, und er selber besaß viel von dieser Schönheit des Verstandes. Ihm gehört folgender viel benutzte und verbreitete Einfall bei Gelegenheit einer Unterredung mit dem Herzog von Braganza über das neue Natursystem des Grafen Buffon: „Wenn Adam", bemerkte van Swieten, „jedes Ding bei seiner wahren Natur zu benennen wußte, wie doch die Schrift spricht, so war es höchst überflüssig, daß er die Frucht vom Baume des Erkenntnisses begehrte; denn er wußte dann bereits mehr, als heute die Akademien der Wissenschaften zu Paris, Petersburg und London."

Groß ist die Zahl der Gelehrten, die dem Freiherrn van Swieten ihr Glück zu danken, ihre Beförderung aus seiner Hand empfangen haben. Man weiß seinem Herzen keinen Vorwurf zu machen als den einzigen, der das traurige Schicksal des Herrn von Laugier nach sich zog.

Ein einziger Zug ist oft hinreichend das Bild eines absonderlichen Mannes zu entwerfen. Herr X., ein junger Arzt in Wien, hatte sich wiederholt bei van Swieten um ein Amt gemeldet: „Ich werde Sie rufen lassen", versetzte er das letztemal, „wenn der Staat Ihrer bedarf." Nach

dieser kurzen und barschen Abfertigung wagte es der junge Mann nicht wieder sich zu zeigen. Er beklagte in der Stille sein Schicksal. Sechs Jahre verflossen darüber, als ihn das Oberhaupt der Mediciner plötzlich zu sich beschied. „Gestern“, redete ihn van Swieten sogleich bei seinem Eintritt an, „ist der Ordinarius des .... Spitals gestorben; die Kaiserin übergiebt Ihnen seine Stelle. Gehen Sie hin und treten Sie Ihr Amt an!“ Herr X. ist überrascht. „Die Gnade der Kaiserin“, erwiederte er bescheiden, „rührt mich tief; inzwischen aber bin ich überzeugt, daß dieser Dienst bereits einem Andern überwiesen worden; Doctor B. hat heute früh das Decret aus der Hand der Majestät selbst erhalten.“ „Scias, tu eris! Abi!“ fuhr der Allgewaltige erzürnt auf. In sich gekehrt ging der schüchterne junge Mann nach Haus, und ohne sich um das Amt weiter zu kümmern oder vergebliche Hoffnungen zu nähren, setzte er seine bisherige Beschäftigung fort. Kaum sind aber vier und zwanzig Stunden verflossen, als er neuerdings zu van Swieten gerufen wird. „Warum, Rebell“, redet ihn dieser in lateinischer Sprache an, „warum begiebst Du Dich meinem Befehle gemäß nicht in das Amt, wozu Dich die Monarchin ausersehen hat? Zur Strafe wirst Du zwei Tage in Arrest wandern! Uebermorgen aber ist Dir bei der Ungnade des Hofs anbefohlen den Dir verliehenen Dienst sofort anzutreten!“

In der That war dem Dr. B. das Decret zu jener Stelle wieder abgenommen und Herr X. wider alles Vermuthen in eins der gesuchtesten Aemter eingesetzt worden.

VI.

Necker's Fall.*)

Könnte uns, heißt es bei einem französischen Schriftsteller, die Geschichte überall von den geheimen Triebfedern der Begebenheiten unterrichten; dürfte sie uns sagen, was hier einen Mann zum Minister erhoben, dort als solchen gestürzt hat: so würden wir uns von einer tiefen Beschämung nimmer erholen. Eine Bevorzugung, ein versäumtes Rendezvous, ein verlornes Billet, eine verschmähte Liebe, eine weiße Hand, ein Bonmot, eine tiefe Verbeugung: dies sind sehr oft die Triebräder jener Streiche gewesen, denen die Schriftsteller den Namen Staatsraison ertheilen.

Der Fall Necker's, eines der interessantesten Männer des 18. Jahrhunderts, gehört nun zwar nicht in jene Liste; nichtsdestoweniger wird die Nachwelt erstaunen, wenn sie den Knoten zu seinem Sturze gewahrt.

Ich unternehme es, einige Fäden davon zu berühren: nicht in der Hoffnung etwas Neues vorzubringen, sondern zu unterhalten.

Ich schicke zunächst das Wort des Marschalls Richelieu voraus, der bei dieser Gelegenheit sagte: „Seit siebzig Jahren, die ich in der Hofsphäre lebe, habe ich nie so viel Tücke, so viel Kabale, solches Ränkespiel und so viel Interessen in Bewegung gesehen."

Nur allzulange warteten schon Höflinge, Obervögte, Hofkammerräthe, Generalpächter und die ganze unermeßliche Kette ihrer Creaturen, Schreiber, Lakayen und Mai-

*) Wekhrlin konnte nicht ahnen, daß Necker noch einmal an's Staatsruder berufen werden würde. Aber er prophezeite, als es geschah, doch richtig, daß er sich keine drei Jahre zu behaupten vermöchte, denn man weiß, daß er am 11. Juli 1789 wieder entlassen wurde.

treffen auf eine Mausefalle, den General-Finanz-Director zu knickfußen.

Den Einen war seine trockne Physiognomie verhaßt, und überdies hatte er ihnen ihre überflüssigen Pensionen genommen und mit einer Reform des Besoldungswesens gedroht.

Die Andern, gewohnt Unter-Minister zu spielen, waren mit der von ihm eingeführten Subordination unzufrieden.

Die Dritten, die sich als den natürlichen Arm des Ministers betrachteten, fühlten sich durch die Entfernung, worin er sie hielt, beleidigt.

Die Vierten verabscheuten seinen durchdringenden Blick, seinen systematischen Geist und seine Liebe zur Ordnung.

Selbst das Parlament intriguirte gegen ihn, da er es durch seinen berühmten Vorschlag, Provinzial-Collegien zu errichten, wodurch ersterem aller politische Einfluß entzogen und es rein auf das Justizwesen beschränkt wurde, gegen sich aufgebracht hatte.

Kurz, die Verschwörung, welche sein überlegenes Genie, sein gerader und unternehmender Geist, die Festigkeit seines Charakters und die Entschlossenheit seiner Entwürfe veranlaßte, war vollkommen reif. Man wartete nur auf die Gelegenheit zum Ausbruch.

Diese bot das „Compte rendu“, jenes unglückliche Erzeugniß der Muse Neckers, von der Welt so sehr bewundert, und seinem Urheber doch so gefährlich!

Inzwischen wagte man es nicht en corps loszubrechen. Die Batterien, welche Necker am Hofe hatte, waren zu furchtbar. Man brauchte Schnapphähne, verlorene Husaren, um mit dem Feinde anzubinden, ihn zu necken. Sie fanden sich.

Madame Cassini, die Schwester des glücklichen Marquis du Pezai, den wir aus dem Verse kennen:

Ce jeune homme a beaucoup acquis,
Beaucoup acquis, je vous assure:
En deux ans malgré la nature
Il se fait Poëte et Marquis —

dieses Weib also war die öffentliche Gebieterin des Grafen von Mallebois, und als Maitresse und Schwester eines Schöngeists ganz selbstverständlich die Beherrscherin eines Bureau d'esprit. Nun präsidirte aber auch Madame Necker einer Schöngeisterversammlung, und da man die erstere das Bureau des Persifleurs nannte, die andere dagegen das Bureau des gens à raison, so lagen beide Häuser in einer subtilen Fehde.

Dies war in ganz Paris bekannt. Man wußte aber noch mehr, nämlich daß Necker sich durch den Canal des Marquis du Pezai, der vorübergehend Ludwig XVI. Günstling und nebst Beaumarchais der Spaßmacher des Grafen von Maurepas gewesen, auf seinen Posten geschwungen hatte.

Nun wurde im Büreau der Madame Cassini, wo man dem „Compte rendu" bereits den Namen „Conte bleu" gegeben, ein geheimes Comité gebildet, welchem beizutreten Herr von Sainte-Foy eingeladen war, weil man wußte, daß er einen Pik auf Necker hatte und durch seinen Einfluß bei dem Grafen von Artois sich etwas hoffen ließ.

Sainte-Foy, ein Roué dessen Frechheit nur von seinen eigenen Lastern überboten wurde, beschwerte sich öffentlich: während er in der Staatskanzlei angestellt gewesen, hätte er dem General-Finanz-Director Nachrichten anvertraut, aus welchen dieser 1,800,000 Livres für sich gewonnen, ohne ihm davon einen Antheil zu verabfolgen.

Darauf hin baute das Comité einige seiner nächsten Manoeuvres. Um der Form zu genügen, mußte die Cassini dem Minister eine Herausforderung zugehen lassen, und sie that es, indem sie ihm schrieb, daß wenn er ihr nicht alsbald eine Pension von 30,000 Livres verschaffe, sie eine gewisse Correspondenz zwischen ihm und ihrem verstorbenen Bruder veröffentlichen werde.

Man kannte Necker zu genau, um zu erwarten, daß er in die Falle gehen würde; man sah eine verächtliche Verwerfung des gestellten Ansinnens voraus.

Und so geschah es auch.

Nun war man in der Bahn. Der General-Finanz-Director konnte nun nicht mehr verlangen, daß man Rücksichten gegen ihn beobachte.

Die Verschwornen, zu denen sich Bourboulon, unter Terray Hofrath bei der General-Controle der Finanzen, dann aber von Turgot fortgejagt und von Necker nicht wieder angenommen, gesellt hatte, rückten jetzt mit ihrer famosen Persiflage: „Lettre d'un ami à Monsieur Necker" heraus, worin gezeigt werden sollte, daß das „Compte rendu" nichts als ein mattes Nachbild ähnlicher Producte in der Manier Demaret's und des Abbé Terray sei.

Das Treffen war formirt. Auf der einen Seite bestand es aus allen Hohlköpfen im Parlament, bei dem Finanzministerium, am Hofe, aus allen Pflastertretern zu Paris und Versailles unter der Anführung der Herren Sainte-Foy, Bourboulon, le Clerc und Beaumarchais.

Die Geschosse, welche sie schleuderten, waren Flugblätter, Pamphlete, Kupferstiche, Gassenhauer, z. B. „Les Comment"; „Extrait des papiers de l'Anticharlatan"; „Dialogue entre Madame Necker, Monsieur de Lessart et Monsieur le Marquis de Peray"; „Lettre d'un bon françois" u. s. w. u. s. w.

Auf der andern Seite erschien die Schlachtordnung des General-Finanz-Directors:

Das leichte Corps bildete ein Haufe Enthusiasten, Fuchsschwänzer und Schmarotzer.

Ihnen schloß sich der Vortrab an, der aus den Mitinteressenten, Associirten und Untergebenen bestand, unter dem goldenen Panier der Bank.

Hierauf folgte der rechte Flügel: die Geistlichkeit und die Protestanten, diesmal zuerst vereint, die erstere als Jedem ergeben, der ihr schmeichelt, die andern in der starken Hoffnung ihrer Wiederanerkennung.

Auf dem linken Flügel die Freunde am Hofe, sich

nach jedem Winde drehend, als die Noailles und alle Schranzen, geborne Sklaven des jedesmaligen Mannes am Bret.

Dann das Corps de Bataille, nämlich die große Gesellschaft dummer Bewunderer, der Düpirten, der Benebelten, alle mit offenem Maul und starren Augen hinter ihrer Heeresfahne, dem „Compte rendu“ dahintrabend, auf welcher in erhabenen Zügen die Worte prangten: Reform, Freiheit, Erleichterung, Menschenliebe. Dieses Treffen folgte blindlings der Musik seiner Regimentsbande, der Gelehrten, Journalisten, Ekonomisten, wobei der Abbé Raynal die Heerpauke führte.

Die Reserve bestand in den Alliirten nach ihren verschiedenen besondern Geschwadern, als:

Das Geschwader des Erzbischofs von Toulouse, um einen Platz im Ministerium buhlend;

der Herzog von Choiseul, vom Finanzminister überredet, daß er ihm beim Könige das Wort führe;

der Herzog von Chatelet, in der Hoffnung durch den General-Finanz-Director und seine Partei an's Ruder zu kommen, sei es beim Kriegswesen oder im Cabinet; und

der Prinz von Beauveau, nach der Departements-Direction von Paris oder wenigstens einer Stelle im Conseil schmachtend.

Endlich der Nachzug der Freiwilligen, des schönsten Theiles des Treffens, da er aus lauter Damen bestand, und zwar aus

der Compagnie der Hochfliegenden und Gebieterischen mit dem Capitain: Herzogin von Grammont;

der Compagnie der Stolzen mit dem Capitain: Gräfin von Brienne;

der Compagnie der Spitzfindigen mit dem Capitain: Prinzessin von Beauveau;

der Compagnie der Verführerischen mit dem Capitain: Gräfin von Montesson;

der Compagnie der Gezierten mit dem Capitain: Gräfin von Blot;

der Compagnie der Begeisterten mit dem Capitain: Gräfin von Tessée;

der Compagnie der Vergötterten mit dem Capitain: Gräfin von Chalons, und dem Adjutanten Herzog von Coigny, ihrem Liebhaber;

der Compagnie der Wunderwirkenden mit dem Capitain: Prinzessin von Henin;

der Compagnie der Schlanken mit dem Capitain: Gräfin von Simiani;

der Compagnie der Piquanten mit dem Capitain: Marquise von Coigny;

der Compagnie der Sanften mit dem Capitain: Prinzessin von Poix; und aus

der Compagnie der Königin mit dem Capitain: Herzogin von Polignac.

So schildert eines, und zwar das bissigste der Pamphlete, die über Necker erschienen, das famose „Lettre de Monsieur le Marquis de Carraccioli à Monsieur d'Alembert", dessen Geist und Galle Beaumarchais nicht verkennen lassen, die Neckersche Partei.

Beinahe drei Monate währte die Schlacht, und man kämpfte von beiden Seiten allerdings mit ungleichen Waffen — denn Necker setzte seinen Feinden Bastille, Fort l'Eveque, Lettres de Cachet u. s. w. entgegen — jedoch mit gleicher Kraft.

Es schien, als ob die Neckersche Partei nach allen Richtungen hin siegen würde. Sie fand im Beichtvater der Königin, dem Abbé Vermont, im Prinzen von Poix und Marquis Castres erhabene Stützen. Letzterer war so enthusiasmirt, daß er ausrief: „Der König kann mich und alle seine Räthe fortschicken, er wird immer Andere finden; einen Necker aber findet er nur einmal!"

Die Königin selbst war durch den Herzog von Choiseul

so ganz für diese Partei gestimmt, daß, als sie einst durch die Säle zu Marly ging und einige Spötter bei der Lectüre des „Compte rendu" fand, sie laut sagte: „Dies ist das Werk eines dem Könige sehr nützlichen und dem Staate sehr wohlgesinnten Mannes!"

Die Verschwornen aber verstärkten ihre Truppen nicht minder. Bourboulon wußte den Grafen von Artois so einzunehmen, daß sich dieser öffentlich für ihn erklärte. Als Necker bei Erscheinen des „Lettre d'un ami" mit einem Verhaftbrief drohte, sagte ihm dieser Prinz, er würde niemals zugeben, daß man einem seiner Hausbeamten etwas anhabe in einer Sache, welche von dem Minister selber provocirt worden wäre.

In der mißlichsten Lage befand sich bei diesem Kampfe der König. Sein gesunder Menschenverstand überzeugte ihn von Necker's Verdiensten, und sein gutes Herz widerstrebte der Zumuthung, den Staat eines so nützlichen Mannes zu berauben. Aller Wahrscheinlichkeit nach hätte Necker den Sieg davon getragen, wäre es ihm möglich gewesen Mäßigung mit Geduld zu verbinden und seine Eigenliebe auf einige Zeit zu unterdrücken. Aber dies wollte sein trotziger Genius nicht. So wie er selbst das Signal zum Ausbruche des Kampfes gegeben, so sollte ihn seine falsche Politik verleiten, durch einen einzigen unzeitigen Coup die Entscheidung herbeizuführen.

In der That, es ist unbegreiflich, welcher verkehrte Geist ihm jenes Memoire eingab, worin er dem Hofe drei Forderungen stellte, von deren Bewilligung er sein Verbleiben im Amte ausdrücklich abhängig machte, nämlich: 1) Sitz und Stimme im geheimen Rathe; 2) ein Lit de Justice zur Durchsetzung seiner Plane; 3) die Bestrafung seiner Feinde, vornehmlich des Intendanten zu Moulins, Gueaux de Reverseau, der sich allen seinen Veranstaltungen ohne Scheu widersetzte.

Das war zu viel. Man redete der Königin ein, daß

von einem so stolzen und gebieterischen Manne Alles für die Ruhe des Königs zu fürchten sei, indem es nur zu klar am Tage wäre, daß er den Tyrannen spielen wolle, und daß es eine Verletzung der Würde des französischen Scepters sei, von einem hoffärtigen Fremdling sich Gesetze vorschreiben zu lassen. Diese Bemerkung schien der König selbst als treffend zu fühlen. Das Zünglein des Streits fing an zu schwanken. Marquis Adhemar kam hinzu, um der Königin durch die Herzogin von Polignac den Mann zu zeigen, der Necker ersetzen könne. Nun neigte sich die Schale.

Als der General-Finanz-Director nach Marly fuhr, um sich die Antwort auf sein Memoire zu holen, war er vermuthlich auf nichts weniger vorbereitet, als daß es möglich sei ihn zu entbehren. Allein wie sehr hatte sich das Firmament verändert.

Der König war nicht zu sprechen: übles Vorzeichen!

Necker geht zum Grafen Maurepas: das Podagra muß zum Vorwand dienen ihn nicht vorzulassen!

Voll Aerger fährt er nach Paris zurück. Hier findet er ein Billet von Maurepas auf seinem Schreibtisch. Es lautet: „Mein Herr, ich bringe Ihnen meinen Glückwunsch dar, denn der König gewährt Ihre Bitte und nimmt Ihre Entlassung an. Bezeigen Sie der Madame Necker meine Ergebenheit und meine Theilnahme an ihren Vergnügungen.“

Dies war ein Donnerschlag, der unsern Helden außer Fassung brachte. Er stürzte sich wieder in den Wagen und verschloß sich in seinem Landhause zu St. Ouen.

Mußte jedoch Necker seinen Feinden den Sieg lassen, so entschädigte ihn die öffentliche Theilnahme. Diese verherrlichte seinen Sturz. Niemals erwies sich das Publikum gerechter, nie verrieth es seinen Unwillen stärker als bei dieser Gelegenheit.

Man gab an demselben Tage im Theater „die Jagdlust Heinrich IV.“ Bei der Stelle, wo der König, erbittert

über die Verleumder des Sully, ausruft: „Die Elenden, sie haben mich betrogen!“ gerieth das Parterre in stürmische Wallung. Von allen Seiten tönte es: „Leider, ja, ja!“

Gleiche Scenen ereigneten sich bei der Vorstellung des „Misanthropen“, den man einige Tage darauf gab, und die Polizei verbot beide Stücke.

Nichts ist schöner als der Einfall des Herrn von Marmontel bei dieser Veranlassung. Er war gerade im Schlosse zu Versailles, als die Neuigkeit von der Verabschiedung Necker's anlangte. Nun, fragte ihn triumphirend der Herzog von Antin, der aus einer Reihe von Höflingen auf ihn zutrat, wie gefällt Ihnen diese Wendung der Dinge? „Ich stelle mir“, antwortete der Weltweise, „eine Bande Räuber und Strauchdiebe im Gehölz von Bondy vor, denen man die Nachricht bringt, daß der Großprofos abgedankt sei.“

Unter den Epigrammen, die wie zu erwarten auf diesen Vorgang erschienen, gelangten folgende drei zu allgemeiner Beliebtheit:

North et Necker dans leurs puissantes mains
De leur Etat soutenoient les destins:
Voilà la ressemblance.
North triomphant éleve les Anglois:
Necker tombant entraine les François:
Voilà la difference.

*   *

Les vertus, le génie exilés de la cour;
Ce malheur trop commun n'a rien qui me surprenne:
Que leur regne ait duré cinq ans dans ce Séjour
C'est que l'avenir ne croira qu'avec peine.

*   *

Monstre qui n'a que trop vieilli,
Triomphe! L'Anglois va nous battre.
On juge au renvoi de Sully
Que nous n'avons plus d'Henri-Quatre.

So bedenklich war die Bewegung im Volke über Necker's Entlassung, daß man eine Revolte befürchtete. Allein die Polizei ließ eine ihrer gewöhnlichen Minen springen; sie veranstaltete eine Trauerfeierlichkeit für Maria Theresia. Nun eilte ganz Paris nach Notre-Dame, und vergessen war Necker.

Der König bewilligte ihm selber noch seine eventuell begehrte Dimission mit den Worten: „J'accepte votre démission: j'estime vos talens, mais votre esprit ne pouvoit me plaire."

VII.

Friedrich der Große und der Breslauer Frieden.

Verschiedenartig werden die Gründe angegeben, welche Friedrich den Großen bewogen seinen Bund mit Frankreich zu brechen und unvermuthet den Breslauer Frieden abzuschließen. Der wahrscheinlichste dürfte folgender sein:

Der König besuchte den bei Chotusic verwundeten und gefangen genommenen General Palland. „Ew. Majestät Gnade rührt mich", sagte der Leidende. „Gern würde ich sterben, könnte ich zuvor die Genugthuung haben, Ew. Majestät mit meiner Königin ausgesöhnt zu sehen. Darf ich mich erkühnen, Sire, so warne ich Sie vor Ihren Bundesgenossen. Man geht damit um, Ew. Majestät zum Düpe zu machen."

Der König zeigte sich ganz ungläubig; er schien vom Gegentheil überzeugt zu sein, und forderte den General auf ihn eines Andern zu überführen. „Je nun", versetzte dieser, „wenn es Ew. Majestät verlangen! Ich bitte mir nicht mehr als sechs Tage dazu aus, und ich will Ihnen die deutlichsten Beweise vor Augen legen." Der König war damit einverstanden und gab dem General sein Wort, bis dahin alle Maßnahmen zu unterlassen.

Nun schickte Palland seinen Adjutanten mit Courierpferden nach Wien. Binnen vier Tagen machte er seine Tour hin und zurück. Darauf ließ sich der General des Königs Besuch ausbitten.

„Geruhen Sie zu lesen, Sire", sagte er ihm, indem er ihm ein Papier überreichte. Friedrich las und entfärbte sich. „Le Cardinal me prend pour un sot", rief er aus, indem er mit dem Fuße stampfte, „il veut me tromper, mais j'y mettrai ordre!"

Es war ein Handbillet, das der Cardinal Fleury an Maria Theresia geschrieben, worin er ihr sehr artig antrug, Schlesien und Mähren zu behalten, aber dem Kurfürsten von Baiern einen Theil von Oberösterreich und Böhmen abzutreten.

Der König befragte den General, ob er das Billet auf einige Tage behalten dürfe. „Es steht zu Ew. Majestät Disposition", erwiederte dieser.

Sobald Friedrich in sein Quartier zurück war, ließ er den Minister von Podewils zu sich bescheiden, um ihm den Auftrag zu ertheilen, daß er sich mit Lord Hindfort ohne Rückhalt in Unterhandlungen einlassen solle. Und so schloß sich der Breslauer Frieden ganz unvermuthet.

Marschall Belleisle empfing Wind davon. Wie Gottes Blitz stürzte er in's preußische Lager. „Sire", rief er athemlos, „es verlautet, daß ein Vergleich zwischen Ihnen und der Königin von Ungarn im Werke wäre. Sollten Sie den würdigsten Ihrer Bundesgenossen aufgeben und einen so großen Monarchen betrügen können, als mein König ist?"

Auf diese unverschämte Apostrophe antwortete Friedrich II. mit Nichts als einem majestätischen und verächtlichen Blick, und begnügte sich, dem Marschall das Billet des Cardinals vorzulegen.

Belleisle liest, staunt, geräth in Wuth, wirft zornig seine Perücke zur Erde und knirscht ingrimmig: „Le F... prêtre!" Dann bittet er den König um die Freiheit sich entfernen zu dürfen.

„Fallacem fallere non est fallacia", ruft ihm der König nach.

VIII.

Zur Geschichte des Protestantismus in Frankreich.

Aus Originalurkunden.

Lange Zeit schon empfand man die Nachtheile der fanatischen Politik Ludwig XIV. Aufgeklärte Köpfe beseufzten in der Stille die Widerrufung des Edicts von Nantes. Endlich erwachte die Stimme der öffentlichen Vernunft und der Nation. Der Patriarch des Tolerantismus gab das Zeichen, und nun brach er in den Schriften der Mirabeau, der Helvez, Jean Jacques, der Marmontel und Mercier hell hervor. Duldung war das Feldgeschrei der Encyklopädisten, der Ekonomisten und aller Koryphäen der Tagesphilosophie.

Aber was half es! Die Wünsche der Philosophen und der Nation zu verwirklichen war der politische Arm nothwendig und keine Regierung dazu weniger geeignet als die des fünfzehnten Ludwig. Auf der einen Seite bedurfte der Hof fortwährend den Geldbeutel des Clerus, auf der andern war das Parlament in beständiger Collision mit dem Ministerium, das heißt mit dem Despotismus, also in Ohnmacht.

Ludwig XVI. erschien, seine Regierung besserte jedoch die Aussichten nicht. Man hatte es mit einem jungen Herrscher zu thun, der das edelste und wohlwollendste Herz besaß und der Aufklärung nicht unzugänglich zu sein schien, der aber unter einer bigoten und kleingeistigen Erziehung aufgewachsen war, dessen natürlicher Charakter Furchtsamkeit zu sein, und dem jene Energie völlig zu fehlen schien, welche zu großen Schlägen erforderlich ist.

Jetzt trat der Schutzengel der Nation herbei und that ein Wunder. Er umstellte des jungen Königs Thron mit einigen Geistern ersten Ranges und wahrer Tugendhaftig-

keit. Maurepas, St. Germain, Turgot, Malesherbes und Necker bildeten einen Kranz philosophischer und patriotisch großer Minister, wie ihn die Geschichte von Jahrhunderten nicht aufweist. Diese Männer schienen von der Vorsehung berufen zu sein das durch den religiösen Idiotismus seiner Erzieher umnebelte Gemüth des Königs zu lichten und seine Vernunft in ihre Rechte einzusetzen.

Bereits zwanzig Jahre zuvor hatten die Protestanten die Bahn eröffnet, indem sie den Fiscal der Provinz, wo sie am zahlreichsten wohnten, den Herrn von Monclar, Generalprocurator zu Aix, einen thätigen und einsichtsvollen Mann, bewogen, sich ihrer von amtswegen anzunehmen. Monclar setzte eine Schutzschrift für sie auf („Mémoire théologique et politique sur les mariages des Protestants“), voll Wärme, voll Gründlichkeit, voll Freimüthigkeit, die aber den Fehler der Weitläufigkeit trug.

Ein unverzeihlicher Fehler für eine Volkslectüre, vornehmlich in Frankreich! Auch zog er die Folge nach sich, daß die Schrift ungelesen blieb, ungeachtet sie in eine Zeit fiel, wo Voltaire den Justizmord des Johann Calas zu Toulouse vor den Richterstuhl von ganz Europa brachte.

Inzwischen brach der Krieg von 1756 aus. Einige schüchterne Köpfe gestatteten sich die Bemerkung, daß drei Millionen mißvergnügter Unterthanen zur Zeit einer öffentlichen Verlegenheit sehr gefährlich werden könnten, wenn sie sich empören sollten, und daß die Regierung nicht genug eilen könne die Protestanten zu naturalisiren.

Das Ministerium theilte jene Befürchtungen nicht, empfand aber dennoch Gründe diese Idee zu begünstigen. Unter Verhältnissen, wo dem Staate Bevölkerung, Vermehrung der öffentlichen Abgaben, Hilfsquellen aller Art mehr denn je nöthig waren, schien es ein Cabinetsstreich zu sein Einwohner in's Land zu ziehen, seinem Gegner deren zu entführen und den Nationalreichthum zu erhöhen. Hiezu erweckte die Wiederherstellung des Protestantismus, welche alle

in England, Holland und Deutschland aufhältliche Refügiés in Bewegung setzen mußte, allerdings Hoffnung.

Man gab also den Protestanten unter die Hand, einen zweiten Schritt zu thun, und zwar diesmal unmittelbar an den König. Dazu disponirte der Herzog von Choiseul einen der berühmtesten Advocaten Frankreichs, Herrn Legouvée. Um jedoch dem Hofe keine zu starken Bedenklichkeiten einzuflößen, sollte man einstweilen blos um die Ehebewilligung anhalten, und alsdann erwarten, daß sich alles Uebrige von selbst finden würde. Denn obwol die Reformirten, das will sagen der sechste Theil der Gesammtbevölkerung Frankreichs, alle Bürgerpflichten zu erfüllen hatten, galten ihre Ehen nicht als legal geschlossen, ihre Kinder nicht als eheliche Kinder, und waren mithin vom Erbrecht ausgeschlossen. Ein calvinistischer Geistlicher verwirkte nach den Landesgesetzen das Leben, wenn er eine Copulation verrichtete, und den protestantischen Brautleuten blieb daher nichts weiter übrig, als sich entweder außer Landes trauen zu lassen oder einen falschen Beichtschein von einem katholischen Geistlichen zu erkaufen. Niemand ward ohne Vorweisung eines Beichtscheines ehelich verbunden, aber mit einem solchen durften Hunde und Katzen zusammen heiraten.

Wenn ein Choiseul etwas einfädelte, war es gewiß der Seide werth. Allein die Protestanten glaubten oder erkannten dies nicht. Sie verdarben seinen Plan, indem sie sich weigerten darauf einzugehen. Ein Anbringen, das sich auf die Ehebewilligung beschränke, erschien ihnen unzulänglich, ja sogar verfänglich. Als Legouvée einen Ausschuß von sechszig der angesehensten Glieder ihrer Kirche zusammenberief, um die Eingabe an den König zu berathen und zu unterzeichnen, erklärte derselbe, daß man entweder Alles oder Nichts wolle. „Vollkommenes Leiden oder vollkommenes Recht!" rief der Arzt Tronchin, einer der vornehmsten Sprecher.

Choiseul ließ sich damit noch nicht aus dem Felde

schlagen. Er hatte zwar die einflußreichsten und schlauesten Prälaten auf seiner Seite, die Erzbischöfe von Narbonne und Toulouse. Ersterer hegte keinen andern Fanatismus als den sich bei Hofe beliebt zu machen und an's Bret zu bringen, kannte kein anderes Gesetz als die Gnade seines königlichen Herrn und keinen andern Gott als Ludwig XV. Der zweite, in seinen Grundsätzen fester, trug vom Pfaffen nichts an sich als den Rock, und brannte vor Begierde sich durch einen patriotischen Heldenzug auszuzeichnen. Uebrigens war er das Factotum des geistlichen Parlaments.

Tausend Umstände boten alle Aussichten, daß Choiseul's Plan gelingen würde.

Allein die Protestanten begingen eminente, ganz unheilbare Thorheiten. Statt, wie ihnen das Ministerium vorschlug, offenen Visirs und mit männlicher Mäßigung vorzugehen, wählte man ein Libell („Dialogues entre un évêque et un curé sur les mariages des protestants"). Dies Ding sollte die Geister vorbereiten, sie stimmen, und zu dem Ende colportirte man es heimlich. Weit gefehlt indeß, daß es seinen Zweck erreichte, versalzte es im Gegentheil die Brühe. Denn die katholische Geistlichkeit wurde darin mit einem Muthwillen behandelt, der sie schlechterdings empören mußte, wäre sie auch nur halb so empfindlich gewesen, als sie von Natur zu sein pflegt.

Die Flugschrift zerfällt in zwei Dialoge. Im ersten legt ein Pfarrer, von Humanität und selbst Religionseifer durchdrungen, seinem Bischofe einen Antrag zu Gunsten der Protestanten mit der Zumuthung vor, ihn vor eine Versammlung des Clerus zu bringen. Dieser weigert sich dessen, weil er eben im Begriff stehe einen Gegenantrag zu machen, obschon er bekennen müsse, daß er sich über die nicht wenigen Protestanten seines Sprengels keineswegs beklagen könne. Da indeß weder mit Bitten noch Drohen noch Streiten bei diesem verstockten Haufen etwas auszurichten sei, bliebe nichts übrig als die Hand von ihnen ab-

zuziehen. Das Aeußerste, was man für sie thun könne, wäre, sie ungekränkt ihrem Schicksale zu überlassen. Dieser Meinung schließt sich der milde Pfarrer nicht an. Er behauptet, die Widerhaarigkeit dieser Leute gründe sich weniger auf ihr Glaubenssystem, von dessen Hinfälligkeit und Nichtigkeit sie selber nur allzusehr überzeugt wären, als auf gerechten Abscheu gegen ein Priesterthum, das die Feuerbrände der Verfolgung wider sie schüre. Es liege demnach der Geistlichkeit ob, diesen Vorwurf zu beseitigen, indem sie sich selber dafür verwende, daß den Protestanten alle bürgerliche Rechte eingeräumt würden. Nun mustert er die Gründe, welche Religion und Kirche entgegensetzen möchten, und beweist, daß der angerathene Schritt weder die eine noch die andere beeinträchtige. Hierauf erhebt der Bischof alle vom Fanatismus nur irgend ersinnbaren Einwände, die aber der Pfarrer so zerstäubt, daß der Bischof verstummen muß. Im zweiten Dialoge theilt der letztere, der gerade aus der Versammlung des hohen Clerus kommt, dem andern mit, daß man sich seinem Ansinnen widersetze, weil es 1) die bischöflichen Rechte untergraben würde; weil es 2) zum allgemeinen Aergerniß gereichen müsse, wenn diejenigen, auf welche der Bestand des Staats gestützt wäre, einer demselben höchst gefährlichen und bereits allzuzahlreichen Secte eine legale Consistenz verschaffen wollten; „die Jesuiten," spricht er, „sind so eben abgeschafft, und wir sollten Ketzer dafür einsetzen?" 3) weil es dem Unglauben Thür und Thor öffne und die wahre Heerde der schlimmsten Versuchung aussetze; 4) weil bei der Menge der Protestanten zu befürchten sei, sie könnten bald die Oberhand gewinnen und aus Geduldeten Unterdrücker werden. Hierauf versetzt der Pfarrer: der erste Einwand sei nichtig, denn es handele sich nicht um den Gottesdienst, sondern um bürgerliche Rechte; der Vergleich mit den Jesuiten sei ein schiefer, denn diese wären als Aufrührer, Königsmörder, Giftmischer, Betrüger u. dgl. weder zu theologischen noch bürgerlichen Rechten fähig. Noch

unbedeutender sei das dritte Bedenken, denn die Ketzerei der Calvinisten sei ungefährlich, nehme täglich in sich selbst ab; fern davon dogmatisirend zu sein, stelle diese Secte die politische Tugend über die religiöse; es wäre zu wetten, daß wenn man ihren Glauben frei gebe, in zwei Jahrhunderten kein Calvinist mehr auf der ganzen Erde existire; bei den jetzigen Fortschritten der Philosophie könne sich neben dem Katholicismus kein einziges Glaubensbekenntniß erhalten. Mit einem Worte: die Calvinisten scheuten mehr die Hierarchie als das Dogma, mehr die Pfaffen als den Glauben. Er endigt seine Argumente mit dem Hinweis, politische wie menschliche Gerechtigkeit erheischten die Einräumung eines gesetzmäßigen Daseins für die Protestanten, Zulassung derselben zum Genuß aller bürgerlichen Rechte.

Doch noch mehr. Sobald das Gerücht von der bevorstehenden Unterhandlung in die Provinzen drang, übernahmen sich die Protestanten aller Orten. Freudetrunken jubelten sie wie Sclaven beim Rufe der Freiheit laut auf, und es entstand eine Gährung unter ihnen, welche alle rechtgläubige Frömmler und Schwachköpfe in Angst setzte.

Natürlich benutzten die Feinde der guten Sache den Umstand, dem Hofe und dem Clerus Argwohn einzuflößen. Nun sieht man, riefen sie, welche Folgen daraus erwachsen müssen, wie wenig sich diese Leute in den Schranken zu halten vermögen!

Der verfrühte Jubel wurde den Protestanten zum Verbrechen gemacht, und sofort standen einige theologische Klopffechter auf, unter andern der eben so gelehrte als glaubenswüthige Abbé Thierry, um im rechten Augenblicke der schwankenden Wage in der Versammlung der französischen Prälaten den erwünschten Druck zu geben. Sie verstanden es die Kirchenväter bei ihren schwächsten Seiten zu erfassen, und einstimmig lehnten sie jede Handleistung in der Angelegenheit der Protestanten ab. Ja, einer der erbittertsten Gegner, der Erzbischof von Vienne, verfasste eine zorn=

sprühende Diatribe, worin er seine Amtsbrüder zu gemeinsamem Vorgehen aufforderte; denn weit entfernt, daß die Zeitumstände Mäßigung anriethen, heischten Religion und Politik im Gegentheile das Joch der Protestanten zu erschweren, sie jedweder bürgerlichen Existenz zu berauben, ihnen ihre Kinder zu entreißen, ihre Testamente zu vernichten, alle gegen sie ergangene Edicte wüthen zu lassen, und überhaupt Alles zur Vertilgung dieser meuterischen Race aufzubieten.

Kaum vermochten es ihre Gönner, daß diese Schrift nicht in das Zimmer des Königs gelange und die Kraft eines Actenstücks erhalte.

Die Sache des Protestantismus schien völlig verloren zu sein. Einige Schritte bei dem allvermögenden Maurepas fanden kein anderes Resultat als: „man müsse sich lediglich auf des Königs Weisheit verlassen."

Inzwischen führte das Schicksal einen neuen Krieg herbei (1778). Der Krieg schien den Protestanten in Frankreich immer gewogen zu sein. Zum zweitenmal interessirte man sich für sie im Staatsrath.

Diesmal war es ein Quäker, dem sie ihr Heil zu danken haben sollten. Franklin löste den Herzog von Choiseul in der Anwaltschaft für sie ab. Er insinuirte dem Ministerium, bei obwaltenden Umständen, wo Amerika, verbunden mit Frankreich, seine Unabhängigkeit durchzusetzen suche, könne dieser neue Staat leicht ein Asyl für unterdrückte Religionen werden und eine Auswanderung veranlassen, welche, indem sie die zum Nachdruck der Operationen nöthigen Bevölkerungs- und Geldkräfte schwächte, beiden vereinigten Staaten verdrüßlich werden dürfte.

Diese Ansicht unterstützte Necker, ein geborner Beschützer des Protestantismus, mit aller Energie des Staatsmannes und Menschenfreundes. Er machte dem Hof begreiflich, daß durch fortgesetzte Unterjochung der Hugenotten das Reich seine Entvölkerungsquelle selber grabe. Er lenkte

den Blick des Staatsraths auf die Geldmasse, welche die Protestanten im Umlauf erhielten, auf die von ihnen betriebenen Manufakturen und Handelsgeschäfte, auf die Intriguen des britischen Parlaments, sie zur Flucht zu bewegen und ihnen, auf diese oder jene Kosten, Besitzstände anzuweisen: Hindeutungen, die allzu einleuchtend und allzu prägnant waren, um sich ihnen zu verschließen.

Das Cabinet setzte das Parlament in Bewegung. Zwei Räthe, Herr von Epremesnil und Dionys Dufejour, der eine ein ebenso beliebter Mann als hinreißender Redner, der andere ein kühler aber scharfsinniger Kopf, beide ehrgeizige Patrioten, wurden unter der Hand gestimmt, die Motion von der Nothwendigkeit der Wiederherstellung der Protestanten vor den öffentlichen Nationalsenat zu bringen. Nebenbei ermangelten die Betreffenden nicht, einige ihrer gewöhnlichen Raketen steigen zu lassen. In zwei Flugschriften („Dialogue sur l'état civil des Protestants en France“ und „Reflexions d'un citoyen catholique sur les lois de France relatives aux Protestants“), welche heimlich circulirten, suchten sie das Publicum für sich zu erwärmen und seine Stimme zu gewinnen.

Beide, dermalen sehr selten, sind Meisterstücke in ihrer Art. Die erstere vornehmlich verdient einen gewissen Auszug. Die darin Redenden sind ein katholischer Pfarrer, ein Parlamentspräsident und ein Mitglied des Conseils. Der Pfarrer nimmt Partei für die Protestanten, der Präsident widerspricht ihm, der Staatsrath vergleicht beider Meinungen und entscheidet. Diese feine Anlage ist ebenso trefflich durchgeführt. Der Pfarrer behauptet, die Duldung der Protestanten beeinträchtige nicht nur weder Staat noch Kirche, erwerbe dem ersteren vielmehr Ruhm und materiellen Nutzen. Dies vermeintliche Paradoxon empört den Präsidenten. Jeden Franzosen, sagt er, der sein Vaterland liebe und dessen Geschichte kenne, müsse eine so absonderliche Ansicht mit Abscheu erfüllen. Eine ketzerische Secte

vertheidigen sei im Munde eines Bürgers Ignoranz, im Munde eines Priesters Blasphemie. Die Sicherheit des Staates könne mit ihr nimmer bestehen. Diese Maximen legt dann der Staatsrath auf den Probirstein der gesunden Vernunft, und vereinigt sie durch eine simple Unterscheidung. Es handele sich nicht mehr um die Protestanten des 15. und 16. Jahrhunderts, sondern um die heutigen. Was einst ein Staatsgebrechen gewesen sein könnte, dürfte sich gegenwärtig als heilsame Veranstaltung erweisen. Zu den vorzüglichsten Stellen der Brochüre gehört folgende: „Lange ward Frankreich von dem wahnwitzigen Grundsatz, über die Gewissen herrschen zu wollen, tyrannisirt. Die reinste aller Religionen, deren Symbol Duldung und Friede ist, besudelte sich durch Blutgerichte. Das schönste aller Länder sah man von Galgen, Rad und Scheiterhaufen übersäet. Welcher Franzose vermag ohne Abscheu einen Blick auf jenes ununterbrochene Gemetzel, von dem Aufruhre zu Amboise an bis zur Belagerung von Rochelle, werfen, auf jene bluttriefenden Jahrhunderte vom ersten Massacre bei Merindol an bis auf jene in den Sevennen; auf jene empörenden Henkergrausamkeiten von der Hinrichtung Anne du Bourg's an bis auf die des Predigers Chamier; auf jene Menge Meuchelmorde, welche, während eines kurzen Waffenstillstandes, die Regierung nöthigten über viertausend Pardonscheine auszufertigen! In einem Zeitraum von nicht mehr als zwanzig Jahren verlor Frankreich zwei Könige durch den Dolch des Fanatismus! Heinrich der Große ward das Opfer desselben mitten unter den Anstrengungen, sein Volk auf den Gipfel des Glücks zu heben. Keine Stadt giebt es in Frankreich, welche nicht die Brandmale ihrer Intoleranz aufzeigen könnte, keine Straße darin, die nicht von Bürgerblut überrieselte, kein Haus, das nicht einen Märtyrer in seinem Stammbaum hätte. Freilich haben wir solche Scenen nimmer zu befürchten, Dank der Erleuchtung unseres Zeitalters! Die Schandthaten, womit der Jesui-

tismus die Regierung des schwachen Ludwig XIV. bezeichnete, werden sich nimmer erneuern. Noch aber schmachten die Protestanten unter dem Drucke der Unduldsamkeit; immer noch werden die Erben der Hugenotten von denselben grausamen Gesetzen verfolgt, welche jene Mordbrände einem Monarchen einflüsterten, der besserer Rathgeber würdig schien. Wie lange soll es dauern? Werden wir uns noch gegen das Beispiel sträuben, das eine ihrer Frömmigkeit und ihres Religionseifers halber berühmte Regentin (Maria Theresia) uns giebt? Werden wir unsre Obrigkeiten selber über die Pflicht, grausame und sinnlose Gesetze durchführen zu müssen, ewig seufzen lassen? Werden wir der Stimme der Patrioten wie Derjenigen, welche ihre Brüder in ihre Mitte und zum Genuß natürlicher und bürgerlicher Rechte zurückbegehren, nie Gehör gewähren? Soll die Hefe des Jesuitismus mehr vermögen als die Nation? Sollen ehrenwerthe Bürger unter der Regierung Ludwig XVI. weder Väter noch Ehemänner sein können, weil der Jesuit Lainez bei dem unter Karl IX. zu Poissy stattgefundenen Colloquium behauptet hat, die Ketzer seien Wölfe und Füchse? Mit einem Worte, soll die Wunde, welche die Jesuiten der Nation schlugen, sich nach ihrem Falle verewigen?" Nun tritt der Autor, oder vielmehr der Pfarrer, den er reden läßt, näher an seinen Stoff. Die Verordnung Ludwig XV. vom 14. Mai 1724, die Religion betreffend (so ist sie rubricirt), hat man zum Ausgangspunkte in diesem Zweige der französischen Rechtspflege genommen. Diese Verordnung aber, heißt es weiter, ist nichts als die aufgewärmte Sammlung und Zusammenstellung aller seit Ludwig XIV. gegen die Protestanten erlassenen Gesetze, und das ganze System dieser odiösen Gesetzgebung fällt mithin auf die beiden Jesuiten La Chaise und Le Tellier. Zuerst verbietet sie alle Versammlungen der Reformirten bei lebenslänglicher Galeerenstrafe für die Männer, bei lebenslänglichem Zuchthause für die Frauen, für Diejenigen aber, welche bewaffnet dabei

betroffen würden, bei Todesstrafe durch den Strang. Hier bemerkt der Präsident, daß die Regierung zu diesen violenten Mitteln durch die Vorsicht genöthigt worden sei, Aufrührern, welche von dem Gelde und den Flotten der Engländer und Holländer unterstützt gefährlich werden konnten, den Muth zu benehmen. Der Pfarrer indeß versetzt, daß diese Umstände 1724 nicht mehr vorhanden waren, und es mithin unverantwortlich gewesen sei, einen solchen Paragraphen in die neue Verordnung hinüberzunehmen, friedliche Bürger nach einer sechszigjährigen Probe des Gehorsams und der Unterthanentreue noch legaliter für dieselben anzusehen, die ihre Voreltern waren, unverantwortliche Grausamkeit, einen Adel, der sein Blut für's Vaterland täglich verspritze, Bürger, die ihm ihr Geld und ihren Gewerbefleiß darbrächten, um eines Phantoms willen zu verfolgen. Zum zweiten verdammt jene Verordnung alle protestantische Geistliche zum Tode, Diejenigen aber, die ihnen zur Flucht behilflich sind oder Aufenthalt gewähren, zur Schanzarbeit. Unmöglich, sagt der Pfarrer, kann irgend ein verständiger Katholik jenen fremden Priester als Verbrecher betrachten, der seiner Gemeine die Lehren ihrer Secte vorträgt. Allein man soll ihm Waid und Wasser aufkünden, man soll die Thüren vor ihm verschließen. Lasst uns in den Familien unsers alten biderben Adels, jener Paladine umfragen, denen die Rechte der Gastfreundschaft und des angerufenen Beistandes hochheilig waren, ob einer ihrer Ahnherren ein solches Gesetz respectirt haben würde; lasst uns sie fragen, ob einer von ihnen sein ritterliches Blut so sehr zu verleugnen wüßte, um einen Menschen, der unter seinem Dache Zuflucht suchen sollte, der Behörde auszuliefern! Welch' ruchlose Wuth, einen Menschen, der sich mit Lebensgefahr bemüht, seine Brüder zu unterrichten, auf das Schaffot zu schleppen! Ein Krebs in der Gesetzgebung, gefräßiger als irgend einer, ist's, Diejenigen mit Infamie zu belegen, welche sich die öffentliche Achtung erwerben. Ein Anhang

zu diesem Paragraphen befiehlt, daß ein sterbender Protestant, der sich öffentlich zu seinem Glauben bekennt und darauf sterben will, demselben Gesetze unterworfen werde. Stirbt er, so soll ihm der Prozeß nach dem Tode gemacht werden; gesundet er, soll er lebenslänglich auf die Galeere. Weiter, man muß es bekennen, kann sich wol der Unsinn nicht versteigen. Denn was versteht man unter dem Prozesse nach dem Tode anders als Einziehung seines Nachlasses und Verweigerung ehrlichen Begräbnisses? Unverschuldete, vielleicht noch ungeborne Kinder sollen also für den Irrthum ihres Erzeugers büßen? Und was die Entehrung des Leichnams betrifft, so ist sie noch alberner als grausam, denn jede legale Infamie erhält ihre Wirkung erst durch die Zustimmung des Volks. Drei fernere Paragraphen auferlegen den Protestanten, ihre Kinder in katholische Schulanstalten zu schicken. Das Gesetz will sie also der natürlichen Pflicht berauben, ihre Kinder zu erziehen! Was folgt daraus? Die unglücklichen Väter scheuen die Unwissenheit und Bigoterie der Erzieher. Sie haben Beispiele, daß die Herzen der Kinder verderbt, ja gegen ihre Eltern empört wurden, daß eins der ersten Gesetze der Natur und christlichen Moral: Ehret Eure Eltern! in ihnen ausgelöscht worden. Sie kennen Fälle, wo eine unschuldige Tochter als Opfer eines hochwürdigen Priaps fiel, und andere, wo tugendhafte Mädchen, die sich dem Laster widersetzten, heimlich aufgehoben und in ein Kloster gesteckt wurden. Kurz, sie sehen Verbrechen aller Art unter der Larve der Heuchelei und des Fanatismus herrschen. Sie ergreifen daher lieber das einzige Mittel, das ihnen übrig geblieben: sie entfernen ihre Kinder, ein Mittel, das dem Staate wie der Kirche gleich nachtheilig ist, indem es ihnen ein Glied entzieht. Die Ehen der Protestanten berührt der achte Paragraph. Nach solchem sind sie civiliter null. Protestanten können nicht anders giltig getraut werden, als vor einem katholischen Altar. Sie haben also blos die Wahl

zwischen zwei Dingen, entweder nach ihrem Begriffe ein Sacrilegium zu begehen, oder außereheliche Kinder zu erzeugen, denn Sprossen einer in deserto entstandenen Ehe gelten als Bastarde und sind mithin der Kindschaft unfähig, das heißt erblos. Ausgeschlossen von allen bürgerlichen und Staatsämtern sind die Protestanten laut § 12, ja sogar vom Betriebe einer Anzahl Künste und Handwerke. Protestantische Offiziere dürfen nie einen Orden tragen. Studirende dieses Glaubens können weder einen Grad in einer Facultät erwerben, noch Wundärzte, Apotheker oder Geburtshelfer werden. Man darf weder Buchdrucker noch Buchhändler in Frankreich sein ohne das Oremus zu kennen. Alle erdenkliche Notare, Advocaten, Procuratoren, das ganze unermeßliche Heer der Schreiber muß zur Messe gehen, wenn es die Feder ungestraft in französische Tinte tauchen will. Mit einem Wort, jedes Privilegium, jeder öffentliche Genuß, Alles, was Geld oder Ehre bringt, ist den Söhnen Calvin's versagt. — Je mehr die Religion verfolgt wird, desto mehr muß sie abnehmen. Ketzerei aber und Unreligion leiden dabei nichts, sie ziehen sich nur immer mehr in's Verborgene zurück. Dort, wo die Inquisition thront, existiren die meisten Gottesleugner und Sodomiten. Ueberall, wo keine Freiheit des Cultus ist, nimmt der Deismus überhand: im Lande der Duldung giebt's blos Christen. Wollt ihr durchaus bekehren, so verbessert eure Lehrsätze, ändert das Leben der Priester, theilt Almosen gleichmäßig aus, unterrichtet ohne Zwang und Bitterkeit, einzig durch Ueberzeugung und Beispiel. So wird sich die Bekehrung von selbst ergeben, ja sie wird reißende Fortschritte machen. Andererseits, was wagt der Staat bei der Anerkennung der Protestanten? Sie sind nicht mehr die Protestanten bei Jarnac und Montcontour, ebensowenig als wir noch die Franzosen der Bartholomäusnacht und der Ligue sind. Friedliche, emsige, aufgeklärte Bürger, die ein halbhundertjähriges Zeugniß ihrer Tugend und ihres Gehorsams be-

sitzen, das sind die Protestanten. Räumt die Guillaume-Rose, die Cardinäle von Lothringen, die von Tournon, die Montgaillards, die Bourgoins und Guignards aus dem Wege, so werdet ihr auch keine Colignys und keine Cavaliers mehr haben. Gesetzt indessen, die Protestanten des achtzehnten Jahrhunderts könnten jemals in den Geist ihrer Ahnherren zurückverfallen, so würde das dennoch, bei der veränderten Polizei des Staats, bei der von innen und außen verstärkten Sicherheit und Festigkeit des Throns, immer höchst ungefährlich sein. Zuletzt führt der Anwalt der Hugenotten noch einen evidenten Beweis ihrer Vaterlandsliebe an, nämlich die Beharrlichkeit, womit sie seit Jahrhunderten auch in der Fremde an ihrer Muttersprache festgehalten hätten.

Wie kam es nun, daß die vom Cabinet eingesetzte Feder versagte?

Der Zunftgeist ist ebenso störrisch, so intolerant als der Clerus. Man kann billigdenkend und aufgeklärt sein, wenn man selbständig ist; sobald man aber inmitten einer Körperschaft zu Rathe sitzt, hört das Selbstgefühl auf, man ist an ein Symbol gebunden. So wie sich die Menschen in Zünfte begeben, verengt sich ihr Geist, sagt Montesquieu, der es wissen mußte. Dies Symbol will, daß ein Mann, der von der Begründung einer Sache für sich überzeugt ist, gegen dieselbe stimmen muß, weil er weiß, daß es Herkommens ist. Vermöge dieses Herkommens wird der schönste Entwurf rückgängig, denn die Verbindung erfordert, jede abweichende Wahrheit zu bestreiten oder mit Schweigen zu übergehen, jede Wahrheit, welche dem collegialischen Interesse entgegen steht, das heißt dem Schlendrian.

Jenes Ungeheuer, der esprit de corps tyrannisirte vornehmlich die französische Magistratur. Er war's, der jede Neuerung haßte, jede Verbesserung scheel betrachtete. Ohne Ueberlegung, ohne Gnade verwarf er Alles, was wahr, auszeichnend, ungewöhnlich. In ihm fanden Herkommen und Mißbräuche einen gebornen Vertheidiger.

Sobald daher die Angelegenheit der Protestanten im Parlamente zum Vortrag kam, erwachte die Chikane, das Steckenpferd der Schlendriansknechte. Sie erklärte durch ihr Organ, den Generaladvocaten: nachdem das Parlament noch nie über lediglich geistliche Fragen von der Regierung zu Rathe gezogen worden und es wider dessen Observanz laufe, sich mit dergleichen Vorwürfen zu befassen, wäre es jetzt gerade, wo der Gerichtshof ohnehin mit der Krone über den Umfang seiner Jurisdiction überworfen sei, mithin Alles vermieden werden müsse, das Parlament zu compromittiren, um so unthunlicher sich in die beregte Sache zu mischen.

Dieser Merkschuß reichte hin die geistlichen Räthe des Parlaments zu ermuthigen. Es wäre doch auch gar zu grausam, fügten diese hinzu, dem französischen Clerus, dessen Verdienste man nicht leugnen könne, einen Herzstoß durch den Sieg seiner unversöhnlichsten Feinde zu versetzen, zumal in einem Augenblicke, wo er gerade in der Absicht versammelt wäre dem Staate beizuspringen und seine Schätze ihm zu opfern.

Mehr bedurfte es nicht. Einstimmig ward der Antrag für die Protestanten aus formellen Gründen abgelehnt.

Das Ministerium hingegen war doch zu fein, um sich zum Dupe eines Corps Perücken machen zu lassen. Wie es die Wendung der Protestantenfrage merkte, eilte es der Unannehmlichkeit sich compromittirt zu sehen zuvorzukommen. Der König beschied den ersten Präsidenten des Parlaments zu sich und eröffnete ihm: Da er vernommen, daß sich das Parlament mit einer Berathung über die Wiederherstellung der Protestanten beschäftige, erachte er es für dienlich ihm wissen zu lassen, daß er, so sehr es auch in seinem persönlichen Wunsche liege, die günstige Stunde zur Ausführung jenes Vorhabens noch nicht gekommen sehe, weshalb sich das Parlament bedeuten lassen wolle, alle weiteren Verhandlungen darüber abzubrechen.

Diesen königlichen Willen verkündete der erste Präsident dem Collegium am 15. Dezember 1778.

Einer von den Räthen, dessen Herz eben so groß war als sein Kopf erleuchtet, Herr von Bretignieires, erhob sich zwar, um einen Protest voll Pathos gegen die unaufhörliche Vertagung einer der allerdringlichsten und tiefsteinschneidenden Fragen zu erheben, aber mitten in seinen Ergießungen schnitt ihm der erste Präsident das Wort ab, und die Stimmenmehrheit entschied: das Parlament sei dermalen nicht in der Lage, die Sache der Protestanten zu seinem Erkenntniß zu ziehen, sondern wäre lediglich der Weisheit des Königs anheimzustellen.

So entwickelte sich die zweite Katastrophe in der neuern Geschichte des Protestantismus in Frankreich.

IX.

Zur Geschichte des französischen Finanzministeriums.

Wenn ich an die Convulsionen Frankreichs denke, finde ich einen Theil der erklärenden Ursachen in den Biographien seiner Finanzminister.

Man sehe, ob ich recht habe. Hier der Extract, den ich daraus entworfen.

Heinrich IV. fand bei seiner Thronbesteigung keinen rothen Heller im Schatz. Er hatte einen Krieg gegen Spanien vor sich, aber dazu fehlte ihm Alles außer ihm selber. In dieser kritischen Lage wäre der Staat verloren gewesen, wenn sich der Adel nicht abgeschätzt hätte um den König zu unterstützen. Groß und Klein lief herbei seine Börsen auszuschütten.

Heinrich starb nach einer Regierung von kaum 21 Jahren und hinterließ: Für 12 Millionen neue Domainen; 800,650,000 Livres eingelöste Staatsobligationen; 6 neuangelegte Festungen; angefüllte Arsenale, Magazine und Paläste, den Anfang zu einer Flotte, einen Kronschmuck, ein reiches Tafelservice und 20 Millionen baares Geld in den Kisten der Bastille. Das geschah unter dem Ministerium Sully's, des Mannes, von welchem Heinrich sagte: „Vormals verwalteten Fachmänner den Schatz, und doch war er leer; ich setzte einen Ignoranten darüber, und er gedieh."

Auf Sully folgte Richelieu, der Alleinmann. Unter dessen Regentschaft strömte mehr Geld zusammen, als seit dem Ursprunge der französischen Monarchie insgesammt. In einem einzigen Jahre, 1620, betrug die Staatseinnahme 120 Millionen. Allein Richelieu war ein Tyrann im vollendetsten Sinne. Er nahm wo er wollte, und gab wohin es ihm beliebte. Um Alles, in und außer dem Reiche

zu corrumpiren, trieb er die Verschwendung in's Unsinnige. Bei seinem Tode, 1642, sah man den Schatz Heinrich IV., 3600 Millionen Einkünfte durchgebracht, und den Staat mit 280 Millionen Schulden belastet. Der Ruhm dieses Ministers kostete also Frankreich in 32 Jahren nicht weniger denn ungefähr 10,000 Millionen Livres.

Nach ihm kam sein Schüler Emery. Sein Sprüchwort lautete: Frankreich über Alles! Demgemäß setzte er das Schinden, Leihen und Durchbringen fort. Die Königin-Mutter hatte sich Creaturen zu machen, die Prinzen von Geblüt hatten sich welche zu machen, und der Finanzminister hatte auch die seinigen. Das Geld hatte also tausend Mauselöcher.

Mazarin übernahm den Seckel und spielte Aesop's Fleischerhund. Da er sah, daß die Königin-Mutter, die Prinzen von Orleans und Condé wie die Räubereien der Beamten unersättlich waren, setzte er den Korb nieder und nahm flugs sein Theil an der Beute. Nun geht's so toll zu, daß sich das Volk zum drittenmal empört, der König aus Mangel genöthigt ist mit der Königin die Residenz zu verlassen und auf's Land zu ziehen. Im Kriege mit den Spaniern läuft die Armee nackt und lebt blos vom Almosen des Feindes.

Am besten treibt es Fouquet. Er sieht das französische Reich als seine Domaine an, den König aber als seinen Pensionair.

Nun erweckt der Genius Frankreichs Colbert. Dieser Wundermann stellt Alles wieder her, schafft eine neue geregelte Finanzwirthschaft, erhebt Ludwig XIV. zum reichsten Monarchen und Frankreich zum Gesetzgeber Europa's. Vermöge seines Systems zog der Schatz während der 72jährigen Regierung dieses Königs Achtzehn Milliarden. Rechnet man hiezu die Schulden, welche sich bei seinem Tode vorfanden (2062,138,000 Livres), so vergeudete Ludwig XIV. eine Summe, welche Niemand abredig machen wird, daß er ein unnachahmlicher Herrscher war.

Zur Charakteristik Pelletier I. ist es genug sich zu erinnern, daß unter sein Ministerium der schöne Finanzstreich der Widerrufung des Edicts von Nantes gehört.

Pont=Chartrain, ein großer Rechtsgelehrter, aber unfähig zu einem richtigen Calcul, versetzte dem Colbert-schen Systeme den ersten Stoß durch die Stempeltaxe, welche er auf die Manufacturen legte.

Chamillard ward gegen seine Neigung Finanzminister, und er rechtfertigte denn auch die Meinung, gar keinen Beruf dazu zu haben, durch vollständige Lässigkeit und Unordnung.

Desmarets, der gescheidteste Kopf nach Colbert, übernahm das Finanzwesen, als es den bejammernswerthesten Zustand erreicht hatte. Ihm gelang jedoch ein Meisterstreich durch Einführung sogenannter Schatzkammerbillets. Wirklich gewann der schwindsüchtige Staatskörper auf einen Augenblick neues Leben. Die Lobrede dieses Ministers, eines wahren Finanzgenies, concentrirt sich in dem Einen Zuge: er verwaltete das Finanzwesen am Ende der Lebenszeit Ludwig XIV., folglich in einer der größten Krisen, worin der Staat jemals schwebte.

Orleans, der Regent, trat in die unheilbarste Situation ein. Drei Mittel schienen sich ihm darzubieten, die Monarchie aus der Verzweiflung zu befreien: eine Generalliquidation aller Schulden, um einen Nachlaß zu bewirken; eine General=Revision aller Beamten, um durch Strafen, Ersatzleistungen, Confiscationen u. dgl. etwas aufzubringen; und der Universal=Staatsbankrott. Das Verhängniß hatte aber beschlossen, daß keines dieser Mittel etwas taugen, der Staat vielmehr von einem elenden Projecte zum andern taumeln sollte. Die General=Revision begann, allein die Kosten derselben betrugen weit mehr als der Gewinn. Die Liquidation begann, aber in demselben Augenblicke kamen noch mehr Schulden zum Vorschein, als man kannte und ahnte; es war hohe Zeit sie ohne Weiteres abzubrechen.

Jetzt erschien Law mit seinem Mississippihandel, ein Mensch, dessen Leben nichts als ein Räthsel war. Nicht so sein Kopf. Es ist unleugbar, daß er eines der größten und speculativsten Genie's der Handelspolitik gewesen, welche die Erde jemals getragen, und daß er bei einer gewissen Beschränkung seiner Projecte, wozu freilich weder der Geist des Regenten noch die Lebhaftigkeit des französischen Nationalcharakters angethan waren, vielleicht wahre Wunder bewirkt hätte. Aber man trieb die Speculation auf die unsinnigste Höhe, und so entstand eine Verwirrung, welche den Staat wo möglich noch tiefer in's Elend stürzte.

Desforts sollte dem Patienten helfen, starb jedoch zu seinem Glücke selbst darüber.

Pelletier II., sein Nachfolger, griff sich über Vermögen an, bewirkte aber nichts.

Von Dodun weiß man nur einen einzigen Zug, denn er starb zu früh, dieser Zug sagt jedoch Alles: er rieth dem Regenten als einziges Heil Law's Zurückberufung an. In der That, ein erleuchteter, ein grandioser Gedanke! Warum genossen Holland, Genua und England so sichtbare, so glänzende Früchte seines Systems? Weil man es geregelt betrieb. Nur eine Verkettung fremder Einflüsse und politischer Fehler, die beide ganz leicht zu vermeiden waren, verdarb Law's System in Frankreich.

Pelletier III. „lebte, nahm ein Weib und starb."

Orry kann als Nachbild Sully's gelten, das heißt, er besaß genau die zu seinem Berufe erforderlichen Eigenschaften: Redlichkeit, Uneigennützigkeit, Sparsamkeit, Unbeugsamkeit, eisernen Fleiß und Volksliebe. Er war auf dem Punkte seine Sache an der rechten Stelle anzufassen, bei der Verminderung der Steuern und einer neuen Organisation der Beamtenarmee, als der Krieg mit Deutschland (1733) Alles unterbrach. Orry war der rechte Arzt, dem Kranken zu helfen, ein der Nation gleichsam vom Himmel entsandter Engel, aber eben deswegen durfte ihm nichts gelingen. Neid,

Chikane, Kabale, mit einem Worte der Dämon des französischen Hofs erschwerte ihm das Leben genug, um seinen Dienst niederzulegen. Er verlangte seinen Abschied mit Würde und erhielt ihn mit Eifer.

Machault that sich durch drei Stücke hervor, erstlich durch eine neue Operation die Geistlichkeit zu schröpfen, zweitens durch die Errichtung der Ecole militaire, drittens durch einen Steuernachlaß für unvermögende Restanten. Das Erstere war aber nichts als die Abkochung eines Fisches in einer andern Brühe; das Zweite ein Act der Selbstliebe und Eitelkeit des Ministers; das Dritte ein opus operatum, denn bei insolventen Schuldnern ergiebt sich der Nachlaß von selbst. Mild beurtheilt war Machault ein glücklicher Charlatan.

Seychelles, der ihm folgte, eröffnete seine Laufbahn mit einem Meisterstück, indem er den Getreidehandel frei gab. Aber er starb allzufrüh.

Von Moras weiß die Geschichte nichts, als daß er Generalcontroleur der Finanzen war.

Silhouette amtirte nur zwei Monate und fiel lediglich durch Kabale. Er war ein Mann von hervorragendem Talent, großartigen Plänen, genau unterrichtet von allen Theilen des Finanzwesens und vom schärfsten Einblick in alle bisher begangenen Fehler.

Bertin handelte als Geschöpf und Sclave der königlichen Maitresse.

L'Averdy war ein Dummkopf im ganzen Umfange des Worts.

Invau der beiden vorigen würdiger Nachfolger.

Terray aber! C'en est trop!

X.

Zur Geschichte der französischen Marine.

Man irrt sich, wenn man glaubt, Ludwig XIV. habe sich entschlossen Frankreich eine Marine zu geben, um seinem Ehrgeize ein neues Relief zuzufügen. Noch weniger, um vor Genua Parade zu machen oder einen Ritterschaftsstreich an den Algierern zu zeigen.

Die Errichtung eines Seewesens in Frankreich war die alleinige Folge eines politischen Bedürfnisses und einer der durchdachtesten und größten Züge im Plane Colbert's.

Kaum hatte dieser große Staatsmann erkannt, daß zur Unterstützung der Eroberungen Ludwig XIV. zu Lande und zur Erreichung der Absichten, mit denen er sich im Interesse des Handels trug, eine Seemacht erforderlich wäre, empfand er auch alle mit einem so wichtigen Entwurfe verknüpften Schwierigkeiten. Er sah ein, daß die Ausführung desselben nicht ohne besondere Mittel möglich sei, und es allzuschwer fallen dürfte, neben den großen Landarmeen eine Flotte zu schaffen, wofern nicht eine außerordentliche Regel der Oekonomie zu Grunde gelegt würde.

Er hatte die englischen, holländischen und spanischen Flotten vor Augen; diese aber waren nicht die Muster, welche er gebrauchen konnte. Indem er namentlich auch das Blut des französischen Adels berücksichtigte, dessen Regungen Ehrgeiz, kriegerischer Ruhm und Thatendurst waren, begriff er, wie wenig derselbe zum Nebendepartement des Seewesens, zum Schiffsbau, Magazinverwaltung, Proviantwesen u. dgl., kurz zu jenen stillen und friedlichen Details zu bewegen sein würde, welche den innern Theil im Seedienst und die wichtigste Hälfte desselben ausmachen, aber ein speculatives und ruhiges Naturell erfordern.

Zufolge dieser Berücksichtigung brachte er in sein System zwei Abtheilungen: die militairische und das Kanzleifach, oder wie man sie kurzweg nannte: „L'Epée et la Plume“. Die erste bestimmte er blos zu den Unternehmungen zur See, die andere blos der Oekonomie. Und um den Aufwand dieser Einrichtung mit der möglichsten Sparsamkeit zu verbinden, setzte er die Besoldungen ziemlich niedrig an, führte dagegen aber mancherlei äußere Auszeichnungen ein, welche, wie er die Franzosen kannte, in vielen Fällen von gleicher Wirkung waren als Geld, z. B. die Ertheilung des hohen St. Ludwigsorden, die Gründung einer besondern Akademie u. s. f.

Je mehr Schwierigkeiten ihm nun die Besetzung des Departements der „Feder“ machte, und je mehr er überzeugt war, daß dies die Seele des Marinewesens sei, um so mehr nahm er darauf Bedacht, es zu bevorzugen. Er setzte es deshalb nicht blos in vollständige Unabhängigkeit von der militairischen Abtheilung, sondern führte auch die gleichen äußern Auszeichnungen und dieselben Vorschriften des Avancements ein.

Das Departement der „Feder“ zerfiel in sieben Büreaus: 1) Anfänger (Elèves), welche erst unter dem Ministerium Maurepas (1746) zu einer Besoldung gelangten, während sie unter Colbert bis zum Aufrücken in die nächste Klasse aus eigenen Mitteln dienen mußten; 2) Officianten (Ecrivains); 3) Oberbeamte (Ecrivains principaux); 4) Commissare (Commissaires ordinaires); 5) Obercommissare (Commissaires generaux); 6) Oberverwalter (Intendants) und 7) Minister (Conseiller d'Etat). Man war verbunden in der ersten Klasse zu beginnen, hatte aber die Aussicht selbst zum Minister aufzusteigen.

Diese Rangleiter stand in Uebereinstimmung mit der militairischen: der Eleve hatte den Grad eines Marinegardisten; der Officiant den des Fähndrichs; der Oberbeamte den des Schiffslieutenants; der Commissar den des Capitains; der Obercommissar den des Geschwader-Chefs; der

Intendant den eines Generallieutenants. Der „Feder“ waren auch alle militairischen Ehren zu erweisen, bei Leichenbegängnissen aus dem ersten und zweiten Grade Infanteriebegleitung, aus den übrigen Graden Infanterie- und Artilleriebegleitung angeordnet. In der Berathung einiger Angelegenheiten, z. B. in allen Coloniesachen, führte das Departement der „Feder“ den Vorsitz. Zu seinem Ressort gehörten die einheimischen Bedürfnisse der Flotte, Ankauf, Bauwesen, Ausrüstung, Rechnungswesen, Beaufsichtigung in den Häfen, kurz alle Angelegenheiten bis zum Auslaufen eines Schiffes. Das Militairdepartement hingegen hatte die Expedition, den Seedienst, die Beaufsichtigung und Direction, so lange sich ein Schiff auf dem Cours befand, außerdem aber die Controle über Führung und Rechnung des ihm zuertheilten Beamten von der Feder.

Es schien also, als ob das Militairdepartement in einer Hinsicht Vorrang genösse, und es konnte nicht fehlen, daß deshalb Uneinigkeiten und Eifersüchteleien entstanden. Sie wurden aber immer durch die Klugheit der Minister und vornehmlich jenen Geist der Ehrliebe, des Diensteifers und des Patriotismus, der den französischen Seehelden der alten Zeit eigenthümlich war, ausgeglichen oder unterdrückt.

Dieses Gleichgewicht erhielt sich bis zu dem Augenblicke, wo de Rouille an die Spitze des Marineministeriums trat, ein thätiger und einsichtsvoller Mann, welcher sich's sofort angelegen sein ließ, das unter dem mondsüchtigen Regimente des Cardinals Fleury fast ganz entschlummerte Seewesen neu zu beleben. Und er griff die Sache um so energischer an, je näher ein der Krone Frankreich drohender Krieg stand.

Hier giebt die Geschichte Veranlassung, noch einen Blick auf die Epoche Colbert's zu werfen.

Ludwig XIV. war ein Genie, das nicht blos große Unternehmungen zu ersinnen, sondern auch die rechten Männer zur Ausführung zu finden verstand. Von demselben Geiste beseelt, der alle Handlungen seiner Regierung ver-

ewigt, wuchs die Marine mit Riesenschritten zur Vollkommenheit empor. Man braucht nur die Jahrbücher zu lesen, um die Erfolge seiner Flotte zu bewundern. Seine Zeit war es, welche die Du Guay, Jean Barth, die Chateau-Renaud und so viele andere Seehelden hervorbrachte. Als er starb, hinterließ er eine Macht von hundert Kriegsschiffen, auf denen Offiziere commandirten, welche jedem Gegner den Ruhm streitig machen durften.

Unendlich entgegengesetzt war der Zustand, worin de Rouille die französische Marine antraf. Die Zahl der Schiffe hatte sich verringert; alle faulten in den Häfen; die Arsenale waren geleert, die Flotte von Offizieren entblößt; alle Bedürfnisse unbefriedigt, kurz der Zustand des Seewesens ein durchaus hinfälliger. Die Früchte des ersten Feldzugs fielen so aus, daß sie die französische Flotte mit Schimpf bedeckten, denn Marschall Conflans floh 1756 vor dem kleinern Geschwader des Admirals Hawke bis unter die Batterien von Brest.

Jener Anblick brachte de Rouille auf den Gedanken, daß er auf das Departement der Feder sein Hauptaugenmerk richten, von ihm die hauptsächlichste Hilfe erwarten müsse. Hierin unterstützten ihn die Talente des damaligen Obercommissars Le Normant. In der That stellte er die Marine in beneidenswerther Weise wieder her.

Allein diese glückliche Umgestaltung schien nur bewerkstelligt zu sein, um unter de Rouille's Nachfolgern, Moras, Massiat und Berryer, um so tiefer zu verfallen.

Der „Degen" hatte die Auszeichnungen der „Feder" längst mit Neid betrachtet und sowol unter de Rouille als de Mauchault verschiedene Versuche gemacht, das System dieser Minister zu untergraben und das Uebergewicht auf seine Seite zu bringen. Allein die unerschütterliche Festigkeit der genannten beiden Chefs vereitelte seine Anstrengungen und wies die kühnen Uebergriffe des Militairdepartements zurück.

Nun brach der unselige Krieg von 1756 aus, und dies

war der Moment, wo der Degen, unterstützt von der Schwäche des Ministeriums, das Uebergewicht an sich riß. Der Seestaat fiel in eine Anarchie, welche dem Systeme Colbert's gänzlichen Untergang drohte, wofern nicht die häufigen Fehler, die in diesem Kriege begangen wurden und die Menge der das Reich treffenden Unglücksfälle die Nothwendigkeit des Departements der Feder augenscheinlich bewiesen hätten. Die Vermessenheiten des Militairdepartements stiegen auf einen Grad, daß sie selbst den blödherzigen Minister Berryer empörten. Die Feigheit und Unfähigkeit des Marschall Conflans, welche die Verachtung von ganz Europa auf sich lenkten, öffneten dem Minister die Augen und retteten die Feder. Man erkannte die Bedeutung dieses Corps, und fühlte den ganzen Unwerth einer Abtheilung, welche in zwei Stunden die Arbeit eines halben Jahrhunderts schändete.

Auf Berryer folgte am Ruder des Seewesens der Herzog von Choiseul. Man weiß, daß unter diesem erleuchteten und berühmten Staatsmanne jedes Departement ein glänzenderes Ansehn erlangte. Er folgte dem Grundsatze Colbert's und de Rouille's, daß zwischen dem Degen und der Feder strenges Gleichgewicht aufrecht erhalten werden müsse. Und da sein durchdringender Blick erkannte, wie die widrigen Zufälle, welche den Staat im letzten Kriege durch die üble Aufführung der Flotte getroffen, in dem Geiste der Insubordination, der Unwissenheit und Brutalität, der in das Departement des Degens eingeschlichen, ihren Ursprung hatten, beschloß er eine gründliche Umgestaltung des letztern.

Aber so fein auch sein Geist und so groß seine Geltung waren, scheiterte er dennoch an den Intriguen der Marine-Militairabtheilung, so daß er endlich ermüdet seine Stellung freiwillig an den Herzog von Praslin abtrat. Wenig bekannt indeß mit den ihm untergebenen Ressorts und von zu nachgiebigem Charakter, schien dieser nicht der Mann zu einer dringend nothwendigen Umgestaltung zu

sein. Gleichwol war es ihm vorbehalten, sie, obgleich in entgegengesetzter Richtung, durch einen einzigen unbekannten Menschen Namens Rodier, ersten Hilfsbeamten im Staatssecretariat des Herzogs, durchzusetzen, durch einen Mann, der in den Annalen des französischen Seewesens eben so unvergeßlich geworden als der Name eines Bernard Renaud, des Erfinders der Bombardiergallioten, obschon er niemals den Seedienst kennen gelernt hatte.

Rodier war an und für sich kein wirkendes Genie. Er beschäftigte sich mit nichts als mit seiner Eigenliebe und den Flatterien, welche ihm das Corps der Marine darbrachte. Er wurde aber von einem Vetter, dem Capitain Marchis von der Handelsflotte, einem geschäftigen, feinen und planreichen Kopf, maschinenmäßig besessen. Dessen Anschläge nun waren es, welche Rodier dem Herzog von Praslin mittheilte und der Feder den ersten tödtlichen Stoß versetzten, das System Colbert's in seinen Grundsäulen erschütterten. Freilich wären seine Erfolge sehr zu bezweifeln gewesen, wenn die Schwäche des Kanzleicorps ihn nicht unwillkürlich selbst unterstützt hätte. Niemals hatte diese Abtheilung so untüchtige Chefs als gerade jetzt, und so erklärt sich, daß ihr Henker aus ihrer eigenen Mitte hervorging, denn Marchis war eben im Hafen von Brest angestellt worden.

Unter dem Ministerium de Boynes entschied sich die Wage für den Degen völlig; das Reglement vom 18. Februar 1772 hob den Namen des Departements der Feder für immer auf, statt dessen die Abtheilung für Verwaltung (l'Administration) einsetzend, welche in allen ihren Abzweigungen dem Militair-Departement untergeordnet ward.

Die Früchte dieser unklugen Beseitigung des von Colbert einst in weiser Prüfung eingeführten Gleichgewichts sind nicht ausgeblieben.

XI.

Foulon.

Zur Geschichte der ersten französischen Revolution.*)

Man seufzt über die Mordsucht der Franzosen. Wann war es aber anders mit dem Pöbel? Er war überall Pöbel, das heißt grausam, rachgierig und blutdürstig, besonders im Zustande der Empörung. Oder war er irgendwo vernünftiger? Werfen wir nur einen Blick in die Geschichte von England, Neapel, der Niederlande, und man wird der Mäßigung der Pariser Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mitten in ihrem Zorne schien die Nation noch den großen Grundsatz der Politik zu empfinden: Das Beispiel treffe Wenige, die Warnung Alle.

Man muß die Charaktere kennen, um zwischen Recht und Unrecht zu entscheiden.

Quand on saura leur crime, on ne
les plaindra pas.

Mancher, der vom Pöbel zerrissen wurde, dürfte vor der ordentlichen Justiz nicht besser davon gekommen sein. Vergleichen wir den Tod eines Damien mit dem eines Foulon, und gestehen wir, daß ein Volksopfer ein noch erträglicherer Anblick ist als ein Justizopfer.

Waren wir von den Gesetzen etwa mehr Billigkeit gewohnt? Hätten sie weniger Gräuel begangen? Denken wir blos an Sokrates und Sidney, Karl I. und Montmorency, Baron Horn und Graf Lally! Nein, die Prozeßart des französischen Volks verdient noch Bewunderung.

Es war justus dolor, wie die Rechtsgelehrten es nen=

---

*) Geschrieben 1789 in Paris.

nen: Foulon, dieser unglückliche, aber keineswegs schuldlose Mann, verdiente sein Loos. Das Volk mißkennt seine Leute selten. Zu einer andern Zeit würde er ein Narciß, ein Tristan, ein Terray gewesen sein, nichts fehlte ihm dazu als ein Nero, ein Ludwig XI. oder ein Phalaris.

Mit einem Hemde auf dem Leibe und ohne Fußbekleidung kam dieser Mann nach Paris. Und kurz vor seinem Tode besaß er eine halbe Million Livres jährlicher Rente. Schon dieser Umstand hätte ihn für eine Inquisition reif machen müssen. Denn man wird selten ohne Verbrechen so unsinnig reich. Aber wer hätte sich auf die Justiz verlassen dürfen, welches Gericht wäre kühn genug gewesen, sich an einen Plutus von diesem Range zu wagen? Für einen Süß, der zum Düpe seiner Schliche wird, schlüpfen zwanzig Hastings durch.

Sohn eines Beamten in der Provence, legte sich Foulon anfänglich auf die Rechtspraxis. Allein das Leben in der Provinz förderte ihn nicht, und so ging er auf Abenteuer nach Paris. Hier trat er das Pflaster und fertigte für ein Mittagsessen Epitaphe.

Endlich gelang es ihm in die Schreibstube eines Notars zu kommen, und hier erhielt er Gelegenheit sein Finanzgenie zu entwickeln. Mit Hilfe einiger Intriguen machte er sich dem Marschall Belleisle bekannt. Nun war sein Glück fertig. Bald konnte er sich ein Kriegscommissariat kaufen. Im siebenjährigen Kriege war er bekanntlich General-Kriegs-Intendant.

Foulon besaß ohne Zweifel Talent, denn mit Dummheit erwirbt man selten so viel als er. Allein er war auch ein Unmensch. Deutschland wird seinen Namen, den er ihm mit Brandfackeln auf die Stirn zeichnete, seine Schindereien und Bosheiten niemals vergessen. Eine rohe Seele, ein Henkerherz, Verachtung aller sittlichen Grundsätze, wilder Geiz und rasende Selbstliebe — das zusammen war Foulon, der zweite Theil zu einem Terray.

Der Herzog von Choiseul, ein Freund der Schurken sobald er es für gut fand sie zu gebrauchen, konnte gleichwol diesen niemals ausstehen. Das hinderte aber Foulon nicht, ein Landgut nach dem andern kaufen zu können, seiner Tochter, der Frau von Bertier, eine Million baares Geld und die Aussteuer einer Infantin zu geben, und nach der Ministerstelle zu trachten.

Er war der rechte Arm des Abbé Terray. Von ihm rühren einige der heillosesten Projecte her, welche den Staat unter dem Ministerium jenes Wütherichs zu erwürgen drohten. Unablässig buhlte er um die General-Finanz-Controle, alle seine Ränke zielten auf diesen Endpunkt, bei jeder Vacanz stand er vor der Thüre, er zumeist ist es, der die Boynes, die Fleury u. A. stürzte. Terray, Calonne und Foulon — welch ein Kleeblatt! Man weiß, daß der Lieblingsplan des letztern in einem Generalbankrott bestand, und wäre es ihm gelungen sich der Oberfinanzstelle zu bemächtigen, so wäre den Franzosen nichts übrig geblieben als ihre Häuser zu verschließen und das Land zu verlassen.

Dieser in Menschenschweiß aufgeschwollene Schwamm war nicht nur der größte, sondern auch der unbarmherzigste Räuber, den die Jahrbücher Frankreichs aufzählen. Sein Motto lautete: Das Volk muß mit eiserner Ruthe regiert werden. Feuer und Schwert, Kerker und Galgen waren ihm äußerst gleichgiltige Mittel bei Verfolgung seiner Plane. Alles dies lag in seinem Systeme.

Einst sprach man an seiner Tafel von dem Neronismus des Abbé Terray. Er ergriff das Wort, um die Fabel von den Fröschen und der Sonne zu declamiren. Bei den Worten

— — pourroient bien s'en repentir

machte er eine emphatische Pause, und überließ die Gäste ihrem Nachdenken. Diesen Zug vergaßen ihm die Pariser, welche die Hofpartei, wie man weiß, die Frösche nannte, niemals, und er mußte ihn noch unter seinem Galgen vernehmen.

Foulon stand in dem hohen Alter von 75 Jahren und besaß, wie bemerkt, ein unermeßliches Vermögen. Außer der Herrschaft Tournelles, der Baronie Gouffier, der Herrschaft Morangis u. s. w. u. s. w. hatte er in Paris selber drei Paläste, und von allen möglichen Banken und Kassen war er die Seele. Sobald ihn die Kabale zum Finanzminister gemacht hätte, gedachte er die Bank zu sprengen und dann wo möglich sämmtliche königliche Obligationen unter der Hand mit 99 Procent Rabatt anzukaufen, welche bei der Liquidation natürlich die Priorität genossen hätten oder auf das neue Finanzsystem übertragen worden wären. Das Facit dieses Spiels liegt auf der Hand. Ehre und Glück der Nation erloschen alsdann und das Königreich fiel Foulon anheim.

Aber Galliens Schutzengel streckte seine Hand aus den Wolken und berührte den Sünder.

Beim Ausbruch des Revolutionsgewitters war er einer der Ersten, welche sich zu retten suchten. Zeugt dies nicht für die Gerechtigkeit seiner Strafe? Warum lief er davon, was peitschte ihn? Sein Gewissen, innere Vorwürfe? Unfehlbar. Und wer flieht, der giebt sich schuldig.

Foulon verlor indeß nicht ganz den Kopf. Es blieb ihm noch so viel Verschlagenheit übrig, um sich todt erklären zu lassen, während er auf seiner Herrschaft Morangis, die ihm die Herzogin Mazarin für zwei Millionen Livres verkauft hatte, sich verschloß. Allein seine Unterthanen daselbst, deren Geißel er gewesen, witterten ihn aus. Nun schlich er bei Nacht und Nebel durch ein Hinterpförtchen nach Viry zu dem ihm befreundeten Herrn von Sartine.

Hier beging er aber die Unvorsichtigkeit, am hellen Tage im Park spazieren zu gehen, und plötzlich von Bauern überfallen, transportirte man ihn vor das Vehmgericht zu Paris. In der Frühe des Tags, um fünf Uhr, sah man ihn barfuß, mit einem Strohkranz um den Hals und einem Bündel Heu auf dem Rücken durch die Judengasse herein-

bringen. So hatte der Pöbel, nichts vergessend, sein Opfer aufgeputzt. Denn man muß wissen, daß es ein Schlagwort des Delinquenten zu dem nothleidenden Volke gewesen: „Freßt Heu, wenn ihr kein Brod habt!“, und das Volk verstand sich also auf's Costüm. Ein andermal hatte Foulon gesagt: „Essig gehört für die Canaille, aber nicht Wein!“ Und auch dies Bonmot ging nicht verloren. Denn als er seine Führer unterwegs um einen Trunk Wasser bat, goß man ihm Essig in den Hals.

Auf der Stelle verlangte das Volk das Todesurtheil von den Herren zu Paris. Umsonst widersetzten sich Bailly, La Fayette und Andere, umsonst bemühten sie sich, der Menge Vernunft zu predigen. „An den Galgen mit dem Schurken!“ donnerte es von allen Seiten.

La Fayette erklärte, es sei gegen die Achtung, welche man dem Könige und der Nationalversammlung schulde, wenn man einen Mord begehe, er bürge für das Schlachtopfer, das man einstweilen nach der sogenannten Abtei bringen und diese zum Nationalgefängniß proclamiren möge. Er hielt eine Rede für Taube. Es war bereits Nachmittags zwei Uhr über die Unterhandlungen, den Gefangenen der ordentlichen Justiz zu überweisen, herangeworden. Jetzt endete die Geduld des Volks. „Man weiß nur zu genau“, rief eine Stimme, „daß es in Frankreich kein Beispiel giebt, daß die Justiz einen Menschen mit einer halben Million Rente für einen Verbrecher angesehen hätte!“

Diese Bemerkung war gleichsam das Signal zum Sturme. Man warf die Fenster im Rathssaale ein, man erbrach alle Thüren, ein Haufen Rasender ergriff den Gefangenen und schleppte ihn herab um ihn am nächsten Laternenpfahl aufzuknüpfen.

Foulon war ein schwerer, starkbeleibter Mann: der Strick riß, und wie wahnsinnig stürzte der Todescandidat zehn bis zwölf Schritte davon. Der Versuch zu entkommen konnte aber unmöglich gelingen. Man packte ihn abermals

und hing ihn von Neuem auf: der Strick riß wiederum. Nun knüpfte man ihn zum drittenmale auf, und damit die Schlinge ihn augenblicks erdrossele, hingen sich einige aus dem Pöbel an seine Beine. Wuthtrunken hackte man dann dem Leichnam den Kopf ab und pflanzte ihn auf eine Pike; Einige tanzten auf dem Bauche des Gerichteten herum. Ein Cannibalenballet!

Wenn jedoch ein mißhandeltes, zu Boden getretenes, in Verzweiflung gesetztes Volk bei dem Siege über seine Tyrannen in Ausschweifungen verfällt; wenn sich im Wirrwarr eines Aufstandes Gewaltstreiche zutragen, so giebt es dafür ohne Zweifel noch eine Entschuldigung. Wenn hingegen ein erhabener, auf seine Urtheilssprüche stolzer Gerichtshof mit aller Kälte des Bluts Henkerstücke begeht, worüber die Gonta und Pugatschef schamroth geworden wären, dann muß man dem Betragen des Pariser Pöbels wider Willen noch Achtung widerfahren lassen.

Vernehmen wir die Schilderung, welche der Parlamentsadvocat Sallee von der Hinrichtung Damien's hinterlassen hat.

„Ich war Augenzeuge von dem Justizacte über den Verbrecher, den das Pariser Parlament verdammte; ich war Thor genug für den Platz einen Louisd'or zu bezahlen, von wo aus ich Alles nach Wunsch beobachten konnte.

Der arme Sünder kam Mittags nach drei Uhr auf dem Richtplatze an, nachdem er vor der Kirche Notredame mit der Kerze in der Hand die gewöhnliche Buße gethan, und ihm von der Criminalcommission der Stab gebrochen worden. Nun entkleidet, streckte man ihn auf das Schafot aus. Zwei eiserne Klammern, von denen eine über die Brust, die andere über den Unterleib ging, befestigten den Körper und brachten ihn in die für den Scharfrichter erwünschte Lage. Die andern Glieder wurden mit Stricken gefesselt, so daß sich der Verurtheilte auch nicht im Mindesten rühren konnte.

Nun kam ein Henkersbube mit einem in Oel getränkten

Strohgeflecht und brannte dem armen Sünder die Hände ab. Ein anderer kniff ihn mit glühenden Zangen in die Arme und Schenkel, Waden und Brüste, kurz überall, wo der Leib irgendwie empfindlich ist. Ein dritter aber goß mit einem eisernen Löffel geschmolzenes Pech, Schwefel und Blei in die Wunden.

Trotz des Muthes, mit welchem ich mich gewaffnet hatte, überwand mich bei diesem Anblick das Menschengefühl. Ich konnte es nicht aushalten, ich mußte meinen Platz auf einige Minuten verlassen. Bei meiner Rückkehr sah ich den Henker beschäftigt, den Körper loszubinden. Man brachte aber neue Seile, womit man den Unglücklichen wie ein Faß umschnürte, was dem Opfer die entsetzlichsten Seufzer auspreßte.

Darauf führte man Pferde herbei, welche an die vier Extremitäten gespannt anfänglich kleine Schneller thun mußten. Der Oberscharfrichter, beständig mit der Parlamentsordre in der Hand, worin ihm die ganze Operation vorgeschrieben war, rief Halt, und nun folgte eine Pause von fünf Minuten. Dann ließ er das grausame Spiel wiederholen. Neue Pause von fünf Minuten. Jetzt aber ließ man den Pferden vollen Zügel und peitschte sie zur äußersten Kraftanstrengung.

Welch' ein Schauspiel! . . Die Muskeln und Glieder des Bejammernswerthen hielten indeß so fest, daß die Arbeit der Pferde über eine Stunde währte, und dennoch war der Körper, zwar verrenkt, verdreht, entstellt, aber unzerstückt. Dieser Anblick langweilte die anwesenden Richter, und der Parlamentspräsident winkte daher dem Henker, der Procedur ein Ende zu machen. Also holte man Beile herbei und zerknickte die Glieder; dann gelang es den Pferden sie zu zerreißen.

So starb Damien, nach einer Execution von Sieben Viertelstunden!"

Bekennen wir, hätte man Kosacken oder Irokesen zu

Parlamentsräthen berufen, sie hätten weder eine tigerhaftere Scene ausdenken noch dem Henker eine raffinirtere Vorschrift ertheilen können.

Und nun komme noch Jemand und wage es die Richter Foulon's, das Pariser Volk zu tadeln!

Es zeigte noch einen seltenen Edelmuth und eine Reinheit des Willens, welche ihm alle Ehre macht. Denn kein Einziger begehrte von den vierzig Louisd'or und zwei goldenen Uhren, welche dem Uebelthäter aus den Taschen fielen, etwas an sich zu nehmen. Als der Platz sich leerte, ward es aufgehoben und auf das Rathhaus getragen, und zwar von Menschen, welche völlig zerlumpt gingen und kein Hemd auf dem Leibe hatten.

XII.

Die Mauth in nuce.

Versuch über die Geschichte derselben.

Ein englischer Geistlicher behauptete, die Mauth wäre vom Satan erfunden worden. Als Christus ungebeten zur Hölle gekommen, um eine Menge Seelen zu entführen, sei der höllische Divan auf den Einfall gerathen, alle Ein- und Ausfuhr zu tariffen.

Diese Behauptung ist in jeder Hinsicht falsch, und schon darum, weil die Erfindung der Zölle älter ist. Es scheint gewiß, daß Salomo schon eine Art Mauth am Isthmus unterhielt. Gleichzeitig hielt ein gibeonitischer Scheich den Weihrauchhandel im Bann.

Die Römer hatten, wie wir wissen, ein jus vectigalia creandi, augendi, multiplicandi u. s. w. Diese Finanz verfolgte einen löblichen Zweck: sie sollte, wie Polybius sagt, zur Unterhaltung der Küstenbewahrer auf dem rothen Meere dienen, um den Handel zwischen Egypten, Arabien und Ostindien gegen die Seeräuber zu sichern, die ihn störten.

So lange Rom frei war, war auch die Mauth billig. Aber sie artete aus, so wie sie, schon unter August, den stolzen Namen jus regni annahm. Aus der barbarischen Strafe, welche unter Sever auf dem Schleichhandel stand, läßt sich bemessen, wie hoch die Mauth geschraubt worden. Der Zolleinnehmer, der einen Artikel übersah, hatte das Leben verwirkt; der Statthalter, wo sich der Fall ereignete, mußte dreißig Pfund Gold dafür erlegen.

Die Athenienser errichteten ein Mauthamt am Hellespont; ihre Nachfolger, die Byzantiner, fügten ein anderes am schwarzen Meere hinzu.

Im elften Jahrhundert mußten die Weine, welche aus Italien und Griechenland nach dem Norden gingen, so wie die, welche aus Frankreich oder Spanien zurückkamen, Transitozölle zahlen. Die Hauptlegestätten waren Cordinum und Valchalone.

Kurzum, alle Nationen wetteiferten um den Vorzug, der Menschheit die Genüsse des Lebens zu erschweren.

Noch stand es aber sehr einfach um die Mauth. Colbert, ein wahrer Finanzheld, verlieh ihr Equipage; er versah sie mit Stempeln, Suchnadeln, Strickreitern und Halseisen.

Bald fühlte man das Nachtheilige dieses Systems. Der Handel flieht gleich den Künsten den Zwang; er entfernt sich von den Küsten, wo man ihn an Ketten legen will und sucht die freie Luft.

Der Handel benachbarter Länder läßt sich ungestraft schwächen, necken, ableiten; unterdrücken aber nie. So wie das Band zwischen fleißigen Nationen zerrissen wird, hört die Ausfuhr eben so gut auf als die Einfuhr. Nur Barbaren können ohne die Erzeugnisse des Luxus bestehen; für gesittete Völker ist er Bedürfniß.

Das fühlte man, wie bemerkt, früh genug. Allein da alle Welt mit dem Handelszwang wucherte, war Niemand beherzt genug ihn abzuschaffen. Man traute seinen eigenen Einsichten nicht. Der Irrthum machte die Bahn um die Erde.

Es trifft sich sehr selten, daß man zugleich Beherrscher und Factor der Welt ist. „Jener Handelszweig gehörte bisher jener Nation, was hindert uns ihn an uns zu ziehen, Andere davon auszuschließen? Können wir ihn nicht eben so gut brauchen?“ Das ist bald gesagt, doch es auszuführen erfordert Häfen, Banken, Fabriken, Briefwechsel, Credit, vernünftige Handelsgesetze, vornehmlich aber eine gewisse Staatsform. Was in England und der Schweiz sehr wohlgethan, kann in Frankreich, Dänemark oder Oesterreich eine Dummheit sein.

Einem einzigen Staate in Europa war es vorbehalten, diese Maxime einzusehen. Mitten unter dem Wettrennen der Mauthen fiel es den Medicis ein, den Handel im Florentinischen frei zu geben. Vermuthlich machten sie die Reflexion: Mauth ist nichts als Monopol, Monopol aber ist eine Staatskrankheit, denn der Körper kann nicht gesund sein, wenn auch nur ein einziges Glied leidet. Je mehr der Handel anderwärts gedrückt ist, desto mehr muß er dem Lande der Freiheit zueilen.

Diese Betrachtung war vollkommen richtig. Man errichtete also dem Handel ein Asyl, und die Messe zu Livorno ward die blühendste von der Welt. Es schien die Morgenröthe des Tages zu sein, der die Wolken der Dummheit und der Vorurtheile im Handelswesen zertheilen sollte.

Niemand aber gerieth darüber zur Besinnung. So arg war die Verblendung der Zeiten.

Seit mehr als sechs Jahrhunderten stand in Frankreich auf die Ausfuhr alles verarbeiteten Goldes und Silbers eine Taxe von sechs Procent. Nun gehören, wie alle Welt weiß, diese Producte zu denen, woran die Arbeit mehr beträgt als der Stoff. Doch erst 1733 ward man gewahr, daß man sich betrog, und nun ward die Mauth auf zwei Procent herabgesetzt, das heißt, man näherte sich bis auf ein Drittheil dem Wege zu vortheilhafter Erkenntniß.

So verhielt sich's überall. Wo man hinblickte, sah man Canäle des Handels verstopft, Canäle, die für den Staatskörper so nöthig sind als der unbehinderte Blutumlauf im menschlichen Körper; überall hielt man Knebel und Daumschrauben für das Geheimniß des Handelswesens und des Nationalreichthums. Man überlegte nicht, daß die Natur des Handels die Natur des Quecksilbers ist; man dachte nicht an den Kanon im Gesellschaftssysteme der Menschen: do ut des, fac ut faciam.

Das Tollste war vollends, daß man in den meisten Staaten die Ausfuhr des Geldes verbot. Während von

den Lehrstühlen der Staatswissenschaften verkündigt ward: das Geld ist nichts als ein Handelsartikel, belegten die Regierungen denselben mit Absperrung. Das hieß doch den Mechanismus des Verkehrs jämmerlich verstehen. Auf den Messen zu Lima, Carthagena und Veracruz betrachtete man das Geld nur als Waare, und die verachtetste unter allen Handelsnationen beschämte somit in diesem Punkte die eingebildetsten.

Meister in der Wahl ihrer Mauthbeamten waren die Römer. Man findet im Leben des Apollon von Thyana, daß bei dem Besuche einer Stadt in Mesopotamien der Zöllner vor ihm und seinen Gefährten den Schlagbaum niederließ und sie nach den Gegenständen befragte, welche sie bei sich führten. Jeder nannte sie. Als die Reihe an Apollon kam, antwortete er: „Ich führe die Ehrlichkeit, die Mäßigkeit, die Menschenliebe, die Gerechtigkeit, die Geduld und Lernbegierde bei mir." „Also sechs Sclavinnen," sprach der Zöllner, indem er in seinem Buche schrieb. „Halt!" rief der Philosoph, „nicht Sclavinnen sind's, sondern Gebieterinnen."

So schlau jener Zöllner war, haben wir ihn dennoch von einem seiner Brüder zu London übertreffen sehen. Die berühmte Bastardella trug einen silbernen Steiß. Dies wurde dem Mauthner verrathen. Als nun die Primadonna vor den Thoren Londons anlangt, wohin sie für die königliche Oper verschrieben worden, muß sie ihren Steiß verzollen, „denn," sagt ihr der Beamte, „die freie Einfuhr silberner Gefäße ist in England nicht gestattet."

Es ist keine Kunst zu begreifen, daß das Publicum von der Handelsfreiheit im Ganzen nur gewinnen kann, mögen auch einige Dutzend Producenten darüber zu Grunde gehen. Aber ein Meisterstück wäre es darzuthun, was der allgemeinen Wohlfahrt durch Mauth und Monopol entzogen worden.

XIII.

Charlatanerien.

So manchen Marktschreier lernte ich in meinem Leben kennen. Ich sah St. Germain, Cagliostro, Gaßner, Mesmer und Frère Elie, oder Einen der sich für diesen ausgab.

St. Germain war kein Hohlkopf. Er hatte viel gelesen und gesehen. Aber er war der kühnste Windbeutel seines Jahrhunderts.

Cagliostro war eine wahre bête. Nur der Vortheil, noch größere bêtes zu finden als er selbst war, machte sein Glück. Die Welt verlor lediglich nichts an ihm als einen Betrüger.

Gaßner betrog nur sich selbst. Er ist der einzige unter diesen Brüdern, der in Einfalt des Glaubens quacksalberte. Ein flacher Fanatiker glaubte er zuerst und am eifrigsten an seinen Theriak.

Anders verhielt es sich mit Mesmer, dem gewandtesten von Allen. Es ist ganz gewiß, daß er von der Falschheit seines Spiels überzeugt gewesen, allein ich glaube, es hing mit seinem Berufe zusammen. Mesmer war so zu sagen von Geburt ein Arzt, und die Gaukelei mithin bei ihm Religion.

Keiner von all' diesen Wundermännern zog jemals meine Achtung auf sich. Aber ich dachte zu honnet, um sie öffentlich zu tadeln. Es schien mir gegen die Billigkeit mich dem Haufen anzuschließen, der so sehr über die Schwärmerei der Zeit schreit.

Wie? sprach ich zu mir selbst, diese Menschen glauben an alle erdenkliche metaphysische Wunder, und an chemikalische zu glauben ist ihnen lächerlich? Die Menschheit an-

erkennt einen Adeptismus in der Moral, in der Politik, in der Religion, aber der Adeptismus der Physik wäre ungeheuerlich? Mit einem Wort: Leute, die mehr glauben als ein Hottentott vertragen könnte, dürfen über die Mesmer und Gaßner spotten? So dachte ich und schwieg.

Die Geschichte der Menschheit enthält unendlich mehr und unendlich gröbere Marktschreier als Jene waren. Wir hängen zum Theil an Sätzen, worüber die St. Germain und Cagliostro sich schämen würden. Ich will nichts andeuten, aber wann wird man einmal gerecht sein! Alles ist Illusion. Das ganze Weltsystem selbst ist vielleicht nichts als eine große Illusion. Wir aber spotten über Diejenigen, welche uns damit bedienen?

Blos das Recht des Stärkeren verurtheilte Cagliostro zur Festung: das Recht der Vernunft würde ihn in ein Lazareth verwiesen haben. Der Handwerksneid war immer unversöhnlich. Er verleumdete seine Opfer von den Propheten an bis auf die Illuminaten und so weiter.

Die römische Curie ist uns den Prozeß des Cagliostro schuldig geblieben. War er der Bösewicht, wofür sie ihn ausgab, der Staats- und Menschenverräther, so haben Alle ein Interesse daran. Sein Prozeß forderte Oeffentlichkeit, weil er die Sitte, die Gesellschaft, die öffentliche Sicherheit betraf. Das Spiel mit der Freimaurergarderobe und mit dem Feuer war eine Kinderei. So amüsirt man blos Knaben. Akten und Protocolle gebe man heraus, wenn wir wissen sollen, wie die Gefahr beschaffen war, in der wir schwebten.

Uebrigens gehörte Cagliostro zu den dürftigsten Wichten. Er konnte kaum schreiben und lesen, wenigstens sah ich unter mehreren Briefen keinen einzigen correkten von ihm. Dessenungeachtet beschwor er mich einmal, ihm die famose Weimarsche Bibel aufzutreiben. Ich lächelte. Doch der Graf P*, einer seiner leidenschaftlichsten Anhänger, versicherte mir hoch und theuer, daß er die Geister gesprochen

hätte, mit denen Cagliostro umzugehen pflege, und daß er sogar bei einer Persierin, die ihm ein Geist auf Cagliostro's Befehl herbeigeholt, geschlafen hätte. Ich lächelte wiederum. „Comment, Monsieur, oséricz vous prendre mon ami pour fourbe?“ „Nein, Graf, wir sind es, die betrogen sein wollen, und Ihr berühmter Freund läßt uns nur Recht widerfahren.“

XIV.

Jesuitenspiegel.

Vergebens bemüht sich die Schule Lojola's, die Grundsätze, wodurch sie Götter und Menschen empört hat, abzustreiten: sie beruhen auf den unleugbarsten Autoritäten.

Daß der Jesuitismus jederzeit die Intoleranz wollte, die Verfolgung vorschrieb, Henkersschwert, Scheiterhaufen, Gift, Verschwörung und Aufruhr zu seinen Rüstzeugen hatte, daß folgender bekannte Aphorismus:

„Adlaborandum Pontificiis itaque, ut omnes haereticos, illorumque Fautores ac Tutores, nec non Politicos illos catholicos, qui potius pacem servare quam auxilia ad haereticorum oppressionem conferre malunt, igne, ferro, veneno, pulvere, tormentario, bellis et aliis machinationibus exterminentur“ —

im Codex desselben enthalten, bezeugen

Ribadeneira, de Principe. lib. I. c. 18 p. 117 und c. 26 p. 172 sq.

Chirlandus, de Haereticis, qu. 3 n. 2.

Simancha, Institut. cathol. c. 46 n. 45 sq.

Actio Henrici Garneti, per tot.

Creswel (unter dem Namen Andreas Philopater) contra Edictum Regin. Angl. sect. 2 n. 157: „Principem qui a catholica religione flexit, excidere statim omni potestate, argumento eius quod Paulus I. Corinth. 7 dicit: Si Infidelis discedat etc. (Ein Fürst, der von der katholischen Religion abweicht, ist sofort aller Macht zu berauben, wie der Apostel Paulus 1. Corinth. 7 vorschreibt: So aber der Ungläubige sich scheidet, so scheidet euch auch von ihm.)

desgleichen n. 162: „Subditi huiusmodi principes suos non tantum legitime possunt deturbare, sed etiam ad hoc praecepto divino, et conscientiae vinculo arctissimo, ac extremo animarum suarum periculo tenentur." (Die Unterthanen solcher Fürsten sind nicht nur berechtigt letztere zu vertreiben, sie sind sogar vermöge göttlichen Befehls und des strengsten Gewissensdranges bei der äußersten Gefahr ihrer Seele dazu verbunden.)

ferner p. 109: „Si Imperator vel Rex haereticum favore prosequatur, ipse factum regnum amittet." (Wofern ein Kaiser oder König die Ketzer begünstigt, macht er sich ohne Weiteres seiner Krone verlustig.)

und dann p. 194: „Debent illum tanquam Christi hostem ex hominum christianorum dominatu ejicere: quae est virorum doctissimorum indubitata sententia, doctrinae apostolicae conformis." (Er muß als ein Feind Christi aus der Gemeinschaft der Christen gestoßen werden: dies ist im Einklang mit der apostolischen Lehre die unbezweifelte Meinung der gelehrtesten Männer.)

Brunus, Conradus, de Haereticis l. 3. c. ult.

Windeck, Joh. Paul., de Extirpat. Haereticor. Antidot. 10 p. 104: „Lutheranos morti supplicio exterminandos, interficiendos, propulsandos, reprimendos, delendos, ustionibus et sectionibus, excindendos, tollendos, explodendos, viriliter, extirpandos, trucicandos, internecione delendos." (Die Lutheraner muß man mit Feuer und Schwert verfolgen, sie niedermachen, verjagen, unterdrücken, vertilgen, spießen, kreuzigen, hängen, castriren, vergiften, martern, kurz mit Stumpf und Stil ausrotten.)

Baronius in Epistola contra Venetos: „Duplex est ministerium Petri: pascere et occidere: juxta illud: pasce oves meas, et juxta illud: occide

et manduca. Quando enim pontifici negotium est cum refractariis et adversantibus tum jubetur Petrus, eos mactare et occidere, atque in viscera sua recondere.“ (Zwiefach ist das Amt Petri: weiden und vertilgen, nach den Worten der h. Schrift: weide meine Schafe, und andererseits: tödte und verzehre sie. Wenn also der Papst mit Abtrünnigen und Widersachern zu thun hat, so will der h. Petrus, sie sollen niedergemacht und in seinen Eingeweiden verborgen werden.)

Ebenderselbe in der Paraenesis ad Venetos p. 9: „Restat pater ut exseratis in maleficos gladium Petri, quem ad hoc constituit super regna et gentes Christus.“ (Alsdann ist der Beruf des h. Vaters das Schwert Petri über die Missethäter zu zücken, zu welchem Zwecke ihn Christus über die Reiche und Völker eingesetzt hat.)

Deliberatio de haeres. Extirpat. (durch obigen Paul Windeck) p. 412 sq.: „Ad sectarios profligandos Liga et Conspiratio requiritur —“ p. 415: Nec negligenda est occasio, quando videlicet Protestantes pecuniis exhausti sunt — — — Idque a Carolo V. Imperatore magno suo observatum emolumento.“ (Zur Ausrottung der Sectirer ist ein Bündniß, eine Verschwörung erforderlich. Und hiezu achte man der Gelegenheit, wo es den protestantischen Mächten an Geld fehlt. Dies hat Kaiser Karl V. zu seiner großen Genugthuung befolgt.)

Bellarminus, de Roman. Pontif. l. V. c. 6. 7. 8: „Non licet christianis tolerare regem haereticum, si conetur pertrahere subditos ad suam haeresin.“ (Es ist Christen nicht erlaubt einen ketzerhaften Regenten zu dulden, der sein Volk mit in seine Irrthümer hineinziehen könnte.)

Daß der Jesuitismus den Königsmord und die Ent-

thronung lehre, daß folgende abscheuliche These seiner Schule authentisch sei:

„Quando subditi Romano-Catholici Imperatorem, Regem, sive Principem suum pro Tyranno habendum in conciliis suis statuerunt, tum illum abdicare et se ipsos omni obligationis nexu solvere possunt. Si vero comitia habere prohibeantur, tum cuivis subdito, modo Jesuitarum aut aliorum huiusmodi Theologorum usus sit consilio, permissum imo laude dignum et meritorium erit, huiusmodi regem vel principem occidere. Proindeque recte fecisse monachum Jacobum Clementem, quod Henricum III. Regem Galliae cultro venenato interfecerit. Recte etiam facturum qui et illius successorem Henricum IV. interimet" —

das weiß man aus folgenden Zeugnissen:

Mariana, de Rege l. I. c. 6 Edit. Mogunt. p. 75: „A populis sive subditis volentibus regem principatu spoliare posse — — — Princeps etiam privata auctoritate ferro perimendum." (Auf gemeinschaftlichen Volksbeschluß kann ein König nicht nur entsetzt — — — sondern er kann auch auf ein einseitiges Unterfangen hin getödtet werden.)

Ebenderselbe p. 60: „Ac nisi publica vox populi adsit, quae regem pro tyranno habeat, adhibenti sunt in consilium viri eruditi et graves — —"

Dem der Jesuit Hoyeda, de Facultate imprimendi, hinzufügt: „— — ex ordine nostro." (Und wo die allgemeine Stimme fehlt, um ihn für einen Tyrannen zu erklären, muß man seine Zuflucht zu dem Rathe angesehener und gelehrter Männer nehmen — — und zwar aus unserm Orden.)

Sodann der ganze Tractat de Abdicatione Henrici III. (Lugduni apud Joannem Pillehotte, sanctae unionis gallicanae Bibliopolam. Ex praeceptu supe-

riorum et cum Insignibus Jesuitarum.) Besonders die Vorrede.

Apologia Joannis Castelli, Jesuitici discipuli, — per totam. Vornehmlich im zweiten Theil.

Creswel, adversus Edicta etc. p. 145: „Potestas regia est iuris civilis. Ergo in arbitrio populi Rex quis sit an non.“ (Die königliche Würde ist bürgerlichen Rechts. Folglich beruht es in der Entscheidung des Volks, ob der König sei oder nicht.)

P. Louis d'Orleans: „Henricum IV. culinarum canem, pogonatum Julianum, bipedum nequissimum, apostatam foetidum satanae stercus — —“ (Heinrich IV. ist ein Küchenhund, ein schäbiger Julian, ein zweibeiniger Spitzbube, ein stinkender, Satans Mist entsprungener Ketzer.)

De justa Abdicatione p. 36: „Majestas regni est in populo, potius quam in persona regis.“ (Die Hoheit des Staats steht beim Volke und nicht in der Person des Königs.)

Dydimus p. 261: „Non populus in principum gratiam factus; sed principes in populi commoda creati.“ (Das Volk ist nicht für den König geschaffen, aber die Könige für die Gemächlichkeit des Volks.)

De justa Autoritate p. 8: „Rex humana creatura est, qui ab omnibus hominibus constituta.“ (Der König ist nichts als ein menschliches Geschöpf, König nur durch den allgemeinen Willen der andern.)

Die Defensio Jesuitarum (S. Mémoires de la Ligue T. IV. p. 281) beruft sich nach den Beispielen der h. Schrift auf verschiedene Stellen folgender Doctoren der Theologie:

Bannesius in Tho. 2. 2 quaest. 12. art. 2: „Etiamsi pontifex toleraret regem apostatam tamen respublica christiana possit illum pellere e regno; quoniam pontifex sine ratione permittit illum impunitum.“ (Wenn auch der Papst einen abtrünnigen

Monarchen dulden wollte, so kann ihn doch der Staat davon jagen, weil es ohne Grund geschieht, daß ihn das Kirchenoberhaupt ungestraft läßt.)

Simancha, Institut. Cathol. c. 23 sect. 12: „Imo graviori poena digni sunt principes quam privati homines, iure igitur et merito Scythae regem suum Scylen occiderunt, propter externos ritus quia in Bacchanalibus sacris initiatus erat.“ (Ja die Fürsten machen sich noch strafbarer als Privatpersonen. Mit Recht geschah es daher und eine verdienstliche That war es, daß die Scythen einst ihren König Skylen blos äußerer Gebräuche halber tödteten, nämlich weil er sich in die Bacchanalischen Geheimnisse einweihen ließ.)

Gregorius Valentin. T. III. p. 6. Disp. 1. qu. 11. pur. 2: „Vita privari possint, tum multo magis omnibus aliis bonis, atque adeo etiam praelatione in alios.“ (Kann man sie des Lebens berauben, um wie viel mehr anderer Güter?)

. De justa abdicat. Henrici III. p. 262: „Tyrannum occidere honestum est, quod cuivis impune facere permittitur.“ (Einen Tyrannen tödten ist ehrbar, Jeder kann es mit gutem Gewissen thun.)

Bellarminus, de Rom. Pontif. l. V. c. 6. 7. §. 4: „Quod si Christiani olim non deposuerunt Diocletianum, Julianum, Valentem, id fuit quia deerant vires temporales.“ (Daß die Christen einst einen Diocletian, Julian, Valens nicht absetzten, dazu fehlte es blos an weltlichen Kräften.)

In der Rede, welche Papst Sixtus V. bei der Nachricht von der Ermordung Heinrich III. im Consistorium zu Rom den 2. September 1589 hielt, zeichnen sich folgende Stellen aus:

„— mortuus est Rex Francorum per manus monachi — — — rarum, insigne, memorabile fa-

cinus — — — occidit monachus regem non pictum aut fictum in charta aut pariete, sed regem Francorum in medio exercitus — — hic vero religiosus aggressus est, et confecit rem longe majorem, non sine dei concursu." (Gestorben ist der König von Frankreich unter der Hand eines Mönchs — — — eine seltene, vortreffliche, denkwürdige That — — — ein Mönch tödtet einen König, nicht einen erfundenen und auf Papier oder an die Wand gemalten, sondern den König von Frankreich inmitten seiner Truppen — — — nicht ohne Zuthun der Gottheit.)

Daß endlich Gewissensrüge und Gift, als die zwei besten Argumente Könige zu überzeugen, im Lehrbuche der Jesuiten-Logik enthalten, davon liegen die Beweise im Consilio des Cardinals Phelväus, das der Gesandte Heinrich III. in Spanien auffing und von Wort zu Wort in den Mémoires de la Ligue steht.

Der famose Mariana sagt (de Rege l. I. c. 7 p. 65—67): „Quid interest, ferro an veneno perimas? veneno quod fit, minori periculo et majori spe impunitatis fit. Hoc tamen temperamento me auctore veneno uti licebit. Si non ipse qui perimitur, venenum haurire cogitur, quo concepto pereat, sed exterius ab alio adhibeatur, nihil adjuvante eo, qui perimendus est: nimirum cum veneni tanta vis est, ut sella eo, aut veste delibuta vim interficiendi habeat." (Was liegt daran, ob einer an Dolch oder Gift stirbt? Beim Gift ist allerdings weniger Gefahr und mehr Sicherheit für den Thäter. Hierbei ist zu beobachten, daß wenn man es Jemand füglich nicht von innen beibringen kann, es Mittel giebt, das Gift von außen her wirken zu lassen. Denn die Kräfte desselben sind so außerordentlich, daß man Sessel, Kleider u. s. w. damit zu inficiren vermag.) —

Welch' ein Quodlibet von Blasphemien, Lastern und Verbrechen! Inzwischen sind Züge darunter, welche eines Weisen würdig wären, sofern sie nicht dem Geiste des Hochmuths, der Herrschsucht, des Aufruhrs, des Atheismus entstammten. Aber, dürfte man vielleicht einwenden, dies sind ja nur personelle oder höchstens nationelle Grundsätze, sie sind nicht Eigenthum eines ganzen Körpers. Hierauf erlaube ich mir mit den Worten des Herrn von Chalotais zu antworten: „Es giebt weder französische, noch welsche, noch irländische, noch deutsche Jesuiten; sondern es giebt nur Jesuiten."

XV.

Voltaire.

Wenn man in Preußen, in Oesterreich und anderwärts die Tortur entweder aufgehoben oder modificirt hat, so ist's Voltaire, der es zuerst der Welt anrieth.

Wenn in Preußen, in Rußland und in Oesterreich die Todesstrafe abgeschafft ist und die Verbrecher statt dessen nützlicher zu öffentlichen Arbeiten gebraucht werden, so hat man es den Reflexionen Voltaire's zu danken.

Wenn in Preußen, in Böhmen und Ungarn die Leibeigenschaft aufgehoben ist und der Menschlichkeit ihre Rechte wiedergegeben sind, so lernte man es von Voltaire.

Wenn die Toleranz das Symbol der Erde zu werden anfängt, so gab, wie man weiß, Voltaire den Ton dazu an.

Wenn Rußland, Preußen und Oesterreich so glücklich waren ihr eigenes Nationalgesetzbuch zu erhalten, so war's der Fingerzeig Voltaire's.

Wenn in Preußen, Schweden und Oesterreich die gesegnete Preßfreiheit zu blühen beginnt, so danken es die Musen Voltairen.

Wenn die Philosophie Newton's, die Blatternimpfung, die politische Arithmetik und so viele andere Erfindungen seines Zeitalters, welche die Ehre des menschlichen Geistes und das Glück der Nationen ausmachen, emporgedrungen und über die Chikane gesiegt haben, so schreiben wir es Voltaire zu.

Wenn sich ein Licht über Europa ausbreitet, dessen Einfluß alle Geschäfte der Politik, des Handlungswesens,

der Künste und Wissenschaften empfinden, so ist die Urheberschaft auf Voltaire zurückzuführen.

Wenn die Furie des Fanatismus und der Pfafferei zu Boden liegen und die Mastställe der Religion in Deutschland abgeschafft werden, so soll man eingestehen, daß Voltaire die Anregung dazu gab.

XVI.

Ueber Voltaire's Tod.

Voltaire war, wenn man will, kein minderer Selbstmörder als Rousseau. Daß er, wie es heißt, unter Lorbeeren erstickte, ist eine Albernheit; denn obgleich Niemand bestreiten kann, daß die Freude eben so gefährlich zu werden vermag als die Traurigkeit, und daß die Erschütterung einer 84jährigen Seele auf die eine oder andere Weise einen verderblichen Stoß herbeiführen muß, so bezeugt nichtsdestoweniger das Visum der Aerzte, welche seinen Leichnam öffneten, die edlern Theile, nämlich Hirn und Herz wären so gesund und kräftig gewesen, daß er der Ordnung der Natur nach noch zehn Jahre hätte leben können.

Folgender eben so denkwürdiger als durchaus beglaubigter Zug erklärt Alles.

Der Marschall von Richelieu, Voltaire's Idol, besuchte ihn alsbald nach seiner Ankunft in Paris. Nachdem er ihn umarmt hatte, fragte er den Weltweisen, wie er sich befände. „Schlecht, elend, ich schlafe keine Nacht. Und Sie?" „O vortrefflich!" „Ja, ich bin bezaubert über Ihr gutes Aussehen. Wir stehen in Einem Alter; ich sehe Freund Hain gleich, Sie dagegen einem Bacchus. Sagen Sie mir wenigstens, Marschall, wie fangen Sie es an, daß Sie gut schlafen?" „Sehr einfach: mit Hilfe eines Elixirs."

Nun beschwor Voltaire den Marschall, ihm von seinem Arcanum zukommen zu lassen. Dieser schickte ihm ein Flacon mit genauester Gebrauchsanweisung. Voltaire hingegen, der stets an allen Sachen etwas zu verbessern hatte und dem man selten recht thun konnte, nahm eine dreifache Portion davon.

Sofort verfiel er in einen Schlummer, der 36 Stunden

währte, und von nun an begann er ersichtlich aber schmerzlos abzulöschen. Binnen drei Tagen war er eine Leiche. Eins seiner letzten Worte lautete: „Grüßt mir meinen Bruder Kain, den Marschall!"

Gleichwol meldeten fanatische Blätter, Voltaire sei unter schrecklichen Convulsionen und in einer Art von Raserei gestorben, wobei er in seinen Nachtstuhl gegriffen und von seinem eigenen Kothe verschluckt hätte.

Diese Unwahrheit ist auf folgende Thatsache zurückzuführen: Als der Pfarrer von St. Sulpice erfuhr, daß Voltaire in den letzten Zügen liege, eilte er herbei, um wo möglich sein Seelsorgeramt geltend zu machen. Voltaire aber, der bereits nicht mehr sprechen konnte, ergriff sein Nachtgeschirr, um es dem Geistlichen an den Kopf zu werfen. Ehe er dies jedoch auszuführen vermochte, nahm es ihm sein Neffe, der Abbé Mignot, der an seinem Lager stand und ihm die Augen zudrückte, aus der Hand, wobei sich ein wenig auf die Bettdecke verzettelte, das von des Sterbenden Fingern zufälligerweise berührt wurde.

XVII.

Beisetzung der Asche Voltaire's.

Das französische Volk hatte beschlossen Voltaire's Asche zu verewigen und sie im National-Pantheon beizusetzen. Sein Leichnam wurde also von Sellieres, wo er vor den Verfolgungen des Fanatismus verborgen lag, abgeholt.

Es war am 10. Juli 1791, demselben Tage, wo der „Mahomed“ das erstemal auf der Bühne erschienen, als des Dichters Asche vor dem Schlagbaume zu Paris ankam. Der Stadtrath in pontificalibus empfing den Sarg und hob ihn vom Wagen. Er wurde dann auf einen im römischen Stile erbauten Triumphwagen gesetzt und, umgeben von der Nationalgarde, auf den ehemaligen Bastilleplatz geführt, der mit Festons geschmückt war. Auf der Mitte desselben erhob sich ein Piedestal, erbaut aus Trümmern der Bastille, mit der Inschrift: „Hier, wo Dich der Despotismus einst gefesselt hielt, erwarte, o Voltaire, die Ehren, welche Dir das dankbare Vaterland weiht!“

Dort ruhte Voltaire's Leiche drei Tage lang auf dem Paradelager.

Am 13. begann die feierliche Beisetzung. Der Donner von dreihundert Kanonen kündigte sie an. Darauf folgte das Geläute aller Glocken der Stadt und nächster Umgegend: eine erhabene Symphonie!

Nun begab sich der Stadtrath in 52 Trauerwagen nach dem Bastilleplatz, von wo aus sich der Zug wie folgt in Bewegung setzte:

1. National-Cavalerie.
2. Eine Abtheilung National-Schanzgräber.
3. Die Kriegsjugend mit ihrer Fahne und Musik.
4. Die Clubs nach ihrem Alter und mit ihren Panieren.

5. Das Bastille-Viertel (la section des plantes), bestehend aus Maurern, Zimmerleuten, Dachdeckern und allen den Handwerkern, welche bei der Niederreißung der Bastille betheiligt gewesen.
6. Die Bürgerschaft der Vorstadt St. Antoine, in deren Bezirk die Bastille lag.
7. Eine Amazone mit einer Axt in der Hand, auf deren Eisen man las: „ultima ratio Populi.“
8. Ein Sessel, getragen von 4 Römern, auf welchem die Vaterlandskrone ruhte.
9. Sämmtliche Maires der umliegenden Dorfschaften und Gemeinden.
10. Ein Sessel, getragen von 4 Syrakusanern, auf dem das Protocoll über die Erstürmung der Bastille vom 14. Juli 1789 lag.
11. Dussaulx, der erste Ersteiger des Bastille-Walls, nebst den Männern, welche ihn dabei unterstützten.
12. Eine Bahre, getragen von 4 Spartanern, mit den eroberten Waffen der Bastille.
13. Eine zweite Amazone.
14. Ein Sessel mit der Figur der Bastille, getragen von der Fraternität „zum Freiheitshut.“
15. Mirabeau's Brustbild, umgeben von 4 Medaillons mit den Bildnissen Franklin's, Rousseau's, Desille's und Montesquieu's.
16. Die sogenannte Waffenbrüderschaft.
17. Die Schweizergarde.
18. Die „Cent-Suisses“.
19. Die National-Waffen-Reiterei (Gendarmerie).
20. Die Fraternität der „Constitutionsfreunde.“
21. Die Electeurs.
22. Die Viertelsvorsteher.
23. Die Schauspieler.
24. Voltaire's Bildsäule, umgeben von den Zöglingen der Maler-Akademien, sämmtlich in antikem Costüm und

jeder mit einem Medaillon in der Hand, das den Titel eines der Werke des Unsterblichen enthielt.

25. Die Literatur, als Voltaire's Familie, in Trauerflören.
26. Zwei Genien, welche in einem vergoldeten Schrank, auf dem eine Leyer und ein Lorbeer ruhte, eine prachtvoll gebundene Gesammtausgabe der Werke Voltaire's trugen.
27. Ein Trauer-Musikcorps in antikem Costüm, dessen Tonstücke zu dieser Feierlichkeit besonders componirt waren.
28. Die Musen in ihrem mythologischen Costüm und mit Trauerflören.
29. Der Sarkophag in einem von 12 schneeweißen Rossen gezogenen antiken Trauerwagen. Im Sarge ruhte der Leichnam unverdeckt, das Antlitz gen Himmel gekehrt, zu seinem Haupte vom Ruhme umschwebt, der eine Krone über ihm hielt. Auf der einen Seite des Sarkophags die Inschrift in Gold: „Er rächte Calas, La Barre, Sirven und Montbailly"; auf der andern: „Er ist es, der unsere Freiheit vorbereitet hat."
30. Der Syndicus der Stadt Paris.
31. Sämmtliche Stadträthe mit Bailly, dem Maire, an der Spitze.
32. Eine Deputation der Nationalversammlung.
33. Die städtischen Beamten.
34. Die ländlichen Beamten.
35. Das Veteranen-Corps.

In dieser Ordnung ging der prachtvolle Zug den Boulevards entlang gegen den Pontneuf zu. In der Nähe des Opernhauses wurde Halt gemacht. Unter den Säulen desselben stand die gesammte Oper im Costüm des „Samson", welche einen Hymnus aufführte und damit zu der ergreifenden Feierlichkeit wesentlich beitrug. Dies geschah in der Nähe des Hauses der Pflegetochter Voltaire's, der Frau

von Villette, das an diesem Tage ganz besonders geschmückt worden. Eine grünende Halle, an deren Deckenwerk eine Bürgerkrone in Guirlanden hing, bildete den Eingang. Inmitten derselben gruppirte sich auf einem Amphitheater ein Kreis von Nymphen in weißen Gewändern, mit Rosenkränzen auf der Stirn und himmelfarbenen Schärpen um den Leib, und unter ihnen Frau von Villette in tiefster Trauer, das Haupt gesenkt und mit weißen Rosen umwunden, eine Schnur von eben solchen über Schultern und Hüften und ein weißes Tuch in der Hand. Daneben ihre Tochter in gleichem Costüm zwischen den beiden Töchtern des unglücklichen und unvergeßlichen Calas: ein äußerst fesselndes Bild.

Im Uebrigen war die Halle so angelegt, daß sie der Leichenzug nothwendig passiren mußte. Als nun Voltaire's Bildsäule, von Houdon's Meisel gefertigt, sich nahte, stieg Frau von Villette mit Würde vom Amphitheater herab, näherte sich ihr in sichtbarer Erregung, neigte ihr Haupt an deren Brust und schien einige Minuten ganz stillem Schmerz hingegeben. Dann ergriff sie die Bürgerkrone und bedeckte damit die Statue. In diesem Moment brachen die Empfindungen aller Anwesenden in lauten Strömen aus. Es war eine der erhabensten Scenen von der Welt.

Nachdem sie dann ihre Tochter umarmt und ihr das Bild des unsterblichen Mannes zu küssen gegeben, sie somit gleichsam öffentlich der Tugend, der Vernunft und Freiheit geweiht hatte, schloß sie sich sammt dem Nymphenchor dem Trauerzuge an.

Auf dem Pontneuf machte er zum drittenmale Halt. Hier war es, wo fast eine Million Menschen sich ergoß, um ganz den Ueberblick und die Ordnung des Ganzen zu genießen und seinen Beifall erkennen zu geben. Ein schlichter Bauersmann seufzte naiv: „Eh bien! le voilà donc celui qui nous a désembêtes!“

Allein hier zeigte sich auch einer der schönsten Züge in dem Drama. Eine Ode, von Chesnier gedichtet und von

Gossec in Musik gesetzt, kam zur Aufführung: ein Meisterstück des Genies in beiden Künsten, denn nicht nur drückten die Verse den Ruhm Voltaire's als Wohlthäters der Menschheit in den erhabensten Worten aus, sondern die Musik bestand auch aus lauter antiken Instrumenten, welche man nach den Mustern gefertigt hatte, welche die Figuren an der Bildsäule Trajans aufwiesen, und worauf die Musiker ein besonderes Studium verwendet hatten. Diese Idee war nicht blos neu, sondern auch von erschütternder Wirkung.

Nun bahnte sich der Zug unter dem Gedränge einer unübersehbaren Volksmenge, welche immer voraufeilte und die Straßen mit Blumen bestreute, seinen Weg am alten Theater vorüber, dessen Giebel zwei Genien darstellte, welche die Büste Voltaire's mit einem Eichenkranze krönen; darunter die Worte: „Im siebzehnten Jahre seines Alters dichtete er den Oedipus."

Erst in der Dämmerung erreichte man das Nationaltheater, wo eine Colonnade, geziert mit Guirlanden und Festons im feinsten Geschmacke, erbaut worden, deren einzelne Säulen in einem Medaillon den Titel je eines der dramatischen Werke des Verewigten entgegenstrahlten, und über alle die Inschrift: „Im drei und achtzigsten Jahre seines Alters schrieb er Irene." Musik trug den Freiheitschor aus dem Samson vor, und endlich segnete man die Leiche ein und senkte sie in die Gruft des Pantheon neben die Urne Mirabeau's.

Eine solche Feier des Genie's, hier nur schwach angedeutet, liefert weder die alte noch die neue Geschichte. Die Legenden der Heiligen erblassen davor, und die Philosophie bezeugt in tiefstem Schauer, daß ein solcher Triumph allein den Helden der Freiheit und Humanität gebührt. Nie, seit die Welt um die Sonne läuft, widerfuhr einem Sterblichen Gleiches. Doch man gestehe auch, daß eine Nation, welche solche Ideen zu erfassen und auszuführen vermag, sehr groß und sehr erleuchtet sein müsse.

XVIII.

Dorat.

Dorat, ein geborner Pariser, wird immer unter den Schriftstellern genannt werden müssen, welche der französischen Literatur zur Ehre gereichen. Die Natur hatte ihn zum Poeten berufen. Sie gab ihm außerordentliche Leichtigkeit des Ausdrucks, Sinn für wahre Schönheit und blühende Phantasie. Alle seine Werke haben ein gewisses liebliches Colorit und einen Reichthum von Tönen, welche dafür sprechen, daß er ein geborner Dichter war.

Es ist fast unmöglich leichtere und zierlichere Verse zu machen als folgende:

De quels poids on est soulagé
Lorsque l'on perd une maitresse!
Enfin, amis le charme cesse;
Je suis heureux, j'ai mon congé.
Tout m'amuse, et rien ne me lie;
Il faut pourtant en convenir:
Laïs est jeune, elle est jolie;
C'est pour cela que je l'oublie.
On risque à s'en ressouvenir.
Que je hais ce front ou respire
L'interessante volupté.
Cet art de tromper de seduire,
Si semblable à la vérité,
Et sa folie et sa gaité,
Et le charme de son sourire.
Que je dedaigne, que je hais
Cette flottante chevelure,
Qui sert de voile à ses attraits,
Ou bien qui leur sert de parure.

Ce sein qu'amour sait embellir,
Qui s'enfle, s'élève ou s'abaisse
Au moindre souffle du desir,
Ou la'rose semble fleurir
Sous la bouche qui la caresse,
Ses caprices qui sont des loix,
Ce feu dont son oeil étincelle
Et les sons touchans de sa voix,
Qui jure une ardeur éternelle
A cinquante Amans à la fois.
Je la deteste, je l'abhorre!
Mais ... c'est trop m'entretenir,
Car à force de la hair
Je pourrois bien l'aimer encore.

Congé à Madame P*.

Dorat stammt aus guter Familie. Wie alle junge Franzosen von Stand wählte er in seiner Jugend die Waffen und diente bei den sogenannten grauen Mousquetaires. Entschiedener Hang zur Dichtkunst aber verbunden mit dem Ehrgeize, zu einem Sitz in der französischen Akademie zu gelangen, bewog ihn seine Charge zu verkaufen und das Schwert mit der Feder zu vertauschen.

Die Zahl seiner Schriften ist groß. Alle tragen den Unterscheidungszug an sich, daß sie dem schönen Geschlecht geweiht sind. Er ist der Jacobi der Franzosen.

Eine seiner hauptsächlichsten in dieser Art ist das Journal des Dames, die Iris der Franzosen. Frau von Maisonneuve, Dorat's Schülerin, hatte es begonnen; der Mangel jedoch, an welchem sie ihren Meister leiden sah, bewog sie ihr Privilegium an ihn abzutreten. Dies Journal war die Beschäftigung seiner letzten Jahre und der Stützpunkt seines Lebensunterhaltes bis an seinen Tod.

Seine anderweitigen literarischen Erzeugnisse bestehen in Gedichten, Lustspielen, Tragödien, Erzählungen u. s. w.

Er versuchte sich in allen Fächern der Dichtkunst, und größtentheils nicht ohne Erfolg.

Dorat war in den feinsten Gesellschaften von Paris ein gern gesehener Gast. Er besuchte die vornehmsten Häuser und stand auf der Liste der ordentlichen Mitglieder jener beneidenswerthen wöchentlichen Zusammenkünfte in den Salons der Damen Cassini, Marchais, Necker und Mademoiselle de l'Espinasse. Ebenso sah man ihn in den geistreichen Versammlungen der Frau Geoffrin, der Frau Favart und des Herrn von Beaumarchais. Die hervorragendsten jungen Adeligen bildeten seinen Schülerkreis. Mit dem Marquis von Pezai, dem Ritter Bouflers, mit Guibert und andern Schöngeistern des Hofs stand er in engster Verbindung.

Gleichwol starb er voll Lebensüberdrusses und vom drückendsten Mangel heimgesucht auf der Hälfte seines Wegs: er war noch nicht älter als 46 Jahre, als ihn der Tod auf einem Bette, das ihm die Schauspielerin Faunier mitleidig geliehen, umarmte.

Lebensüberdruß und Mangel jedoch hatte er vornehmlich übertriebener Empfindlichkeit und allzugeringem Geschick für haushälterische Ordnung zuzuschreiben.

Alle seine Schriften sind von den schmerzhaftesten Klagen über Unglücksfälle und Verfolgungen, die ihm das Leben verbitterten, durchwoben. Noch in den letzten Tagen schrieb er:

„Als ich die schriftstellerische Laufbahn betrat, trafen mich sofort alle möglichen Wirbelstürme der herrschenden Secte. Sie hoben mich aus meinem Ruhepunkte und rissen mich in einen Abgrund fort.

Ich befand mich in dem glücklichen Alter, wo man nur zu lachen nöthig hat. Von diesem Rechte wollte ich Gebrauch machen und scherzte daher über die Gleißnerei unserer Philosophie und Wissenschaften.

Wie weit war ich entfernt vorauszusehen, was mir be-

vorstand! Schon in meinen ersten Schritten wurde ich gehemmt. Man wies mir die Schranken an, worin ich zu beharren hätte. Ich wagte es aber über sie hinwegzusetzen. Spott, Verfolgung, Unterdrückung sind die Folgen, die ich bis jetzt davon trug. Alles vereinigte sich, meine Existenz zu vernichten."

Indeß ist doch anzunehmen, daß sein Leben minder dornenvoll gewesen wäre, wofern er nicht geflissentlich den Haß der damaligen Tonangeber in der Literatur gegen sich erweckt und seinen Aufwand mehr eingeschränkt hätte.

Nur aus Unwissenheit und Böswilligkeit konnte ein Pariser Blatt die Benachrichtigung von seinem Heimgange mit der Bemerkung schließen: „Dorat ist ein neuer Beweis, daß es das Schicksal der Philosophen ist im größten Elende zu sterben, daß die Philosophie nicht einmal Beerdigungskosten zu beschaffen vermag."

Dorat's Schicksal beruhte zum Theil gerade darauf, daß er ein Antipode der Philosophie und ein Gegner ihrer Orakel war.

Er selber schrieb ja:

„Was mir am nachtheiligsten ward, ist, daß ich den großen Propheten unseres Jahrhunderts, diesen berühmten Wiederherstellern der Moral und Gesetzgebung, diesen mächtigen Beherrschern des Tons, in den Weg rannte.

In Wahrheit, ich hoffte bei ihnen Duldsamkeit, Verträglichkeit, Weisheit, mit einem Worte alle jene hohen Tugenden anzutreffen, welche sie mit so vielem Geräusch predigten. Ich wähnte in meiner Harmlosigkeit, daß pedantischer Prunk mit dem stillen Studium der Weisheit unverträglich wäre.

Statt dessen fand ich nichts als affectirte Schulfüchse, metaphysische Schwätzer, kahle Schwärmer."

Man urtheile, ob Dorat nun zur philosophischen Clique gerechnet werden durfte.

An einer andern Stelle spricht er:

„Ich wußte nicht, daß man in unsern Tagen keine Verzeihung erlangt, wenn man gute Grundsätze hegt. Ich kannte die Systeme der berühmten Brüderschaft nicht, welche Philosophie lehrt ohne weise zu leben, sich tolerant nennt, weil sie schöne Phrasen über Toleranz macht, sich der Welt nützlich zu sein dünkt, weil sie diejenigen verfolgt, welche anders denken als sie selbst."

Es ist also sicher, daß der Dichter der „Cantiques spirituels sur les points principaux de la religion" nicht armselig lebte, weil er zu den Philosophen gezählt worden, sondern weil er gar zu wenig von Philosophie verstand. Seine Uneinigkeit mit den Philosophen gerade hielt ihn von einer Stellung an der französischen Akademie, die er sehnsüchtig begehrte, fern, denn von jenen hing die Ertheilung ab; und eben so von den Gnadenspenden des Hofs, worauf ihn die Musterhaftigkeit seiner Sitten, seine Verdienste um die Literatur, und selbst seine Armuth ein Anrecht zu verleihen schienen.

In der That, die Philosophie war so wenig Willens ihre Jünger der Armuth zu überlassen, daß sie diese im Gegentheil mit allzureichem Segen bedachte. Die reichen Verlassenschaften eines Fontenelle und Voltaire, und die so glücklichen Verhältnisse eines Alembert, Marmontel, Helvetius und Raynal waren überzeugende Beweise ihrer Freigebigkeit.

XIX.

Aus Linguet's Leben.

Der Ursprung der famosen Neckereien Linguet's mit der französischen Akademie und Herrn La Harpe ist folgender. Am 25. des Erntemonats 1766 entschied die Akademie herkömmlicher Weise über die eingegangenen Concurrenz-Arbeiten. Linguet's Abhandlung: „Epitre aux Rois conquérans“ erhielt nur ein Accessit, La Harpe dagegen wurde der große Preis zuerkannt. Von dem Augenblicke an schwor Ersterer den Beiden unversöhnliche Fehde.

Einst wohnte ich einem Hauptspaße bei, der mir unvergeßlich ist. Die Pariser Akademie hielt eine Aufnahme, wenn ich nicht irre die des Marschalls Herzogs von Duras. Eine Menge Nymphen garnirte die Scene. Der Vordergrund war vom höchsten Adel und den brillantesten Geistern der Literatur besetzt. Hier flimmerte und schimmerte Alles.

Um nun dies Fest nicht von der Canaille entweihen zu lassen — so drückte sich der Secretair der Akademie sehr bescheiden über die andern, im Vorsaal harrenden Schriftsteller aus — schloß man die Thüre ab und pflanzte zwei handfeste Appenzeller davor.

Dies erregte allgemeines Mißvergnügen unter der Versammlung, unter welcher ich mich zu befinden die Ehre hatte. Man machte laute und zum Theil sehr spöttische Bemerkungen über diese neue Polizei. Endlich fing einer der Anwesenden, ich glaube es war Linguet, an: Wozu sollen wir uns ärgern, meine Herren! Können wir nicht so gut Akademie spielen wie die Andern? Der Ort ladet uns dazu ein. Ich verpflichte mich, Sie zu entlangweilen, wenn Sie mir die Erlaubniß dazu ertheilen.

Nun stieg er auf einen Stuhl und hielt aus dem Steg-

reife eine Lobrede auf das Pferd des Caligula. Nie wurde in einem Raume so viel gelacht: man vernahm ein Meisterstück von Sarkasmen, die pikanteste Parodie auf den Act im Innern.

Das unaufhörliche Klatschen und Jubeln drang bis in den Saal und störte natürlich die Handlung der Illustren. Entrüstet trat der Secretair heraus, um sich unnütz zu machen. Man lachte ihn aus. Er drohte mit der Wache; man lachte noch mehr. Jetzt spie er ein paar Flüche über unsere Köpfe und zog sich zurück.

Unsere Akademie ließ sich nicht beirren; mit ununterbrochenem Gelächter und Bravorufen setzte sie sich in der besten Form fort. Ein klügeres Mitglied innerhalb des großen Versammlungssaals ertheilte den Rath, ihn zu öffnen und uns einzulassen, damit wir schwiegen. Es war aber zu spät, Niemand wünschte nun noch einzutreten.

So oft ich las, daß der Jacobinerclub genau nach der Form der Nationalversammlung arbeite, seinen Präsidenten, seine Tribüne, seinen Sprecher und seine Tagesordnung habe, fiel mir beständig unsere nachäffende Akademie ein.

* *

Linguet war bereits aus verschiedenen von ihm geführten Prozeßfällen als einer der geschicktesten Parlaments-Advocaten, als feuriger Redner und siegreicher Vertheidiger bekannt, als im Weinmonat 1769 der berühmte Prozeß ausbrach, welchen die Pariser Buchhändler gegen Luneau de Boisjermain anstrengten. Dieser, ein geschätzter Schriftsteller, vornehmlich durch seinen Commentaire sur Racine bekannt, ließ seine Werke auf seine eigenen Kosten drucken und verbreiten. Darüber empörten sich die Buchhändler und klagten als über eine Beeinträchtigung ihrer Rechte. Boisjermain vertrat also die ganze Gelehrtenwelt, und führte denn auch, unterstützt von Linguet, der sich dabei den Namen des neuen Demosthenes erwarb, deren Sache mit aller

Kraft. Heftig griff namentlich Linguet die Buchhändler an, ihre Beschwerden in Nichts auflösend. „Ich beklage mein Vaterland", sagte er unter Anderem, „wenn seine Schriftsteller nur die Tagelöhner der Buchhändler sein, das Feld der Wissenschaften gleichsam als Sclaven bearbeiten sollen, während jene, eingelullt von ihrer Unverschämtheit und Unwissenheit, einen herrischen Luxus treiben." Er verglich den Ertrag der französischen Schriftsteller mit dem der englischen, dabei anführend, daß Robertson für das Manuscript zu seiner Geschichte Karl V. 4000 Guineen empfangen habe, wogegen die Encyklopädie, „ce vaste depot de toutes les connoissances humains, ce monument qui forme une bibliotheque entiere", welche den Verlegern zwei Millionen Livres eingetragen, ihrem Unternehmer Diderot „et surtout seul architecte de cet immortel édifice", mit vieler Mühe kaum hundert Louis'dor jährlicher Rente erworben. Schließlich läutete er die Sturmglocke über die gesammte Buchhändlerwelt, rief alle Schriftsteller auf, sich gegen die Tyrannei der Verleger, „dieser Blutegel und Henkersknechte der Autoren", zu vereinigen.

Unter den Schriften, welche dieser Rechtshandel hervorrief, machte besonders das „Avis aux gens de lettres" Aufsehen, worin der Einwurf der Buchhändler, daß ihre Handthierung nicht unter den allgemeinen Handelsbegriff zu bringen sei und sie in ihrer Beschäftigung mit blos geistigen Producten über dem Kaufmann stünden, siegreich bestritten und nachgewiesen wird, wie ihr Gewerbe ein blos mechanisches und durchschnittlich nur auf klingenden Gewinn berechnetes wäre.

Am 30. Januar 1770 erfolgte der Ausspruch des Chatelet. Das Betragen der Buchhändler wurde darin entschieden gemißbilligt, ihr Anbringen ein für allemal abgewiesen, und außerdem hatten sie alle Kosten des Rechtsstreites zu tragen.

* *

Als 1767 im Pariser Parlamente die Frage entstand, ob man den Juden bürgerliche Gewerbefreiheit einräumen solle, und die Bejahung Mißmuth im Volke erregte, erschien von Linguet folgendes Epigramm:

Jésus! pardonne l'infamie
De ces Pharisiens nouveaux,
S'ils ont chassé ta compagnie
C'est pour adopter tes bourreaux!

* *

Unter den kleinen Piecen, welche sich unter Linguet's Papieren vorgefunden und nicht durch die Journale bekannt geworden, sind folgende bemerkenswerth:

Quatrain, als Normand d'Etioles, der ehemalige Gemahl der Marquise Pompadour, die Demoiselle Rem, eine Opernnymphe heiratete, mit welcher er längst heimlich gelebt hatte:

Pour reparer miseriam
Que Pompadour laisse à France
Son mari plein de conscience
Vient l'epouser Rem publicam.

Auf Robee, einen seiner Collegen, der ein Gedicht auf die Passion schrieb:

Tu croyois ô divin Sauveur
Avoir bu jusques à la lie,
Le calice de ta douleur
Il manquoit à ton infamie
D'avoir Robé pour Défenseur.

Auf Ludwig XVI. Hof:

Ami notre jeune Monarque
En veritable Télémaque
A pris le bon sens pour Mentor
Et pour conseil l'expérience,
La probité, la prévoyance,
L'économie, est son trésor,

Il a pour femme la tendresse
Tous les sujets pour ses enfans
Et la vérité pour maitresse.
Que deviendront les courtisans?
S'il est possible, honnêtes gens.

Auf Moreau, den Leibarzt des Erzbischofs von Paris und seinen Fistelschnitt am Hintertheil der Eminenz!

Moreau! quelle est ta gloire et ta vocation!
Le Ciel t'a réservé pour cette occasion:
Il anime ton zèle et ton patriotisme;
Par toi s'operera ce grand événement,
Ton bras sappera sourdement
Le fondement du fanatisme.

XX.

Freron.

Nekrolog eines literarischen Scheusals.

Freron ward im Jahre 1719 geboren. Er hatte die Narrheit sich einen Edelmann zu nennen. Inzwischen gestand man ihm blos zu, daß er aus ehrlicher Familie stamme. Durch seine Mutter war er in einem gewissen Grade mit Malherbe verwandt, was für einen Schriftsteller ohne Zweifel schätzbarer als ein Adelsbrief.

Quimper in der Bretagne ist sein Geburtsort. So oft Freron in seinen Blättern diesen Ort erwähnte, sprach er „meine Provinz", wie ein großer Herr von seinen Herrschaften spricht.

Er war sehr früh in den Orden der Jesuiten getreten, blieb aber nur einige Monate darin. Es ist eine oft gemachte Beobachtung, welche diesem Orden eben so zum Ruhme gereicht als seinen Schülern, daß diese ihm immer Anhänglichkeit bewahrten. Bei Freron war es hinreichend Jesuit zu sein, um ein Anrecht auf seine Lobsprüche zu erhalten. Doch ist's möglich, daß die Speculation hieran eben so viel Antheil hatte als die Dankbarkeit.

Unter der beträchtlichen Zahl Derer, die diesen Orden verließen, sind wenige Beispiele bekannt, daß sie die düstere Einfachheit seiner Tracht plötzlich mit dem grellen Putz eitler Weltlinge vertauscht hätten. Gemeiniglich pflegten sie noch einige Zeit die Abbékleidung zu tragen und sich erst nach und nach die Airs der großen Welt anzueignen. So erschien denn auch unser Autor zunächst unter dem Titel eines Abbés in Paris.

Hier attachirte er sich an den berühmten Desfontaines, gleichfalls Exjesuit und Herausgeber eines Journals. Bei

diesem machte er seine Lehrjahre, nach deren Endigung er mit der brillanten Ankündigung auftrat: Lettres de Madame la Comtesse de ** sur quelques écrits modernes (1746).

Von nun an legte er das Abbékrägelchen ab und nannte sich Chevalier Freron. Er kam jedoch bald zur Vernunft und blieb bescheiden Monsieur Freron oder vielmehr blos Freron; denn da er die Gewohnheit hatte alle Menschen allzugern zu duzen, mußte er sich auch gefallen lassen, daß man ohne Umstände mit ihm verfuhr. Die Familiarität war einer seiner hervorstechendsten Fehler.

Kaum erschien obiges Werk, ein Journal, erntete er auch die Erstlinge der unangenehmen Früchte, welche den Journalisten aufbewahrt sind. Dies bewog ihn nach einem Protector und einem Rückhalt zu spähen. Beides fand er in Stanislaus und dessen durchlauchtigster Tochter, der Königin. Alsbald veränderte er den Titel seines Journals in: Lettres sur quelques écrits de ce tems (1749). Natürlich erforderte der Schritt, sich unter den Schutz der Königin zu begeben, die Pflicht, sich dieser Gnade niemals unwürdig zu zeigen. Und daraus ging wieder hervor, daß er sich nicht blos von der damals schon um sich greifenden freigeistigen philosophischen Schule fern hielt, sondern sie auch aus allen Kräften bekämpfte.

Verschiedene Personalien mußten ihn namentlich Voltaire von vornherein verhaßt machen: Er war ein Jesuitenzögling, hatte seine ersten Fechterkünste unter dessen giftigstem Feinde erlernt, kündigte sich als Widersacher der Philosophen an und heuchelte Strenggläubigkeit. Unterdessen bleibt es doch schwer zu entscheiden, wer zuerst zum Angriff überging. Fast möchte man wetten, daß es Freron nicht war, denn in seinen ersten Blättern weht der Geist einer ungemeinen Verehrung jenes großen Genies, und es scheint, daß ihm Voltaire trotzdem auch nicht die kleinste Rüge ungeahndet hingehen lassen wollte. So viel man aus einer

Menge wirrer Erzählungen beurtheilen kann, war es der Letztere, der die Feindseligkeiten eröffnete. Das ist aber Thatsache, daß nach einmal ausgebrochenem Kriege Freron nicht das mindeste mehr von einem Vergleiche oder einer Aussöhnung wissen wollte. Er befolgte den bekannten Lehrsatz der Politik, daß wenn ein Unterthan den Degen gegen seinen Souverain gezogen, er ihn nicht wieder in die Scheide stecken dürfe.

Wirklich erfuhr der Kunstrichter sehr bald, welche Uebermacht er herausgefordert hatte. Auf Voltaire's Betrieb wurde sein Journal verboten.

Den Hergang erzählt man so.

Im ersten Briefe des sechsten Bandes (1752) befindet sich folgende Stelle: „Wenn es einen Schriftsteller unter uns gäbe, der von einer rasenden Ruhmbegierde beseelt wäre, sich aber in Anwendung der Mittel sie zu befriedigen betröge; einen Schriftsteller, der in seinen Schriften bisweilen erhaben, in seinem Betragen jedoch immer niedrig ist, der manchmal große Leidenschaften schildert, für seine eigene Person hingegen blos kleinliche offenbart; der ohne Unterlaß Einigkeit und Gleichheit im Reiche der Gelehrten predigt, und dennoch Alleinherrschaft auf dem Parnaß mit dem despotischen Hochmuthe eines Sultans verlangt; dessen Feder nichts als Reinheit und Tugend ausströmt, dessen Geist aber beständig den rechten Glauben untergräbt; der seine Meinungen nach Ort und Zeit ändert, zu London ein Independent ist, Katholik zu Paris, Andächtler zu Wien, tolerant in Rußland; wenn, sage ich, das Vaterland einen Schriftsteller von solcher Beschaffenheit geboren hätte: so bin ich versichert, wir würden den Verdiensten seines Talents die Ausschweifungen seiner Vernunft und die Laster seiner Seele verzeihen."

Voltaire ist hier also mit keiner Silbe genannt noch persönlich gezeichnet; alle Welt flüsterte sich indeß zu, daß nur er darunter gemeint sein solle, und er selber fühlte dies,

ohne daß man es ihm sagte. Er trug seiner Nichte in Paris, der Mademoiselle Denis, auf, in seinem Namen die nöthigen Schritte bei der Censur zu thun, welche das Journal sogleich verbot.

Freilich mußte Voltaire für diese Genugthuung büßen, denn es erschien das Spottgedicht auf ihn:

La larme à l'oeil, la nièce d'Arouët,
Se complaignoit au surveillant Malsherbes
Que l'écrivain, neveu du grand Malherbe
Sur notre épique osât lever le fouet:
Souffrirez-vous, disoit elle à l'édile,
Que chaque mois ce critique enragé
Sur mon pauvre oncle à tous propos distile
Le fiel piquant dont son coeur est gorgé?
Mais, dit le chef de notre librairie,
Notre Aristarque a peint de fantaisie
Ce monstre en l'air que vous réalisez . . .
Ce monstre en l'air! Votre erreur est extrême.
Reprend la nièce: Eh! Monseigneur, lisez
Ce monstre là, c'est mon oncle lui-même!

Sechs Monate später bekam Freron die Erlaubniß sein Journal wieder fortzusetzen. Zwar behauptete er feierlichst, daß er diese Erlaubniß niemand anders als dem Könige von Polen verdanke, allein eine bei dieser Gelegenheit veröffentlichte und vom Publicum mit allgemeinstem Beifall aufgenommene Brochure: „Le contrepoison des feuilles“ machte bekannt, daß Voltaire selbst um die Wiederherstellung jenes Journals gebeten, da dessen Herausgeber keinen andern Lebensunterhalt habe. Kaum war dies in die Oeffentlichkeit gedrungen, verlästerte ihn Freron neuerdings; Voltaire versetzte aber nur die Worte: „Que me veut donc le ver sorti du cadavre de l'Abbé Desfontaines!“

Freron's persönliche Freiheit wurde sehr häufig unterbrochen. Er machte nach und nach mit sämmtlichen Gefängnissen von Paris Bekanntschaft. Außerdem lag er in

unaufhörlichem Federkriege mit andern Schriftstellern. Es existirte Niemand im Gefolge der Muse, den er nicht gegen sich gereizt hätte, selbst bis zur Mademoiselle Clairon. Diese glaubte sich in der zweiten Nummer seines Journals vom Jahre 1765 verhöhnt zu sehen, und auf ihre Anzeige hin sperrte man ihn in's Fort l'Eveque. Umsonst suchte ihn die Königin davor zu bewahren; die Schauspielerin drohte mit ihrem sofortigen Abgange, wenn man ihr nicht Genugthuung verschaffe.

Ein fliegendes Blatt: „Eloge prononcé par la folie" (1760) hatte ihn zum erstenmal in das Fort l'Eveque gebracht. Es war eine Art Leichenrede auf den eben verstorbenen Marquis Bacqueville, der als Sonderling berühmt war, wie er denn auch infolge des thörichten Eigensinnes starb, daß er durchaus nicht sein Haus verlassen wollte, obschon es von allen Seiten in Flammen stand. Er war keineswegs in jener Leichenrede genannt und aus vermeintlicher Vorsicht hatte der Verfasser über den Sohn Lob im Ueberfluß ausgeschüttet; dennoch ließ sich dieser damit nicht düpiren, sondern ruhte nicht eher, als bis man Freron auf die Festung geschickt hatte.

Noch schlimmer erging es ihm im Jahre 1763. Er erhielt nämlich als einen Beitrag für sein Blatt die Schilderung eines Beispiels von Großmuth, bei deren Lectüre ihm die Thränen aus den Augen stürzten. Er beeilte sich diesen Aufsatz seinem Journale einzuverleiben, ohne auf den Gedanken zu gerathen, daß er eine der feinsten Satiren auf den verunglückten Plan des ersten Ministers, des Herzogs von Choiseul wäre, Guiana zu bevölkern. Diesem erschien die Schilderung in ihrem wahren Lichte, und Freron wanderte aller Vorstellungen ungeachtet in die Bastille.

Wenn man dergleichen Züge liest, so glaubt man über den Despotismus der Regierungen, über das willkürliche Schalten mit der persönlichen Freiheit der Bürger seufzen zu müssen; aber man muß noch ungleich mehr Verachtung

empfinden gegen die Unwürdigkeit eines Schriftstellers, der sich beständig zum Spiele der Ungerechtigkeit, der Gewalt, der Privatrache macht. Hätte Freron die Würde seines Berufes gefühlt, würde er den dürftigsten Zustand solchen Beschimpfungen vorgezogen haben; und wenn er sich zu schwach fühlte dem Drange zur Kritik und Satire zu widerstehen, hätte ihm die Klugheit den Rath eingeben sollen sich in ein bevorzugteres Land zu begeben, wie es andere Schriftsteller thaten, welche ebenso Freunde der Wahrheit als ihrer Ruhe waren.

Sollte man bei diesen Umständen zweifeln, daß Freron in den Fall kam, sich mit den Gefängnissen zu familiarisiren? In der That, sie wurden ihm so zur Gewohnheit, daß er über den Verlust seiner Freiheit jedesmal lachte. Sein Betragen in Verhaft bewies, daß er weder Größe des Gemüths noch Zartgefühl besaß. Er ergab sich dem Trunke, um jeden Anfall von Unmuth zu ersticken. An dem Tage, wo man ihn zum Gefängniß abführte, betrank er sich schon Morgens wie ein Karrenschieber.

Ein solcher Charakter mußte nothwendig zu allen Niederträchtigkeiten befähigen. Freron machte aus der Kritik ein feiles Handwerk, Lob und Tadel verkaufte er in öffentlicher Bude. Jeder, der gut bezahlte, war willkommen. Freron lieferte häufig die verlangte Lobpreisung ohne die Schrift zu lesen, ja selbst nur anzusehen, um die es sich handelte. Natürlich wurden seine Urtheile dadurch verdächtig, natürlich verachtete man ein so mißbrauchtes Talent und ließ ihn unbarmherzig die Geißel der Satire empfinden. Man hat Beispiele, daß dieser elende Wochenblattsfabrikant in einem Athem einen und denselben Autor rühmte und beschimpfte. Das Lob einverleibte er seinem eigenen Journale, den Schimpf brachte er heimlich in ein anderes, so daß Beides an einem Tage zugleich in die Oeffentlichkeit trat. Wenn er sich indeß einmal die Mühe gab eine Beurtheilung gewissenhaft und selbst abzufassen, denn das Meiste

ließ er von Fremden arbeiten, da er Faulheit und Wollust nur schwer überwand, so konnte sie bewunderungswürdig ausfallen. In der Regel war aber Jeder betrogen, der seiner Kritik folgte, ohne das betreffende Werk zur Hand zu haben. Uebrigens wußte er mit einem so seltenen Scharfblick die Seite eines Schriftstellers ausfindig zu machen, woran er Lob oder Tadel knüpfte, daß er den aufmerksamsten Leser überraschte. So sehr dies seinem Kopfe zur Ehre gereichte, befleckte es doch weit mehr seinen Charakter, offenbarte es weit mehr seine niederträchtige und feile Gesinnung.

Wenige Autoren wurden übrigens so gut honorirt als Freron. Duchesne, der Verleger seines Journals in erster Gestalt, bezahlte ihm für den Bogen zehn Louisd'or, und wöchentlich erschienen zwei. Lambert, der Verleger seines Journals in zweiter Gestalt, honorirte jeden Bogen sogar mit fünfzehn Louisd'or. Nach und nach sank es jedoch so, daß es auf dem Punkte war einzugehen.

Da fiel er auf ein anderes Schelmstück. Es erschien nämlich die Ankündigung einer neuen periodischen Unternehmung unter dem Titel: „Année littéraire." Freron versicherte sofort, daß er nicht in der geringsten Beziehung dazu stehe. Kaum aber hatte dies Journal festen Fuß gefaßt, erfolgte das Avertissement: Au Sujet du nouvel ouvrage périodique intitulé l'Année littéraire par Mr. Freron, Membre des Académies d'Angres, de Montauban et de Nancy, Avis au Public.

Dieses Blatt nun ist's, womit er sich bis an seinen Tod beschäftigte, das vornehmlich den Schatz aller Sottisen, Niederträchtigkeiten und Unverschämtheiten enthält, welche aus der fruchtbaren Feder Freron's flossen und seinen Namen als infamen Scribenten in ewiger Erinnerung erhalten werden.

In Verbindung außerdem mit der Direction des Journal étranger, dessen erster Leiter der Abbé Prevot war, bezog er eine Zeit lang ein Einkommen von vierzigtausend

Livres auf das Jahr. Trägheit und Ueppigkeit aber verhinderten ihn an der klugen Benutzung einer so gesegneten Ernte, seinem Berufe ordentlich obzuliegen und die Blätter pünktlich zu liefern. Sehr bald verlor er den Directionsantheil am Journal étranger und sein eigenes Journal nahm ebenfalls an Abonnenten ab. Da er gleichwol seinen Aufwand nicht mäßigte, fiel er in einen Abgrund von Schulden.

Von Natur zur Verschwendung geneigt, lebte er mit einem Luxus, zu dessen Bestreitung kaum das größte Vermögen ausgereicht hätte. Seine Wohnung kostete blos an Vergoldungen dreißigtausend Livres, die Spiegel, die persischen Fußteppiche und das prachtvolle Porzellan ungerechnet. Die Herstellung und Ausschmückung des Kamins allein erforderte zwanzigtausend Franken. Außerdem hielt er Equipage und ein Landhaus in der Vorstadt St. Germain, wo man die delicatesten Soupers fand. Bei ihm war beständig offene Tafel, wie sie ein Generalpachter nicht splendider geben konnte. An dieser versammelten sich seine Anhänger, seine Schmeichler, der ganze stinkende Schwarm der Insecten, welche sich aus den Excrementen des Journalismus erzeugen.

Folgende Anekdote mag zeigen, wie weit die Erniedrigung der Schmarotzer, andererseits die Herrschaft und Sittenlosigkeit des Mäcenas ging.

Ein junger Mann Namens Poinsinet, der sich der Dichtkunst befleißigte, wünschte mit brennender Begierde am Hofe Freron's zugelassen zu werden. Dies, glaubte er, würde ein Mittel sein, sein Talent zu vervollkommnen und ihn in der öffentlichen Meinung empor zu bringen. Er wandte sich deshalb an den Schriftsteller Palissot, den Ceremonienmeister in den Gesellschaften Freron's, der ihm auch die Ehre des Zutrittes zu verschaffen versprach, und dann einen Tag zu seiner Einführung bestimmte.

Der junge Dichter erscheint. An der Thür sagt man

ihm, der Herr vom Hause sei sehr unpäßlich und liege im Bette, nichtsdestoweniger würde man soupiren. Man setzt sich in der That zur Tafel. Die ganze Gesellschaft spricht von nichts, als wie begierig der Aristarch wäre die Bekanntschaft des neuen Gastes zu machen, wie sehr er von dessen Versen und Verdiensten bereits eingenommen. Er hat mir erst vor einigen Augenblicken versichert, setzte Palissot hinzu, daß er, falls er stürbe, sein literarisches Scepter keinen würdigern Händen zu übergeben wüßte, und daß er entschlossen sei, nach beendigtem Souper Alle vor sein Bett zu berufen, um Herrn Poinsinet feierlichst zu seinem Nachfolger auf dem Throne der Musen einzusetzen.

Man sieht, daß ein sehr einfältiger und in der Welt noch sehr unerfahrener Mensch dazu gehörte, um sich von solchen Albernheiten einnehmen zu lassen. Ein solcher Gimpel war unser Dichter. Er hielt alles für baare Münze, zeigte sich über die Complimente ungemein entzückt, und konnte seine Ungeduld, Freron zu sehen, kaum mäßigen.

Schnell hob Palissot die Tafel auf, die ganze Gesellschaft in des Gastgebers Krankenzimmer führend. Ein düsterer Schimmer herrschte hier, wie es in solchen Räumen gewöhnlich ist. Die dichten Fenstervorhänge waren niedergelassen. Zu Kopf saß La Coste, der Verfasser einer Geschichte von Spanien, und wegen seiner tollen Schwänke bekannt, jetzt die Rolle eines Arztes spielend. Er sagt, daß der Kranke wahrscheinlich im Sterben liege und nur den Wunsch habe, daß sich seine Freunde ihm noch einmal nähern möchten.

Bei diesen Worten nimmt Palissot den jungen Dichter, der über die ihm zu Theil werdende Ehre und den kranken Zustand des großmüthigen Freron's zu Thränen erschüttert ist, bei der Hand und führt ihn an das Lager, wo er nichts weiter zu erblicken vermag als eine in Laken eingewickelte Masse Menschenfleisch. „Heilige Hygea!" ruft der begeisterte Poinsinet, „würdige die Welt der Erhaltung dieses

großen Mannes!“ In der That, versetzte der Bouffon von Arzt, der über die Bornirtheit des Dichters kaum das Lachen unterdrücken konnte, es ist hier eine der seltsamsten und bedenklichsten Krankheiten vorhanden. Man müßte sie eigentlich eine Hämorrhoidal-Erysipelas nennen, doch ist sie mit wunderbar abweichenden Symptomen begleitet. Augen und Nase sind nämlich völlig verschwunden, und die Zunge ist so erlahmt, daß der Kranke nur noch einige durchaus unverständliche, eigenthümlich hohle Töne hervorbringen kann.

Hier stieß der Patient eine Art Seufzer aus, die einen säuselnden und still wehenden Klang hatten. Alle hielten die Taschentücher vor's Gesicht; Poinsinet aber, meinend man wolle seine Thränen verbergen, ließ die seinigen unbehindert fließen.

Nun trat der merkwürdigste Akt der Komödie ein. La Coste lüftete den Bettvorhang und sagte, der Kranke habe so eben den jungen Dichter zu umarmen begehrt. Durch seinen Kuß, setzte Palissot hinzu, will er vor uns bezeugen, daß er Sie zu seinem Nachfolger erklärt. Eilen Sie, ihm diesen Wunsch zu erfüllen.

Der junge Mann nähert sich. „Unsterblicher Genius!“ ruft er aus, „möchte ich das Amt, das Du mir vermachst, würdig verwalten! Möchte ich des Beifalls dieser erlauchten Versammlung für immer versichert sein! Möchte der Hauch, den Du ausathmest, in mich fahren und mich neubeleben!“

Bei diesen Worten verschwand die Dunkelheit. Wie bei Theaterscenen wich die Finsterniß einer plötzlich von allen Seiten einströmenden Tageshelle. Die Bettvorhänge und Laken wichen völlig zurück, und präsentirten der Gesellschaft — den entblößten fetten Hintern Freron's, wie ihn der junge Musensohn eben inbrünstig küßte.

Lassen wir unsererseits den Vorhang über diese Unfläterei fallen. Sie ist ein Beweisstück für den schmutzigen Sinn ihres Veranstalters, und ein trauriges Zeugniß von der Niederträchtigkeit, Büberei und Ungezogenheit, welche

leider öfter in den Coterien sogar sogenannter schöner Geister sich in einem Grade breit machen, wie er beim sittenlosesten Pöbel nicht anzutreffen ist. Absenker dieses famosen Literators, der sich zum Richter des Geschmacks, der Sitten und der Religion aufwarf, während er selber auf's Gröblichste dagegen verstieß, sind aller Orten vorhanden.

„Nun ist's genug," rief Freron, indem er lachend und gesund aus dem Bett sprang. „Verzeihen Sie den Scherz, mein Freund, nun gehören Sie zu uns. Auf diese Art werden alle eingeweiht, die in unsern Kreis treten wollen, damit ist unsre Freundschaft geknüpft. Lassen Sie sich den Mund reinigen und setzen wir uns Alle wiederum zu Tisch."

Eigenthümlich, bei Lebzeiten Freron's und noch einige Zeit nach seinem Tode, vermochte sich von den vielen Journalen, welche sich herauswagten, kein einziges neben dem seinigen zu behaupten. Man war an die Polissonerien und die kecken Anzüglichkeiten dieses berühmten Gemeinschreibers ganz und gar gewöhnt. Der Observateur littéraire von Le Brun, der Censeur hebdomadaire des Herrn von Aquin, la Renommée littéraire, les Observations sur la littérature des Abbés de la Port, der Avant-Coureur des Herrn de la Dixmerie — sie versuchten vergebens ihr Glück zu machen. Trotz aller Anstrengungen wurden sie von dem herrschenden Gestirn verschlungen.

Nach seinem Tode geschah es beinahe, wie im Reiche Alexander's. Die Generale des Freron, seine hauptsächlichsten Mitarbeiter am Année littéraire: der Abbé du Port du Tertre, Palissot, der Abbé de la Port, Gastel Dudoyer und Dorat, suchten einen Raub daran zu machen; Jeder bemächtigte sich einer Provinz.

Sonst hat man noch ein besonderes Werk: Opuscules par Monsieur Freron, worin einige sehr glückliche Gedichte, viel Erfindung, reiche Phantasie und glänzende Sprache angetroffen werden.

Uebrigens arbeitete er mühevoll, was er einem Fehler

seiner körperlichen Organisation zuschrieb. Er erzählte auch, daß sich sein Geist sehr spät entwickelt, und eigentlich ein lustiger Vorgang die Ursache wäre, daß er überhaupt etwas gelernt habe. In Verzweiflung über seine immense Dummheit nämlich wären seine Eltern eines Tags auf den Einfall gerathen, ihn auf einen im Vorhofe erbauten Thron zu setzen, und eine Spießruthe in die Hand zu drücken, um damit die dorthin getriebenen Ferkel und Gänse zu beherrschen. Von da ab hätte ihn Jedermann den Schweineprinzen genannt, was seine Eigenliebe so sehr verwundet hätte, daß er von den Büchern nicht mehr wegzubringen gewesen wäre.

In Schulden bis zum Ersticken versenkt, von seinen Gläubigern auf's Aeußerste getrieben, mit der gesammten literarischen und moralischen Welt entzweit, erbarmte sich endlich der Tod seiner. Es war am 13. März 1776 und Freron nach einer seiner lucullischen Mahlzeiten eben in der Komödie, als ihm die Nachricht gebracht wurde, der Chef der Censurbehörden, Herr von Malesherbes, habe so eben den Befehl zu gänzlicher Unterdrückung seines Journals ertheilt. Da sank er vom Schlage getroffen todt zu Boden.

Man fertigte ihm die Grabschrift, die aber nicht auf seinen Leichenstein gesetzt wurde:

Ci gît Freron, et le Diable en enrage
Il ne veut pas qu'il y soit d'avantage.

Er hinterließ eine zahlreiche Familie. Seine Frau, deren Mitgift von zwanzigtausend Livres er binnen drei Jahren an Maitressen vergeudet hatte, erlangte es durch einen Fußfall in Versailles, daß der Abbé Grosier das Journal des Verstorbenen im Interesse der hinterbleibenden Minorennen fortführen durfte. Allein weder dieser noch der Abbé Royau, der Bruder der Wittwe, vermochten es am Leben zu erhalten.

XXI.

Juristerei der Minnesinger.

Daß in den Liedern und Fabeln der Minnesinger Nahrung für den Geist eines Juristen gefunden wird, mögen folgende Pröbchen erweisen.

Zuerst aus dem Lehnrecht.

Man weiß, daß es von Alters her gebräuchlich gewesen, bei Reichslehnempfängnissen den dargereichten Degenknopf zu küssen; daß im Neapolitanischen die Vasallen bei ihrer Belehnung dem König die Daumen zu küssen pflegten (S. Peter Müller's Abhandlung vom heiligen Kuß); daß Damen cum osculo oris belehnt wurden. So verlieh Kaiser Ludwig der Baier seiner Gemahlin die Herrschaften Hennegau, Holland u. m. „mit dem Kuß seines Mundes und mit dem Reichsscepter" (Osculo oris et sceptro imperiali adhibitis — — infeodavimus et investimus etc. S. Heumann, Comment. de re dipl. Imperatric. 304 §. 161).

In einem Liede des Königs Wenzel von Böheim findet sich ein solches Kußlehn:

> Er kuste ir roten munt ir klaren vvangen
> Das vvar der minne leken.

Wie ist's aber mit den Liebesbelehnungen überhaupt zugegangen und welche Feierlichkeiten mußten dabei beobachtet werden?

Burkhardt von Hohenvels soll es beantworten.

Dieser galante junge Ritter macht sein Herz zu einem feudum oblatum. Er trägt's seiner Gebieterin auf, mit der Bitte, es ihm wieder zu Lehn zu verleihen: alles nach dem Brauche der damaligen Zeit, alles nach rechtlicher Ordnung:

Ich vvil die vil guoten vlehen
Umb ein Ding das ich doch han
In gevvalt und in gevver
Daz si lihe mir ze lehen.

Oder nach unserer Mundart:

Ich will die viel Gute flehen
Um ein Ding, das ich doch hab'
In Gewalt und in Besitz,
Daß sie's leihe mir zu Lehen.

Er, der Eigenthümer des Allodialgutes, zweifelt zum Voraus nicht daran, daß sein Lehnsauftrag von seiner Herrin werde angenommen werden, weil es ihr ja keinen Schaden bringen könne. Er überläßt es auch ihrer freien Verfügung, zu welcher Art von Lehn sie es ihm wieder verleihen wolle, z. B. zu einem Zinslehn. In diesem Falle gelobt er, daß er ihr sein Herz, mit Liebe statt des Zinses beladen, jederzeit darbringen werde. Ueberdies wolle er auch, wie es einem getreuen Vasallen eigne und gebühre, seiner Lehnsfrau Ehre eifrigst befördern und sie als Schönste und Beste allenthalben rühmen und preisen von Rechtswegen.

Hier der Antrag:

Sine mag mirs nicht verzihen
Wird min red von ir vernomen
Wan es ist ir ane schaden
Will si mirs ze zinse lihen
So sol ir min herze komen
Mit libe vür zins geladen
Sprich urovve es ist der vville min
Kanstu mich mit vvorten gesten
Vür die schoensten und die besten
Lob ich dich das ist min recht dii ere is din.

Nur dies bedingt er sich noch dabei aus, daß seine Lehnsfrau ihm das Lehn nicht senden, d. i. durch schriftliche Urkunden und Briefe ihm übertragen möchte. Andere Vasallen pflegen sich das gerade umgekehrt als besondere

Gnade auszubitten. Unser Ritter aber will es persönlich empfangen, meinend, dies würde ihnen Beiden wohl behagen.

Und nun frägt er die Pares Curiae um ein gemein Urtheil, wie er es anfangen und vollenden solle, daß Alles in rechtlicher Ordnung geschehe und er die Lehnshuld seiner Dominae directae erwerbe.

Er leistet ihr den Eid der Treue und verspricht ihr Mannrecht zu thun. Er faltet seine Hände vor ihr. Keinen Verzug, kein Lehnsindult will er. Auf der Stelle begehrt er es. Mit der Schleppe ihres Kleides, das er berührt, soll sie es ihm selbst verleihen.

Doch entsolt du mirs nicht senden
Ich vvil selbe zuo dir dar
Da vvird es uns beiden sleht
Ratent vvie sol ichs vol enden
Daz ich in ir hulden var
Wil si ich tuon ir mannesrecht
Mine hende valde ich ir
Rouchet sis so sol ich gahen
Und sol es mit kusse emphahen
Mit ir geren sol sis selbe lihen mir.

Nicht eine einzige Feierlichkeit hat der im Lehnsrecht erfahrene Ritter vergessen, und sein Liedchen ist gewiß so viel werth, als mancher dickleibige Tractat über die Investiturmaterie. Es ist ein Enchiridion juris feudalis germanici. Kann man mehr verlangen?

Soviel vom Lehn. Will man ein gerichtliches Verfahren in Sachen des männlichen wider das weibliche Geschlecht vernehmen, so höre man den spruchreichen Walther von der Vogelweide:

Die herren iehent man sul dan frovven
Wissen daz dii vvelt so ste
Si sehent niht froelich uf als e
Si vvellent alse nider schovven

Ich habe ouch di rede gehoeret
Si sprechent daz ir froeide stoeret
Si sin me danne halbe verzaget
Beidii libes und guotes
Nu man helfe in hohes muotes
Wer sol rihten hie ist geklaget.

Die Männer klagten nämlich gegen die Damen, daß sie nicht mehr so fröhlich, so munter aussähen denn ehemals. Sie schauten Niemand mehr recht in's Gesicht, sondern immer unter sich. Sie baten deshalb, man solle gegen das schöne Geschlecht eine ernste Weisung, allenfalls ein Strafbot ohne Clausel erkennen, und sie, die Männer, in ihren wohlhergebrachten Besitz, vel quasi von einem Paar schöner Augen angesehen zu werden, handhaben.

Die Frauen erhoben aber die exceptio peremtoria, daß die Männer kein Vergnügen mehr gewährten und ihren frühern hohen, fröhlichen Muth selbst unterdrückt hätten. Es käme nur auf eine gefälligere, muntere und vernünftige Aufführung der Mannen an, so würden auch sie sich sofort ändern.

Die Sache selbst blieb also unentschieden.

Zum Personenrecht gehört folgende Stelle aus den goldenen Sprüchen Reimar's von Zweter. Sie erläutert die im Mittelalter übliche Eintheilung der Personen in freie Herren, Dienstmannen, Ritter, Knechte und eigene Leute vortrefflich.

Ein herre von geburte vri
Daz der ein dienest man ein ritter und ein kneht doch si
Darzuo ein eigen man vvie das geschehe des vvundert man noch vvib
Ein vri geburt nicht geirren kan
Ein herre der ensi doch vvol der eren dienest man
Ein rittere siner tat der milte ein kneht der zühte ein eigen lip

Ein herre der sus under snitten vvere
Der dühte mich ein hofcher vvunderere
Hie vri da dienestman dort eigen
Uf dies ein ritter uf das ein kneht
Were er zuo disen fünfen reht
Ein kunigin solt im ir houbet neigen.

Ich wage davon folgende wörtliche Uebersetzung:

Ein Herr von Geburt frei,
Daß er Dienstmann, Ritter und Knecht doch sei,
Dazu ein eigen Mann: wie das geschehe,
Des wundert Mann und Weib.
Eine freie Geburt nicht hindern kann,
Daß ein Herr doch wohl sei der Ehre Dienstmann,
Ein Ritter seiner That, der Milde ein Knecht, der Zucht
ein eigner Leib!
Ein Herr, der so geartet wäre,
Der dünkte mich ein hoher Ehren- und Wundermann.
Hier frei, da Dienstmann, dort eigen,
Darauf ein Ritter, alsdann ein Knecht:
Wär' er zu diesen Fünfen recht,
Eine Königin sollte ihm ihr Haupt neigen!

Will man etwas aus dem kanonischen Rechte, so vergleiche man die Träumereien des Schwabenspiegels über die zwei Schwerter Petri, das weltliche und geistliche, mit der betreffenden Stelle des eben gedachten Reimars, der diese Schwerter ganz anders austheilt.

Ueberhaupt sind die damaligen Minnesänger keine Anhänger der Päpste gewesen, aus leicht begreiflichen Ursachen. Ihre Herren und Meister und Zunftrichter, die schwäbischen Kaiser, hatten von den Päpsten allzuviel Ungemach erlitten.

Das zur Probe aus den Minnesängern. Auch in den bekannten Fabeln dieser Dichter trifft man hie und da Spuren von Juristerei an.

Die Materie von offenen Häusern, Gewährschaften,

Eiden, Pfandschaften, von Mord, Raub und Brand; von der Ministerialität, der Vogtei- und Schirmgerechtigkeit; von Rittersporn und goldnen Schellen; von Austrägen und der Genossenschaft; von der Verjährung, vom Kampfrechte, vom Geleite, von Controversen und Seeldingen; von der im Mittelalter so ungemein beliebt gewesenen Schwarz- oder vielmehr Todtenkunst u. s. w. kann durch gar viele Stellen erläutert werden, welche ich mir aber hier erspare, weil ich nicht gesonnen bin, eine förmliche Minnejurisprudenz zu schreiben.

XXII.

Ueber Virgil's „Silen".

Unter den reizenden Dichtereien des Alterthums hat Virgil's sechste Ekloge, Silen, in meinen Augen immer einen vorzüglichen Werth gehabt. Ich stelle mir den alten Silen vor, wie er in einer von Weinstöcken umschatteten Grotte ruht und ein glücklicher Traum des Schläfers Stirn zu umgaukeln scheint.

Eine Nymphe, Aegle, der Najaden Schönste, und zwei Satyrknaben belauschen seinen Schlummer. Aus Kränzen flechten sie Fesseln für ihn, und mit dem Safte rother Beeren färben sie des schon halberwachten Schläfe. So gestalten sie ihn, nach der ältesten Sitte die Götterbildnisse mit Zinnober zu röthen, dem Ideal der Feldgötter ähnlich.

Verlegen wir diese Scene auf die Insel Kreta oder in's thessalische Tempe, oder in das dem Hirten- und Landleben so günstige Sicilien; verlegen wir es wohin wir wollen, nur nicht in den unsanften, jede Illusion vernichtenden Erdstrich, den wir bewohnen.

Lange hatte der alte Silen den Knaben Gesang verheißen; lange hatte er ihre Hoffnung getäuscht; nun aber will er singen, wenn sie ihn der Fesseln entledigen.

Er singt.

Wunderbar, aber in jenen Zeiten der Mirakel, der Heroen, der Conversation der Götter und Halbgötter mit den Sterblichen nicht ungewöhnlich war die Wirkung des Gesanges. Muthwillige Faunen, welche die Büsche dem Vergnügen der Nymphen so zuträglich und ihrer Tugend so gefährlich machten, mischten sich in die Reihentänze wilder Thiere. Selbst die starren Eichen schüttelten ihre hohen Wipfel.

Silen sang den Streit der Elemente und wie die Samen der Dinge im großen Leeren zusammenrannen. Er

malte das Chaos, den Aeltesten der Götter, nach Hesiod's Bezeichnung. Die Härtung des bisher schlammigen Bodens, die Eingrenzung des Meeres in bestimmte Ufer: Alles gehörte zum Thema seines Sanges.

„Nun staunte die Erde das Licht der uralten Sonne an, das durch die Dünste der feuchten und dicken Atmosphäre noch nie so rein und glänzend hindurch geschimmert. Wälder sah man aus dem lebensschwangern Schoße der Allgebärerin aufsteigen. Noch nie gesehene Thiere irrten in den ihnen unbekannten Gebirgen umher. Aus den Steinen der Pyrrha wurden Menschen. Saturn regierte."

So sang sich Silen durch die Mythologie hindurch. Der Raub des Prometheus, die Leiden Pasiphae's, welche in einen jungen Ochsen verliebt war —

ah! virgo infelix, quae te dementia cepit!

das Schicksal der Schwestern Phaeton's, die mit einer mosigen Rinde umgeben und in Erlenbäume verwandelt wurden. Das Alles berührte der singende Halbgott.

Aux sublimes accens de l'immortel Siléne
Les vents au loin chassés ne troubloient point la plaine;
Les ruiseaux s'arrêtoient et n'osoient s'agiter,
Les Echos admiroient et n'osoient répéter.
Les Nymphes, les Silvains, formant d'aimables danses,
Suivoient d'un pas leger ces brillantes cadences.
Le rivage d'Amphrise et les bois d'Hélicon
Furent souvent charmês par le chant d'Apollon.
Le sombre roi du Stix, aux tendres airs propice,
Fut touché des accords de l'époux d'Euridice.
Mais la voix du vieillard, cher au dieu des raisins,
Charma bien plus encor les rivages voisins.

Gresset.

Oh! wer ruhte nicht gern von den Sorgen und Arbeiten dieses faden Lebens in jenen bezaubernden Gegenden aus, deren Bild noch aus den unsterblichen Werken der glückseligen Alten uns entgegen lächelt!

XXIII.

Ueber Cato's „de re rustica".

Es ist doch wol ein sonderbares Buch, das Werkchen des Cato von der Landwirthschaft. Ich bin dem biedern, ehrlichen und etwas geizigen Alten herzlich gut. Bisweilen aber muß ich über ihn recht lachen.

Daß er kein System schrieb, ist ihm zu verzeihen. Er konnte es ebensowenig als Vater Hesiod, der uns auch eine kleine Anzahl guter Haushaltungs- und Bauernregeln hinterlassen hat. Aber an Ordnung und schicklicher Zusammenstellung fehlt es in der Schrift unseres ältesten römischen Autors von der Oekonomie gar sehr.

Nachdem er urintreibenden und den Nieren heilsamen Wein machen gelehrt hat, ruft er plötzlich aus: „Die Hunde müssen am Tage eingesperrt werden, damit sie des Nachts desto munterer und wachsamer sind." Und nachdem er den Hundejungen diese Instruction ertheilt hat, fährt er sogleich fort von Bereitung des Myrthenweins und der Arznei gegen Würmer Unterricht zu geben.

Gott bewahre unsern Gaumen vor den Kuchen, welche er aus Käse und Honig backen lehrt! Uebrigens ist er ein sehr frommer Mann. Man sieht es aber deutlich, daß seine Religiosität sich auf Eigennutz gründete, wie es gewöhnlich der Fall ist. Wenn er zum Beispiel vorschreibt, daß man das Gesinde nicht hungern und frieren lassen soll, so floß diese Vorschrift nicht aus seiner Menschenliebe, sondern aus seinem Geiz. Er wollte die Sclaven gut gefüttert und gehalten wissen, weil sie alsdann mehr Kraft zur Arbeit hätten und überhaupt besser zu benutzen wären.

Daß ich nicht verleumde, nicht den Vorwurf auf mich ziehe, den man dem Tacitus gemacht hat, ich erklärt die

Handlungen der Menschen gern aus den schlimmsten Beweggründen, so lasse ich jeden Billigdenkenden urtheilen, ob Cato der Gerechte nicht zeigt, daß er seine alten, steifgewordenen Knechte ungern zu Tode füttere: er giebt den filzigen Rath sie abzuschaffen oder an Altreiße (veteramentarii) zu vermäkeln.

Cato ist der Sanct Habermann der Römer, wenn man ihn nach dem Reichthume seiner Opferregeln und Gebetformeln betrachtet. Das Erste was ihm zufolge ein Hausvater beim Aufstehen zu thun hat ist, sich vor dem Lar verbeugen. Man weiß, daß dies ein Hausgötze, der auf dem Feuerheerde zwischen dem Bratenwender und dem Kohltopfe seinen Altar hatte.

Darauf, ehe man im Lenz zu pflügen beginnt, muß man erst dem Jupiter dapalis räuchern. Damit die Ochsen frisch und gut bei Leibe bleiben, gelobe man dem Mars sylvanus auf jeden Kopf eine Hand voll Aehren, ein Stück Speck und eine Schale Wein. Es ist jedoch nicht nöthig dies Opfer aufzuschütten, wenn der Gott nur den guten Willen sieht, alsdann kann man es selbst genießen: thut gut gegen die bösen Nebel.

Ehe man sich zur Ernte anschickt opfert man ein Spanferkel dem Janus, Jupiter und der Ceres Matzkuchen. Cato will ausdrücklich, daß man dieser Dame auch etwas von den Kaldaunen vorsetzen soll. Das Fleisch muß geröstet, der geweihte Wein aber darüber gegossen werden.

Eigennutz und Selbstsucht erklären uns alle Phänomene seiner Frömmigkeit. Es war ihm so sehr an einer guten Ernte und am glücklichen Ausfall seiner Haushaltungsrechnungen gelegen, daß er es mit den Himmlischen, welche so viel dabei mitzureden haben, nicht verderben wollte.

Man darf voraussetzen, daß ein so wirthschaftlicher Mann, der gegen alle unnütze Ausgaben so sehr protestirte, weder Korn noch Weihrauch für ideale Wesen verschwendet haben würde, wenn er von Epikur's Philosophie gewesen

wäre, nach welcher die Götter weder lieben noch hassen und wir von ihnen weder zu hoffen noch zu fürchten haben.

Beim Ausholzen heiliger Haine, ebenso wenn man graben will, sind nach der Theorie des alten Landwirths Sühnopfer nöthig.

Sein medicinisches System hat viel Sonderbares, ist aber doch wol nicht in allen Punkten verwerflich. Seine Apotheke war sehr traglich, und dabei befand er sich eben so wohl, als ob ein Decan der medicinischen Facultät über sie gewacht hätte. Fast Alles curirte er mit Kohl. „Kohl ist das beste aller Küchengewächse. Iß ihn roh oder gekocht, so befördert er die Verdauung. Auch treibt er Urin."

Verrenkungen heilte Cato bald durch Zauberworte, bald durch eine Arie, bald durch ein bloses Quiproquo. Zum Beispiel: „Singe im Dreivierteltakt: In Alio S. F. Motas Vata Daries Dardaries Astadaries Dissunapiter."

Ueberfallen uns die Hämorrhoiden oder die Würmer, so schlagen wir Cato's Büchelchen von der Landwirthschaft auf, und wir werden eine Formel darin finden. Diese spricht man insgeheim aus. Es ist wahr, sie hat keinen Sinn, aber findet man in den Formeln unserer Medicin oft mehr?

XXIV.

Die vier Facultäten
zu Ende des 18. Jahrhunderts.

1. Die Theologie.

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ist sie nimmer, was sie im Anfange desselben gewesen. Ihre Priester tragen nicht mehr lange Mäntel, breite Halskragen und Knebelbärte, sie sind chaussirt, gehen in ihren eigenen Haaren und tragen Halbmäntel von Serge de Zephir. Sie streiten nicht mehr über schwere Thesen: sie disputiren über kleine Nichtse und nichtige Etwas.

In der That, die Theologen haben ihren wahren Standpunkt erkennen lernen. Sie spielen nicht mehr die Bigoten und Niemand ist mehr von der Gründlichkeit der modernen Philosophie überzeugt als sie. Aber sie kennen auch des Pöbels Leidenschaften. Diejenige Partei, welche die wenigsten Vorurtheile hat, je mehr sie solche affectirt, sind sie.

Weise genug, um den Fortschritt der Begriffe nicht wahrzunehmen, und zu empfinden, daß sie immer schwächer wird gegen den Strom zu schwimmen, zieht die Theologie die Segel ein, so viel ihr der äußere Wohlstand erlaubt, und schwimmt in aller Stille mit. Bemüht euch nicht mehr, ihr Freigeister, ihre Lehrsätze anzufallen; sie wird zu fein euch zu antworten. Wenn sie ihren Anhängern noch den kleinen Krieg gestattet, so geschieht es blos um das Ritual zu beobachten. Die Plackereien überläßt sie jetzt den Klopffechtern ihres Corps': sie selbst schweigt.

Von der Nothwendigkeit überzeugt sich bei den Souverainen beliebt zu machen, verlassen die Theologen ihren Schlendrian und mischen sich in das Staatsleben. Sie

schreiben über Alles, über die Künste, den Gewerbfleiß, über Patriotismus und öffentliche Sitten. So sehr sie auch vom Katheder, in Hirtenbriefen und Consistorialdecreten den Eiferer spielt, so ist doch Niemand, der ihre Miliz mehr verachtet und den Umschwung der Meinungen klarer einsieht, als die Theologie selber. Nie wird man sie wieder an der Spitze von Dragonern sehen, noch um Verhaftsbriefe gegen die Ketzer bitten hören.

Sie weiß, daß ihre eigentlichen Feinde nicht die Gegner der Offenbarung sind, sondern am Ruder der Regierungen, in den Kammern, in öffentlichen Aemtern sitzen. Mit einem Worte, die Theologie ist auf dem Punkt angelangt zu bekennen, daß es sich nicht mehr um die Erhaltung der Religion handelt, sondern vielmehr um ihre eigene Existenz.

2. Die Medicin.

So nennt sie sich eigentlich nicht mehr, sondern Krankenlehre, Heilkunst, Arzneiwissenschaft. Ihre Koryphäen sehen nicht mehr einem Unkepunz ähnlich, sie sind Elegants. Sie besuchen ihre Kranken nicht mehr auf Mauleseln, sie fahren in vergoldeten Berlingots zu ihnen. Man schreckt mit ihrem Namen nicht mehr die ungezogenen Kinder, man meldet ihn den Damen am Nachttisch mit Ethusiasmus.

Wenn jetzt ein Arzt einem Patienten den Puls fühlt, so geschieht's in einem sammetnen Gewande, mit Fingern, an welchen Brillanten funkeln, in einer Krause von Brüssler Spitzen, die Wohlgerüche verbreitet, und er fühlt mit Grazie. Niemals ist man bei ihm krank, er findet nichts als Gesundheit. Er unterhält die Anwesenden mit den süßesten Worten, Jedermann bis zum Stubenmädchen ist von ihm bezaubert.

Weit entfernt, wie sein Großvater mit dem Kranken über die Befolgung seiner Verordnungen zu zanken, erzählt er ihm Tagesneuigkeiten, singt ihm eine Arie aus der Oper vom gestrigen Abend vor, und wirft sich dann mit Anstand

auf das Sopha nieder, um etwas aus der Apotheke zu verschreiben.

Seine Recepte bestehen nicht mehr aus einer Mischung von Guajak, Bezoar und Assa foetida, sie bestehen in Rosenessenz, Syrupus capillaris, oder höchstens einer geringen Dosis China. Niemals eröffnet er dem Kranken, daß er mit dem Tode ringe: bei ihm ist nichts als Besserung. Die unverschämtesten Lügner des Tages sind die Bülletins, welche ehemals nur bei den Großen üblich waren, nun aber auch bei Räthen, Schreibern und Mäklern eingeführt sind.

Von der These beruhigt, daß der Tod in die Reihe der unumgänglichen Wirkungen der Natur gehöre, vernimmt er den Bericht von dem widrigen Ausgange seiner Kur mit Gleichmüthigkeit. Warum auch nicht! Hat man jemals gehört, daß ihm deshalb von dem Todten oder dessen Erben der Prozeß gemacht worden wäre? Er reibt sich die Hände und mit einem Entrechat ist er am Bette eines andern Kranken.

Kurz, die Aerzte am Ende des achtzehnten Jahrhunderts scheinen ihr Gewerbe nur darum noch beizubehalten, weil es eins der bequemsten, der einträglichsten und annehmlichsten ist. Denn im Uebrigen hat sich die Heilkunst so verändert, daß sie sich selbst verleugnet.

Sie hat sich von den Menschen entfernt und zum Vieh begeben. Die veterinäre Arzneilehre, ein neues Studium, wird mit mehr Aufmerksamkeit und Erfolg cultivirt als die Medicin.

3. Die Juristerei.

Sie ist noch immer das, was sie von Alters her war, als: noch immer eine erklärte Feindin der gesunden Vernunft. Sie verabscheut die Philosophen, weil diese auf den Grund jeder Sache dringen, überall Licht haben wollen, alle Fragen so sehr als möglich zu vereinfachen suchen; vornehmlich aber, weil sie die Autorität verwerfen, mithin den ganzen

Schwall der Meinungen alter Rechtsgelehrter dem Menschenverstande aufopfern.

Betrachtet einen Doctor der Rechte dieses Jahrhunderts! Es ist ein Wesen, das den Kopf mit einem unermeßlichen Mischmasch von Gesetzen, Glossen, Commentarien und Paragraphen angefüllt hat. Jeder wohlorganisirte Kopf würde davon zerplatzen. Aber der Kopf eines Rechtsgelehrten faßt den ungeheuren Wust unter dem Namen des Codex, der Digesten, der Consilien, der Kanons, und wie der ganze Plunder veralteter Jahrhunderte sich nennt, der der Lehrbegriff der heutigen Jurisprudenz ist, ohne alle Gefahr.

Die Rechtskünstler theilen sich in zwei Stämme, in Advocaten und Richter.

Ersterer ist ein Mensch, den die Menge seiner Kenntnisse zum wahren Zweifler über den Geist der Gesetze gemacht hat; gleichwol übernimmt er jede Sache. Er findet eine Menge Schwierigkeiten in eurem Anliegen, er stockt, er sinnt nach, schwankt: nichtsdestoweniger ist er bereit euch zu dienen. Er trägt eure Sache vor. Vergebens antwortet ihm euer Gegner mit eben so einfachen als einleuchtenden Gründen. Eine Flut verworrener Phrasen ergießt sich aus dem Munde eures Advocaten und betäubt die Einwürfe des letztern.

Niemals hat ein Advocat darauf gesonnen, einem Aufsatz allgemeines Interesse zu erwecken; er begnügt sich, den unbeholfensten und abgeschmacktesten Stil von der Welt zu führen, und in diesem Stile auf weißes Papier eine Anzahl Wörter zu häufen, die sich mit einem Räthsel aus dem Cujaz, Mävius oder Carpzov endigen.

Dieses Räthsel nimmt der Richter als ein Sentiment hin.

Seht, euer Prozeß, der von heute herrührt, wird von einem Menschen entschieden, der im dreizehnten Jahrhundert lebte.

4. Die Philosophie.

Vorbei ist die Periode der Schulfüchse, der Ergotisten, der Pedanten: beinahe ist sie vorbei. Diese Race ist glücklich ausgerottet. Nur ein kleiner Charlatanismus tüncht noch die Philosophen dieses Jahrhunderts, jene Dosis, welche von der Natur der Schriften unzertrennlich ist.

Wahr ist es freilich, mit den Springfedern, welche uns die Socrates, Bacon, Newton, die Lambert hinterlassen, sollte das Jahrhundert viel weiter sein als es wirklich ist. Mit solchen Mustern, nach solchen Vorgängern sollte das System der menschlichen Weisheit, dünkt mich, im Gipfelpunkte stehen.

Aber ist es nicht genug eingesehen zu haben, daß unser bisheriges Wissen gleich nichts war? Diesem glücklichen Leitsatze sind wir den Umschwung der Geister schuldig. An die Stelle der Systeme sind Memoiren getreten; an die Stelle der akademischen Sprache — die Persiflage; an die Stelle der Thesen — Paradoxa; an die Stelle der Syllogismen — Epigramme; an die Stelle der Perüken — englische Rundhüte.

Eh bien! Die Philosophie hat ihren steifen lateinischen Rock ausgezogen, sie kleidet sich französisch, deutsch, in allen Nationaltrachten. Sie hat ihre griesgrämige Miene geglättet, sie familiarisirt sich mit der Poesie, der Kunst, sie setzt sich an den Spieltisch, herrscht im Concert, auf dem Ball, im Volksgarten.

Aus dieser Buhlerei sind dann fünf eheliche Kinder und ein Bastard entstanden: Die politische Oekonomie, welche den Alten ganz und gar unbekannt war und eine Originalerfindung des achtzehnten Jahrhunderts ist; die Experimentalphysik; die Chemie; die Naturkunde, welche zum guten Tone des Tages gehört, und die allgemeine Menschengeschichte, welche eines Tages eine besondere Facultät werden wird. Was den

Bastard betrifft, so kennt man ihn am Namen seiner Mutter. Es ist jene Philosophie, welche Religion geworden.

Diese Familie ist nunmehr die herrschende. Sie hat sich an die Tafel gesetzt, woran sie das Erbe der Metaphysik, der Ontologie, der Dialektik, der Magie und Adeptie verspeist, und statt der Doctoren von Marquis', Vicomtes, Lords, Schauspielern, Candidaten, Abbés und Genies bedient wird.

O quanta Inanitas hominum!
o quantum in rebus
Inane! — — — —

Zweite Abtheilung.

Zur
Theologie, Philosophie und Kosmologie.

XXV.

Versuch über die Geschichte der Intoleranz.

Was mag des Menschen erste Empfindung gewesen sein? Ohne Zweifel Furcht. Man stelle sich sein Erwachen vor. Eine unermeßliche Scene, erfüllt von tausenderlei Gestalten, umringt ihn: jede Größe erweckt Schauer. Alle seine Sinne sind zugleich bestürmt: das Auge verliert sich in unendbare Perspectiven; rauschende Flüsse mit dem Tosen der Winde und dem Brüllen der Thiere vermischt, treffen sein Ohr; die Sonne brennt ihn auf der Stirn. Unmöglich konnte er anders als zittern.

Nun kommt die Nacht. Mit ihr vereinigt sich ein Gewitter. Die ganze Natur ist in Aufruhr. Der Mensch stürzt sich zu Boden und sucht sich zu verbergen, denn die Vorstellung von irgend einem mächtigen, unsichtbaren Wesen fällt wie ein Wetterstrahl in seine Seele.

Sobald er wieder zu sich kommt ist seine erste Regung natürlicherweise, diesen Geist zu versöhnen. Er fällt auf die Knie und faltet die Hände. Dies ist die erste Form der Religion.

Die allgemeine Regung aller denkenden Geschöpfe des ersten Weltalters war die Furcht vor einem unsichtbaren Wesen, und der Wunsch es zu versöhnen die allgemeine Religion.*)

Wasserfluten, Hagelschläge, Feuersbrünste, Krankheiten stellen sich ein. Dies bestärkt das Vorurtheil von einem großen Geiste noch mehr, und Ersinnung von Mitteln ihn zu gewinnen wird nunmehr das öffentliche Interesse der Menschheit. Hier ist der Ursprung zur Theologie gelegt.

Die Geschichte der Götterlehre ähnelt der Geschichte der Arzneikunst: beide erfand die Noth, beide waren in ihrem Ursprunge ehrwürdig, aber in beiden fanden sich Quacksalber ein.**) Die Natur der Gesetze richtet sich nach der Natur ihrer Urheber. Die Menschen sind nur in der Wiege un-

---

*) Dies streitet also gegen die Orthodoxie, welche des Menschen erste Regung in Dankbarkeit gegen den Schöpfer setzt. Die Furcht, als eine natürliche und simple Regung, liegt aber dem menschlichen Geiste näher als Dankbarkeit, welche schon ein Werk der Reflexion und eine relative Empfindung ist. Und aufrichtig zu sein, was hätte denn den Menschen zu einem so sublimen Drange bewegen können? Betrachtet nur das Bild, das uns Voltaire sehr treffend von unsern Ureltern liefert!

**) Man kann als gewiß annehmen, daß die Einheit der Gottheit lange Zeit der Glaubenssatz der Welt gewesen. Die rohe Natur bietet uns viel leichter den Begriff einer einfachen als einer zusammengesetzten Gottheit dar; diese ist schon ein Product der künstelnden Vernunft. Ja, es scheint, daß man im Patriarchat, welches doch, wie es heißt, der älteste Gesellschaftszustand war, unmöglich Mehrheit der Götter und der Regierungen zulassen konnte. Der Polytheismus stellte sich also erst mit den Charlatanen ein. Wir sind folglich den unschätzbaren Begriff von der Einheit nicht einer spätern Offenbarung schuldig, er ist uns anerschaffen. Er kam mit uns auf die Welt und hielt sich, wie wir aus der Völkergeschichte wissen, immer unter bestimmten Himmelsstrichen auf, bis er aus Egypten durch den Gesetzgeber der Hebräer nach Syrien, und durch seine Nachfolger von dort nach Europa kam. Es ist wahr, bei dieser Vorstellung leidet das Verdienst unserer Religionsstifter: Gott und die menschliche Natur aber gewinnen dadurch.

schuldig. Jetzt erwachten der Brotneid, die Verfolgung, die Verketzerung und alle Keime der Intoleranz.

Es läßt sich begreifen, daß das Priesterthum sehr früh ein einträgliches Handwerk ward: was geben einfältige Menschen nicht gern für den Frieden mit den Göttern! Es entstand ein Jahrmarkt. Jeder Krämer pries seine Waare an. Daher die phönizischen, indischen, persischen, egyptischen und so viele andere Mythologien der Urwelt, die in Nebendingen alle mit einander uneins sind, in der Hauptsache aber zusammentreffen.

Mit Einem Wort, der Gedanke, daß man den Göttern schmeicheln müsse — vielleicht der schlechteste in einem Religionssysteme aufgeklärter Menschen — welcher der Grundsatz aller Volksreligionen, von den Adamiten bis auf die Griechen und Römer war, ward zur unerschöpflichen Quelle der Pfaffenkunst.

Dieser Grundsatz gab nicht nur zur Erfindung neuer Begriffe, sondern auch zur Vervielfältigung derselben in's Unendliche Stoff. Hieraus entsprang der Schluß, das Priesterthum sei nothwendig.

Sobald dieser Schluß einmal angenommen worden, ergab sich daraus, daß es eine eigene Klasse von Pflichten gegen die Gottheit gäbe. Und damit war dem Fanatismus, dem Gewissenszwang, den Ceremonien, der Theologie und allen Auswüchsen der Religion freie Bahn gemacht.

Einer der ersten Züge dieser Religion bestand in der Einbildung, der Dienst, den man der Gottheit leiste, sei derselben angenehm. Mit dieser Einbildung verband sich sehr bald — weil er ihr zunächst liegt — der Wahn, daß unser Gottesdienst der beste unter allen, der einzig wahre sei. Hieraus entstand das natürliche Bestreben ihn zu verbreiten, Andere zu dessen Annahme zu bewegen. Dies Bestreben pries die Geistlichkeit anfänglich als ein Verdienst, dann machte sie es zur Pflicht. Nun war die Springfeder der Intoleranz befestigt.

Sie wirkte sehr bald. Moses' Fragmente liefern uns einen traurigen Belag dafür.*) Sollte es anders sein? Wir sind infolge unserer Selbstliebe oder der Schwäche unserer Vernunft stets geneigt, unsere Meinungen für die besten und Jeden, der ihnen abgeneigt ist, für einen Verräther zu halten.

Von nun an gestaltete sich die Götterlehre zur Marktschreierkunst. Die Priester versteckten sich hinter Vorhänge; ihre Lehren holten sie aus unabsehlichen Weiten, aus dunkeln Fernen her. Sie der vor den Augen der Menschen ausgebreiteten Natur zu entnehmen würde nicht profitabel gewesen sein. Man blendete den Pöbel lieber mit so manchem Staube, zum Beispiel mit „Offenbarung", „Opfer", „Heiligthum", „göttliche Wahrheit", „Heidenthum" und andern Bravourredensarten, die zu nichts taugen als die Einfältigen zu entzücken, die Klugen aber gähnen zu machen.**)

---

*) Zwei Patriarchen, Kain und Abel, Söhne Adam's, verliebten sich zugleich in ihre Schwester, die schöne Azrun. Dies erzeugte Eifersucht. Adam schlug ihnen ein Opfer vor, welches entscheiden möchte, wem Gott die Braut zugedacht hätte. Bei der Zurüstung des Opfers kamen sie in Wortwechsel. Kain, ein starker Geist, behauptete, daß es weder Gott, Teufel noch Unsterblichkeit gäbe. Dem widersprach Abel. Nun erklärte sich scheinbar der Himmel: ein Donnerwetter brach los, der Blitz fuhr auf Abel's Altar und entzündete das Opfer. Siehe da! rief Abel triumphirend, siehe den Ausspruch der Gottheit! Sie bestätigt meinen Glauben, indem sie ihr Dasein beweist. Jetzt wurde der Streit heftig. Kain beendigte ihn durch ein argumentum ad hominem, er schlug seinen Gegner vor die Stirn, daß er auf ewig verstummte. „Ein netter Anfang", sagt ein bekannter Philosoph, „es sind ihrer nur drei bis vier in der Welt, und einer schlägt den andern todt!"

Nam fuit ante Helenam cunnus teterrima belli
Caussa . . .

setzte ein anderer Philosoph hinzu.

**) Was soll Offenbarung, was göttliche Wahrheit, was Heiligthum sein! Als ob nicht alle Wahrheit von Gott käme! Oder ist er minder die Quelle der Wahrheiten in der Heilkunst, in der Gesetzkunst, in der Naturlehre? Sind die Grundsätze der Geometrie, der Justiz,

Der Pöbel, das ist der große Haufe welcher lebt ohne zu denken, handelt ohne zu überlegen, eine Seele hat ohne sich's bewußt zu sein, ging blind in's Netz. Er bewunderte die Priester, räumte ihnen einen über die Gesellschaft erhabenen Standpunkt ein. Nun schraubten diese ihren Sitz so nahe an die Götter hinauf als nur möglich. Die simpelsten Begriffe, die unsinnigsten Einfälle wurden zu Orakeln.*) Und um den Menschen ihre Hilfe nothwendig zu machen, steckten sie deren Geist mit Schreckbildern an, mit Hölle, Teufeln, Fegefeuer und Wundern. Man scheuche diese Phantome hinweg, und die Hälfte der Religion ist überflüssig.

Vergebens leugnen die Religionsstifter, daß sie nicht Selbsterfinder wären; so viele sich ewig untereinander widersprechende Offenbarungen sind ein nur allzulichter Beweis ihres verdächtigen Ursprungs. Nicht genug, die Vernunft, dieses göttliche dem Menschen eingeprägte Etwas widerspricht ihnen. Gestehen sie nicht alle, von Brama an bis zu den allerneuesten Zeloten, daß die Gottheit ein unbekanntes, unzugängliches, geheimnißvolles Wesen außerhalb der Naturgrenzen? Wie kann man sich nun mit einem Dinge unterreden, wovon uns der ausreichende Begriff fehlt? Wie soll ein Einfluß zwischen zwei entgegengesetzten Naturen herrschen? Durch welche Organe wirkt ein Gott in den Sterblichen? So sehr streitet eine vermeintliche Offenbarung gegen alle Gesetze der Natur und Vernunft.

---

der Moral weniger sein Werk, weniger seines Ursprungs als die der Theologie? Hat die Gottheit etwa ihre abgesonderte Haushaltung, ist nicht die ganze Natur ihr Tempel? Bezieht sich nicht all' unser Thun auf sie, und steht nicht jedes der Menschheit nützliche Amt mit der Gottheit in Verhältniß so gut wie die Kirche? Die einzige Wahrheit, die wir anbeten sollen, ist die, daß Gott — Gott ist; und die größte Offenbarung, die wir besitzen, ist das Buch der Natur.

*) Siehe den Exodus, Leviticus, Numerus, den Ye-Kim und die Sittengesetze aller Nationen. Ferner die Beweise im Veda, Zendavesta, Koran, Talmud, in der griechischen und in andern Mythologien.

Oder beschäftigt sich etwa die Vorsehung mit unnützen Dingen? Die Wahrheit von Gott liegt ganz im natürlichen Erkenntnißkreise des Menschen.*) Nichts ist gewisser, als daß der Schöpfer von aller Ewigkeit her für unsere Köpfe und Herzen gesorgt hat, und daß in unsrer Seele ein gewisses unvergleichliches Triebwerk vorhanden, welches uns an ihn zieht ohne eine Offenbarung zu benöthigen.

Allein so wollte es die Geistlichkeit nicht. Sie behauptete, daß die Gottheit der Mäkler bedürftig wäre und daß sie ihr den ausschließlichen Handel mit den Gewissen übertragen hätte. Da ihr die Ueberzeugung zu dieser Lüge keinen Beistand lieh, so wendete sie sich zur Gewalt. Weil ihr hinwiederum die Tugend ihre Waffen versagte, so verband sie sich mit dem Laster, das ist, mit dem Aberglauben, der Faulheit und der Unwissenheit, den Götzen des Pöbels.

Nun fühlte sie sich stark genug das Recht des Mächtigern auszuüben; sie pflanzte Glauben mit dem Schwert, und düngte ihn mit Blut.**)

---

*) Sollten wir in der That so dumm, so träge, so bedauernswürdig, so unfähig zu aller Erkenntniß und Tugend sein, daß wir ohne das Gängelband der Theologen und Offenbarungen Atheisten sein müßten? Woher nahmen denn die Barbaren und Wilden ihren Gott? Denn Niemand kann nachweisen, daß es ein Volk auf der Erde gebe, wo der Begriff von einer Gottheit nicht existire, wie man andererseits bewiesen hat, daß kein Mensch ohne eine gewisse Religion lebe.

**) Der Vorwurf, die Philosophie sei ebenso unverträglich gewesen, ist erlogen. Weder Bayle, noch Voltaire, noch Spinoza, noch Rousseau, noch Hume, kein Philosoph, er nenne sich Deist, Socinianer oder Atheist, kein Philosoph unter der Sonne hat jemals auf Tortur, Scheiterhaufen und Galeere angetragen. Sie begnügten sich die Sottisen ihrer Gegner lächerlich zu machen. Die Calvine, die Beza, die le Tellier und ihres Gleichen sind es, welche den abscheulichen Satz predigten, daß man die Ketzer mit Rad und Galgen verfolgen müsse. Die Philosophie unserer Zeitverwandten anerkennt den theologischen Gott nicht als den ihrigen, aber sie duldet ihn; sie lehrt Reform, Abschaffung der Vorurtheile, aber sie räth den Fürsten nicht, das Schwert zu ergreifen.

Heilige Nächte! kommt mir zu Hilfe und leiht mir einen Flor, um ihn über die Geschichte der Religion zu werfen. Von Syrien bis nach Peru steht die Erde in Flammen; Ungeheuer in menschlicher Gestalt, die Mordfackel in der einen, den Dolch in der andern Hand, rasen durch die blutströmenden Gassen und kreischen: Bete an oder stirb! Die Geschichte der weltlichen Furie, der Staaten, der Kriege und Empörungen, hat Nichts, was sie mit der Einnahme von Canaan, mit dem Massacre über die Manichäer, mit der Reformation Mohamed's, mit den Kreuzzügen, mit dem Trauerspiel in Amerika, mit den Prozessen der Inquisition und einer Bartholomäusnacht vergleichen könnte.

Und womit beschönigt man diese Verbrechen? Mit dem Befehle Gottes, mit dem Heile der Ketzer, mit der Ruhe des Staats.

Unglückselige Menschen, wie wunderlich ist euer Schicksal! Aus Faulheit und Dummheit überweist ihr den Dienst für die Gottheit ihren Henkern, und aus Grausamkeit unterstützt ihr diese wider euch selbst!

Wie! ein Gott der Liebe sollte Menschenopfer verlangen!*) der Richter der Wahrheit sollte einerlei Leidenschaft für untereinander widersprüchliche Lehrgebäude haben!**) Das Urbild des Lichts und der Gerechtigkeit sollte sich an der

*) Nicht oft genug kann man den Zug wiederholen, den Montesquieu aus dem Diodor anführt. Sabaccon, ein Hirtenkönig, hatte einst eine Vision. Der thebanische Gott erschien ihm im Traume und befahl ihm, alle egyptische Priester zu ermorden. Sabaccon folgerte daraus, seine Regierung müsse den Göttern mißfallen, da sie ihm eine ihrer Natur so widersprechende Handlung auftrügen; er verließ daher den Thron und ward Einsiedler.

**) Moses massacrirte für das hebräische, die Kaiserin Theodora für das griechische, Mohamed für das türkische, der heilige Bernhard für das katholische, das englische Parlament für's protestantische Symbol, und, was das Tollste ist, die Inquisition für alle.

O superstition! tes rigeurs inflexibiles
Privoient d'humanité les coeurs les plus sensibles.

unschuldigen Menschheit rächen, weil sie entweder zu früh oder zu spät kam?

So erniedrigt man den Menschenverstand unter dem Drucke der Religionen, daß er der Gottheit alle seine Laster aneignete, hauptsächlich aber den Ketzerhaß.

Was ist ein Ketzer? Befragt die Weltweisen, so werden sie euch antworten: euer Nächster, der nicht aus denselben Augen sieht wie ihr, weil sein Kopf auf andern Schultern steht; ein Verwegener, welcher behauptet, daß viermal eins vier gäbe, wogegen ihr sagt, es müßte zweimal zwei sein. Fragt die Pfaffen, so ist's ein Mensch, der vom Grunde verderbt, zu keiner Tugend fähig ist, ein gefährliches Subject, vor welchem der Staat nicht sicher ist, der weder Bürger, noch Vater, noch Freund, noch Nachbar ist, aber Meuchelmörder, Giftmischer, Mordbrenner werden kann.

Dies ist die Tonne, die man dem Pöbel vorwarf, anstatt ihm zu sagen, daß jeder Mensch vermöge seines angebornen Naturells dem andern unähnlich ist; daß es ebensowenig zwei gleiche Seelen gäbe als zwei gleiche Nasen; daß der Mensch, als selbstständiges Wesen betrachtet, eine Denkkraft für sich habe und daß diese ein eben so ehrwürdiges und heiliges Eigenthum sei wie jedes andere; daß nur Gott Richter über das Innere sei, und uns mit Fleiß verschiedene Einsichten ertheilt habe, damit wir die Tugend der Verträglichkeit üben können.

In der That, was ist deutlicher als daß die Gewissensfreiheit zu den angebornen, ewigen und heiligen Rechten der Natur gehört, insofern Jeder unter uns ein Individuum ist, das seine besondern Geistes- und Naturkräfte besitzt; und daß es Unsinn ist zu verlangen, mein Auge solle sehen was es nicht zu erreichen vermag, mein Ohr hören, wozu es nicht gebildet worden, mein Geist empfinden, was außer ihm liegt.

Vergebliche Logik für den Verfolgungsgeist! Unendlich bequemer ist ein Schlagwort wobei man nichts denken darf;

womit man alle Einwürfe widerlegen kann, das alle Handlungen überschleiert. Zu diesem Schlagwort stempelte man den Glauben. Er mußte die abscheulichsten Verbrechen entschuldigen. Im Namen Gottes mordete man, und Thatstreiche, welche in jeder gesitteten Staatseinrichtung Rad oder Galeere nach sich zogen, wurden zu heiligen, zu sublimen Verdiensten.

Ces monstres furieux de carnage altères
Excitèz par la voix des Prêtres sanguinaires
Invoquoient le seigneur en égorgeant leurs freres.
Et le bras tout souillé du sang des innocens
Osoient offrir à dieu cet exécrable encens.

Brechen wir die Scandalchronik der Religion ab! Es scheint, daß wir an dem Zeitpunkte stehen, wo die Vernunft und Menschlichkeit wieder in ihre Rechte treten werden. Eine laute Stimme, die von Peking bis Lissabon gehört wird, ruft: Lasset ab einander zu verfolgen, ihr seid alle Blinde! Oeffnet das Buch der Natur, jede Nation findet ihr Blatt darin, die eine im Klima, die andere in ihrer Regierungs-, die dritte in ihrer Sittenverfassung, und mit allen diesen Hebeln gelangt man zur Tugend, das ist zur Wahrheit!*)

---

*) „Die Beziehungen der Dinge," sagt Garve, „unsere Verhältnisse zu andern Menschen, die Verbindungen der bürgerlichen Gesellschaft ändern sich nicht, die Welt mag vom Zufall oder von einem verständigen Wesen herrühren. Da nun unsere Pflichten nur Folgen dieser Beziehungen sind, so bleiben sie nicht nur in beiden Systemen dieselben, sondern sie können auch in beiden auf gleiche Weise eingesehen werden. In so fern sind also die Sitten von der Religion unabhängig. . . . Denn da sich unsere Handlungen auf den sichtbaren und durch die Erfahrung bekannten Zustand der Dinge beziehen, so müssen sie eben denselben Regeln unterworfen sein, unsre Meinung von Gott sei welche sie wolle."

Nichts ist gründlicher. Das Gesetz der Offenbarung, d. i. das Gesetz der Natur, ist für uns Alle. Da wir Alle, so viele unsrer auf

Diese ist die Religion, welche die Gottheit von euch fordert. Die Lehrmeinungen sind nur da, um die natürliche Anlage zur Tugend im Menschen zu beleben, zu heben. Sie selber geben nichts, sie befördern blos, was schon in euch liegt. Erkennt den Werth eurer Natur, welche fähig genug ist, euch unabhängig von Lehrmeinungen lediglich durch ihre eigenen Kräfte glücklich zu machen, indem sie euch sagt, daß entweder keine einzige Handlung ein Gottesdienst ist, oder daß es alle gute Handlungen sein müssen.

Gewiß, die bewundernswürdige Kette der Verhältnisse, Empfindungen, Gesetze, Triebe, Begriffe und Leidenschaften, die wir in der menschlichen Gesellschaft erblicken, muß uns überzeugen, daß wir Alle zu einerlei Zweck geschaffen sind. Dieser kann nun freilich nicht die Religion der Theologen sein, weil sie sich weder gleich noch überall ist: wohl aber die Tugend.

Sie ist's, die unter allen Himmelsstrichen und bei allen Nationen sich ähnelt. Von den Eskimos bis zu den Guebern rufen die Menschen einander zu: Ehret die Götter und liebet den Nächsten!

---

der Erde ausgestreut sind, einerlei Sinneswerkzeuge haben, und diese die einzigen Canäle der Erkenntniß sind, so müssen wir, obgleich auf verschiedenen Wegen, Alle in einerlei Punkt zusammentreffen. Dieser Punkt ist die Tugend, und die Wege sind das Klima, die politische Verfassung, die Volkssitten u. s. f. Sie sind's, welche den Cultus bestimmen sollten, denn das Uebrige bestimmt der Gott in unserm Gemüth.

XXVI.

Der Tod Moses'.

Eine Exegese.

Wie man in einem Alter von 120 Jahren auf dem Berge Nebo noch das ganze Land Gilead bis gen Dan, und das ganze Land Juda bis an's äußerste Meer überschauen kann, wäre der Nebo auch so hoch wie die Cordilleras oder der Teneriffa, das ist merkwürdig. Inzwischen sagt's die Schrift.

Aber wie leid muß es Einem sein, wenn man kurz auf diesen schönen Prospect sterben muß. Dies widerfuhr aber Moses, dem berühmten Helden. Und was das Schlimmste ist, so weiß Niemand, wo er hingekommen. „Und der Herr begrub ihn in den Thälern Moab's bei dem Tempel Peor's." Das ist Alles, was uns die Schrift von dem Ende eines der größten Männer wissen läßt.

Sogar bei dem Streite, den der Erzengel Michael nach der Hand mit dem Teufel, oder nach heutigem Begriffe mit einem Kritiker, über diese Stelle hatte, wurde nichts entschieden. Die Disputation endigte sich nach der Manier aller gelehrten Zänkereien — mit Schimpfen.

Mir scheint, der Erzengel wäre leicht zu widerlegen gewesen. Er behauptete, daß Moses' Todesart unbegreiflich sei. Man durfte ihm nur die Episode des Romulus vorhalten. Eine ist der andern so ähnlich, daß man glauben möchte, diese hätte jene copirt, wüßte man nicht, daß die Geschichte der Juden ein ewiges Original ist.

Romulus theilt das eroberte Land aus, geht hierauf in den Tempel und verschwindet. Man weiß nicht wie es zugegangen, aber kurze Zeit darauf sieht man seinen Geist in den Wolken schweben: er wurde zur Gottheit.

So erzählte man die Sache auf dem Krautmarkte zu Rom, bei den Prozessionen und in den Vesperpredigten. Bei den Soupés zu Caprea und in den Gesellschaften der Julia behauptete man, die Senatoren, unzufrieden mit dem Theilungsplane des Richters, hätten ihn beim Opfer in Stücke zerrissen und, um den Pöbel zu beruhigen, hernach die Farce mit der Vergötterung gespielt.

Moses, von der Eifersucht Josuä und der andern Emirs ermüdet, macht ein Staatstestament, geht auf's Gebirge Nebo und verschwindet. Man sieht nichts mehr von ihm. Er wird nicht zum Gott, denn dies hätte gegen das Nationaldogma gestritten, welches nur Einen Gott zuließ: aber er wird Alles, was nach diesem noch möglich ist, Prophet, Heiliger, Halbgott.

Wir, die wir so glücklich sind rechtgläubig zu sein, wissen, daß es Gott ist, der den Geist Moses' sammelte, daß es ein Wunder seiner Weisheit, einer von den großen Zügen ist, wodurch er sein Lieblingsvolk unterschied.

Wie sehr muß man sich aber wundern, wenn man sieht, daß die Philosophen es wagen, den Fall natürlich zu erklären.

„Man weiß," sagen sie, „daß Moses auf eine Stimme, die für das Organ des Publicums zu fein war, einst alle Emirs dem Herrn an die Sonne hängen ließ. Dies mußte natürlich Mißvergnügen erwecken. Es kam zu einem Aufruhr, worüber, wenn man der Arithmetik des Deuteronomium glauben darf, 24000 Mann massacrirt wurden.

Dieser Streich war so schreiend, daß er dem Volke die Erkenntniß brachte, es wäre Zeit den Tyrannen hinzuopfern. Um aber dem Ungewitter, das Moses heranziehen sah, zu entweichen, retirirte er auf den Berg Nebo oder Pisga, vermuthlich in der Hoffnung, eine seiner Künste in Bewegung zu setzen, die ihm so oft Dienste geleistet hatte, sobald er das Volk in Furcht und Schrecken jagen wollte.

Diesmal jedoch schlug es ihm fehl. Josua und die

übrigen Verschwornen überfielen ihn bei seinem Schmelzofen und machten ihn nieder."

Alle Achtung vor dieser Philosophie. Sollte aber nicht eine noch simplere Erklärung möglich sein, eine Erklärung, die den gesunden Menschenverstand befriedigt ohne dem Respect vor dem geschriebenen Bibelworte zu nahe zu treten?

Sie sei gewagt.

Aeußerst wahrscheinlich ist, daß Moses dem benachbarten Moab noch verhaßter war als den Israeliten. Er hatte dieser Nation den Untergang geschworen und sie mit unablässiger Wuth bekriegt. Kurz, die Moabiten hatten tausend Gründe, ihm eine unversöhnliche Rache zu widmen.

Um seinen Kriegsplan zu erreichen und seine Eroberungen über den Jordan fortzusetzen, mußte er die Stellung der Armee verändern. Zu dem Ende recognoscirte er das Gebirge Pisga. Bei dieser Gelegenheit aber fiel er in einen Hinterhalt der Moabiten in der Gegend ihres dem Gotte Peor geweihten Tempels.

Die Mörder schleppten natürlich den Körper als Siegeszeichen, wie es damals Brauch war, in ihr Lager oder in einen ihrer Tempel.

So ist der Text vollkommen gerettet.

Man sieht indeß, daß das Schicksal der Helden sich beinahe immer gleicht: im Leben bewundert, nach dem Tode vergöttert. Moses starb wie Marcellus, der Eroberer von Syrakus, wie der zweite Stifter des römischen Reichs, wie der Gesetzgeber Lacedämon's; und er würde vermuthlich auch wie jene auf den Altären geprunkt haben, wenn er selbst nicht das große Geheimniß der Egypter von der Einheit Gottes zur Volksreligion gemacht hätte.

XXVII.

Gott.

Es ist ein Gott! Ewige, unleugbare Wahrheit. Zwei mal zwei ist nicht gewisser Vier.

Muß man aber diese Wahrheit beständig mit falschen Gründen beweisen? Jüngst las ich in einem Buche, das seinen Meister gern verewigen möchte: „Ein schönes treffendes Gemälde vom Aufgang der Sonne, ein reizendes Nachtstück wird Niemand als ein Thor für ein Werk halten, das sich selbst gemacht habe oder durch einen Zufall entstanden sei. Wie vielmehr muß denn das Original ein intelligentes Wesen zum Urheber haben?"

Diesen Schluß entnahm der Verfasser dem bekannten Einfalle eines gewissen französischen Schwätzers: „Quoi le monde formé prouve moins une intelligence, que le monde explique?"

Newton mußte Verstand haben, um das Weltsystem zu erklären. Muß aber der Urheber des Weltsystems Verstand haben, weil er es hervorbrachte?

Ich denke Nein.

Werke der Natur sind nicht Machwerke. Natur muß älter sein als Kunst, sonst hieße diese nicht eine Tochter und Nachahmerin der Natur.

Jene Folgerung ist also nicht nothwendig. Wenn der Künstler eigentlich Nichts erschafft, wenn er nur einzelne Züge, die er in der Natur zerstreut findet, nach solchen Verhältnissen zusammenbringt, wovon ihn die Erfahrung lehrte, daß sie unsere Sinne auf die angenehmste Weise berühren; wenn nicht geleugnet werden kann, daß der Künstler die Urbilder, die ersten Modelle zu seinen Kunstwerken aus der Natur schöpfen mußte: so ist die Aehnlichkeit zwischen

den Werken der Natur und den Werken der Kunst erklärt, so kann man nicht so gerade auf eine Aehnlichkeit ihres Ursprungs schließen.

Zum Nachahmen — und was thut die Kunst anders? — gehört Verstand; nicht aber zum Hervorbringen. Zwei Thiere begatten sich, sie zeugen ein drittes, ihnen ähnliches. Wissen sie was sie machen?

Mechanisch, aus Instinct, bringen sie gewisse Bewegungen hervor, deren Resultat ihnen unbekannt ist. Ohne Ueberzeugung, ohne durchdachte Theorie und Absicht bilden sie aus ihren Säften und Bestandtheilen etwas Zufälliges.

Dies ist der Nisus formativus der Natur: Bestrebung der Materie sich in Formen zu bilden. Ein blindes Gesetz. Der Baum bringt ohne Kenntniß und Willen aus seinem Samen seinesgleichen hervor.

Wo findet sich die Vernunft außer bei dem Menschthier? Ueberall hingegen, in todten und lebenden Körpern findet sich die Schöpfung. Mit Einem Worte, der Verstand bringt weder Pferde noch Doctoren hervor. Seine Producte sind — Schlüsse.

Wozu also eure Miseren?

„Gott ist kein Mensch. Ha, wähne nicht
Daß er sei Fleisch wie Du!
Du kennst ihn nicht. Bald zeigt er sich als Feuer,
Die unbekannte Kraft als Wasser bald,
Und bald als Dunkelheit."

Aeschylos.

XXVIII.

Gottes Dasein.

Der stärkste, faßlichste Beweis für die Grundlehre des Deismus, der Beweis, den Niemand entkräften konnte, ist der, welchen Haller dem gelehrten Björnstal vortrug. Setzen wir ihn ein wenig auseinander.

Nach Leibniz, Buffon und Andern war unser Globus einmal ein brennender Körper, eine glühende Masse. Damals konnten ihn Thiere wenigstens sicher nicht bewohnen. Wie lassen sich nun anfangslose, ewige Reihen von Zeugungen im thierischen, das heißt, im menschlichen Geschlecht annehmen?

Dieser Schwierigkeit abzuhelfen, setzte man ewige Sameneier voraus, aus denen Alles was ist entstand. Und diese Sameneier hielten die Glut aus? Sie zersprangen nicht? Legt ein Hühnerei in einen glühenden Ofen und habt Acht, ob ein junges Huhn heraushüpft.

Allein die Leibnize, die Buffon können sich irren. Vielleicht war der Globus weit eher eine Wasserblase. Diese Hypothese hilft aber den Eiern auch nicht fort, denn im Wasser hält sich ein Ei ebensowenig als im Feuer. Nichts ist der Fäulniß so leicht unterworfen.

Wir können nicht leugnen, daß die Erde einst unter Wasser stand. Tausend Ueberbleibsel zeugen davon. Wir nennen dieses Phänomen schlechthin Sündflut, ja es gab wahrscheinlich mehrere. Damals konnte sich also nichts mehr erhalten als die Heringe, die Hechte und die Seekrebse. Wie entstanden nun die übrigen Thiere wieder und besonders der Mensch? Neue Schwierigkeit.

Die Gipfel blieben trocken. Das Wasser erreichte die Spitzen der höchsten Berge, der Cordilleren u. a. nicht,

denn man findet keine Spur von Seekörpern, von Versteinerungen auf ihnen.

Umsonst. Die Gipfel dieser und aller Berge, die wir kennen, sind steile, unzugängliche, nackte Felsen, wo der ewige Winter seinen Thron aufgeschlagen und auf unlöslichem Eise herrscht. Nichts wächst dort; die Natur ist todt. Womit sollten sich Thiere und Menschen erhalten?

Zugegeben, antworten die Eierhändler, daß die thierische Natur auf einen Augenblick ersäuft war. Zum Glück gab es ewige Eier; aus diesen kroch sie wieder hervor, nachdem die Wasser sich verlaufen hatten.

Besinnt euch doch, was ihr sprecht! Gab es jemals ewige Eier, so muß es deren noch geben. Warum entstehen nun keine Menschen, Elephanten oder Füchse dermalen aus Eiern? Warum haben sich sogar gewisse Thiergeschlechter aus der Natur völlig verloren?

Wenn wir denn nicht leugnen können, daß, weil die Erde irgend einmal für Menschen und Landthiere unbewohnbar gewesen, die Reihe der Zeugungen im animalischen Reiche nothwendig einen Anfang gehabt haben müsse, und wenn das Eiersystem eine Thorheit ist, so fragt sich billig, woher kamen die Menschen, wenn sie nicht von Salamandern oder Fröschen abstammen? Sind sie wie die Schwämme aus der Erde hervorgesprungen, oder wie die Sternschnuppen aus der Luft herabgefallen?

Ich komme noch einmal auf den Ausspruch eines berühmten Forschers: „Der Erdball ist nichts als ein ungeheurer Klumpen von Mineralien; alle verschiedenen Theilchen mineralischer Körper, welcher Art sie immer sein mögen, sind todt; nur die organisirten Körper des vegetabilischen und animalischen Reichs sind lebensfähig. Grabesstille, Unfruchtbarkeit und Schrecken der Verwüstung herrschen, wo nur Mineralien nackt und unbekleidet liegen."

Wie mag nun durch zufällige Anhäufung oder mechanische Zusammenfügung roher Erdtheile ein organisirter,

lebendiger Körper, ein Pferd, ein Ochse, ein Löwe, ein Mensch entstehen? Der Globus war vor seiner Entwickelung eine wüste Insel in einem Feuer- oder Wasserocean. Dies ist angenommen. Wie bevölkerte sich nun diese wüste Insel? Durch sich selbst? Aber warum geschieht dies heute nimmer, warum bevölkert sich keine der öden Inseln im Südmeere selber? Warum baut sich kein Garten, kein Acker selbst mit Pflugochsen und Ackersleuten an? Kann die Natur ihre Fruchtbarkeit, die Erde ihre zeugende Kraft verlieren?

Kindisch ist der Gedanke, die Erde sei veraltet, ihre Geburtskräfte erschöpft. Wie kann die sich immer gleiche, ewige, unveränderliche Natur alt werden!

Columella dachte vernünftiger: Quas ego caussas procul a veritate abesse certum habeo. Quod neque fas existimare, humi naturam, quam primus ille mundi genitor perpetua foecunditate donavit, quasi quodam morbo, sterilitate affectam, neque prudentis credere, tellurem, quae divinam et aeternam juventam sortita, velut hominem consenuisse. So wenig als das Meer seine Wallfische, die Luft Adler hervorbringen kann, so wenig kann die Erde die ersten Menschen aus sich selbst producirt haben.

Thiere anderer Art oder Pflanzen können ebensowenig die Urheber unserer Gattung gewesen sein. Jedes Thier zeugt nur seinesgleichen, jede Pflanze bringt aus ihrem Samen nur ähnliche Pflanzen hervor. Es giebt auf der Erde kein sichtbares Wesen, dem wir die Bildung der ersten Menschen, der ersten Thiere jeder Art zuschreiben könnten.

Um den Ursprung unseres Geschlechts zu erklären, muß man also zu Hypothesen flüchten, die so wahrscheinlich sind als die Orakel der Derwische oder Ovid's Metamorphosen?

Ist's irgendwo erlaubt ein Wunder zu glauben, so ist's, dünkt mich, hier. Ein Globus, der entweder vom Feuer durchglüht oder vom Wasser durchfeuchtet ist, kann

ohne Wunder wol keine menschlichen Wesen hervorbringen. Diese Wirkung übersteigt das Vermögen einer leblosen Körperwelt.

Alles also dringt uns hier die unbegreifliche Einwirkung eines überirdischen, übermenschlichen, überthierischen Agens auf.

Was oder wer mag es sein? Es könnte, sagt man, ein Geist, ein Wesen sein, das ohne Gott zu sein überirdische Kräfte besäße, ein seraphischer Vaucanson zum Beispiel.

Laßt uns die Möglichkeit nicht leugnen; benimmt diese Hypothese der Sache etwas? War dieser bildende Geist ewig, erstreckte sich seine Macht über die ganze Natur, so war er — Gott. War er nicht ewig, so muß er einen Vater gehabt haben. Er war also eingeschränkt. Eingeschränkte Wesen können nicht ohne Organ wirken. Woher nahm er es nun?

Man drehe sich wie man wolle: ein Gott umringt uns. Niemand kann ihm ausweichen, Niemand weiß ohne ihn da zu sein, selbst der „bildende Genius" hat ihn, wie man sieht, nöthig.

Nicht genug: Giebt es Vaucansons im Empyreum, warum zeigen sie sich nimmer? Es scheint doch, daß noch Ein und Anderes in der Welt zu thun übrig geblieben wäre. Gestehen wir zu, daß es ein seraphischer Vaucanson war, der die Welt machte, denn es heißt ja, sie wäre nichts als eine ihrem Künstler mißrathene Maschine; allein der den Vaucanson machte? Fürwahr, der muß über ihm gewesen sein!

Kurzum, setzen die eingeschränkten, in so viel individuelle Einheiten vertheilten Kräfte nicht einen ewigen, unermeßlichen Quell aller Kraft, alles Lebens voraus? In der Wirkung kann nicht mehr enthalten sein als in der Ursache. Das Leb- und Verstandlose kann nicht Ursache von Verstand und Leben sein. Wir wissen, daß Maschinen durch den Verstand hervorgebracht werden können; wurde aber jemals der Verstand durch eine Maschine hervorgebracht?

Nehmen wir den Fall an, alle jetzt lebenden Menschen stürben plötzlich, dürfen wir uns einbilden, daß die Erde durch irgend eine Anstrengung ihrer angebornen Kraft, durch irgend eine treibende und plastische Eigenschaft eine neue Geburt verrichten und das Menschengeschlecht wiederherstellen könne?

Wer im Ernst zu glauben vermag, die Stammeltern des Menschengeschlechts wären ein blos mechanisches Product der Erde oder irgend eines bildenden Genius, der kann, dünkt mich, unmöglich Ovid's Metamorphosen oder das Reich der Feen fernerhin bezweifeln.

XXIX.

Herder's „Gott".*)

Herder hat die Quadratur des Cirkels, oder, was beinahe dasselbe ist, die Vereinigung des Spinozismus mit der Religion erfunden! Man lese seinen „Gott".

Den Spinoza entspinozen, Grundbegriffe seines Systems eigenmächtig abändern, oder ihnen andere, die er nie für die seinigen erkannt, unterschieben, und dann aus diesen eigenmächtig geänderten oder unterschobenen Grundbegriffen Folgerungen ziehen, welche die Grundlehren der Religion sind — heißt das den Geist jener abstrusen Philosophie darstellen, den selbst die Leibniz, Wolf, Sulzer, Mendelssohn, Condillac für ganz etwas Anderes genommen haben? Was sage ich! — den jeder unbefangene Denker nicht mit Dem für Einerlei halten kann, welcher diesen Superintendenten-Spinozismus belebt.

Gott bewahre uns doch vor halber Theologie und halber Philosophie, vor unnatürlichen Accommodationen rigoroser, scharfbestimmter Systeme!

Ehemals wollten gewisse Leute Descartes, der Gottes Dasein geometrisch bewiesen zu haben glaubte, zum Atheisten stempeln. Hier dreht sich das Blatt, man macht Spinoza, dessen Gott offenbar weder der einpersönliche Gott der Juden noch der dreipersönliche Gott der Christen, zum Religiosisten!

„Sprechen doch die Leute von Spinoza wie von einem todten Hunde", sagte Lessing zu Jacobi.

Wie anders Herder! Welche Verbeugungen vor seinem Spinoza! Wie klar wird es bei ihm, daß man Spi-

*) „Gott! Einige Gespräche." Gotha 1787. 2. Ausg. ebd. 1800.

nozist und gläubiger Christ zugleich sein kann! Das Wesen Gottes ist nach diesem Spinozismus nothwendig Güte und Weisheit. Diese setzen doch einzelne Begriffe, Verstand voraus? Nun aber schlage man den 31. Satz im ersten Theile der Ethik auf, und dort liest man: „Der wirkliche Verstand und der Wille gehören zu der entsprungenen Natur, nicht zur ursprünglichen."

Scheint nicht Spinoza den Nachsatz hinzugefügt zu haben, um seinem Ausspruche alle mögliche Klarheit und Bestimmtheit zu geben?

Wenn also wirklicher Verstand und Wille in der Urnatur nicht sind, nicht sein können, so konnte es Spinoza unmöglich einfallen, Weisheit, Güte, Liebe, wie Herder's Zungendrescherei will, als Eigenschaften der Urnatur, die mit seinem Systeme vereinbar wären, vorzustellen.

Diesen Widerspruch nicht zu bemerken dazu war Spinoza wahrlich nicht Flachkopf genug: Er, der es wol zwanzigmal in seinen Werken ausdrücklich sagt, daß Gott keinen Willen habe, nicht nach Plan und Absichten wirke, Niemand liebe und Niemand hasse. Ist aber Güte ohne Willen denkbar, Weisheit ohne Plan, ohne Absicht begreiflich, ist Liebe nicht ein Affect? Und lehrt nicht jede Metaphysik, Gott sei gar keiner Affekte unterworfen?

Es ist nicht nöthig Spinoza's System zu dem seinigen zu machen; aber unerträglich ist es, daß man den Cirkel zum Viereck gestalten will. Gebt uns jeden Autor wie er ist, und nicht wie ihn gewisse Leute gern haben möchten!

Das System eines Philosophen, der Absichten, Wunder, übernatürliche Eingebung, so deutlich als irgend möglich leugnet, mit den Lehren der christlichen Offenbarung vereinbaren wollen — O, delirae hominum mentes!

XXX.

Ueber den Koran.

Laßt den Koran eine noch so einfache Moral enthalten, dies beweist nicht, daß es ein göttliches Buch sei. Haben die Menschen ohne Inspiration die Algebra erfunden, warum konnten sie nicht die an sich so einfache Moral erfinden?

Hat der Prophet nicht mirakelt, so hat er seine Mission vom Himmel mit Nichts bewiesen. Aber er soll, wie die Traditionen und Gottesgelehrten sagen, einige Wunder gewirkt haben. Gott verzeihe ihm! Märchen sind noch keine Evangelien.

Ich kann Mirakel nur dann glauben, wenn ich sie entweder selbst gesehen, und auch in diesem Falle sogar könnte ich eher noch eine Täuschung meiner Sinne oder meiner Einbildungskraft vermuthen als ein Mirakel glauben; oder wenn ein untrüglicher, inspirirter Geschichtschreiber die Sache erzählt. Aber da gestehe ich, daß es verteufelt schwer ist, sich von der Inspiration eines Autors zu überzeugen, denn sein eigenes Vorgeben ist kein Beweis. Das Urtheil Anderer kann hier nicht als Zeugniß gelten, weil es eine Sache betrifft, die nicht in die äußern Sinne fällt, nicht als selbsterfahren bezeugt zu werden vermag. Wie kann ich in den Hirnkasten eines Andern schauen und den außernatürlichen Ursprung seiner Ideen durch eine Wahrnehmung bewähren? Endlich bin ich bereit Mirakel anzunehmen, sobald Gott es mir offenbart, daß hier oder dort ein Wunder geschehen sei. Aber einer solchen Kundmachung hat mich der Ewige nie gewürdigt.

Wer einmal über den Pferch einer gewissen engkreisigen Orthodoxie, wie Remus über Roms Mauern — multum latrante Lycisca — gesprungen ist, der zweifelt an der

Untrüglichkeit eines mohamedanischen Annalisten so gut wie an der eines chinesischen. Wenn ich auf eine alte bestaubte Urkunde Charaktere gemalt sehe, die ich für Menschenwerk erkennen muß, so ist's für mich entschieden, daß irgend eine Hand und irgend eine Feder sie geschrieben hat.

Doch woher könnte mir's klar werden, daß diese Hand, der ich die Fähigkeit sich auf dem Papier oder Pergament fortzubewegen nicht absprechen kann, noch von einem andern außer ihrem Eigenthümer geführt worden ist?

Es ist wahr, der Stil des Koran ist blumig und erhaben. Den Stil des Himmels kennen wir aber gar nicht. Den des Korans müssen wir also mit dem Stil der Erde vergleichen. Von diesem wissen wir, daß er des Bombasts fähig ist, daß er oft mit großer Pracht und Majestät Armseligkeiten sagt. Wenn man das viele Kindische und Alberne im Koran mit der Majestät seines Stils vergleicht, sollte man dann nicht auf den Gedanken fallen, daß einem bewunderungswürdigen Eigensinn des Schicksals zufolge Gott die Worte dictirt und die Menschen die Ideen dazu hergegeben haben?

Unser Paradies ist ein Schlaraffenland, von der Einbildungskraft, dieser mächtigen Zauberin, geschaffen, welche die Apokalypse dictirte, den heil. Tertullian eine Seele sehen ließ, Swedenborg's Geister beschwor, und den Wagen Phaeton's anspannte. Ueberlassen wir die Fabel vom Orkus den Dichtern oder Märchensammlern, welche privilegirte Lügner sind.

Ohne auf den Besitz einer wunderbaren Lampe zu hoffen, wollen wir edel, gut und gerecht sein, den Gesetzen gehorchen, und den Menschen, obschon sie es kaum werth sind, Wohlthaten erzeigen. Wenn es Götter giebt, so können sie nur den lieben, der an Weisheit und Güte ihnen ähnlich zu werden strebt.

XXXI.

Mysterien.

Wahrlich, Abdallah, es ist keine Kleinigkeit die Mirakel unseres Propheten zu glauben. Aber darüber zu spotten, sollten die Giaurn dazu berechtigt sein?

Unsern Mirakeln gegenüber stehen ihre Mysterien. Es ist billig diese anzubeten, wenn man ein Giaur ist. Aber zufolge des Vergeltungsrechts wird ein Moslemim sie doch auspfeifen dürfen?

Ich ehre das Geheimniß von der Natur jenes großen Wesens, dessen Dasein Himmel und Erde verkündigen. Ich fühle die Gegenwart des unsichtbaren Genius der Natur, wenn ich in noch unverlornen Paradiesen frei und schuldlos lustwandele.

Aber in den Staub sich niederwerfen ist die Handlung eines Sclaven, um dem Stolze eines Sultans zu schmeicheln. Ja, Abdallah, es ist nur zu gewiß, daß die meisten Sterblichen sich das Urwesen als einen Sultan vorstellen, dessen Macht und Eigensinn gleich unbegrenzt sind.

Die Theologie der Giaurn hat eine besondere Arithmetik: Drei sind Eins und Eins ist Drei.

Drei Personen sind Ein Geist. Dieser Geist ist wie alle Geister einfach und doch, wer sollte es denken, zugleich dreifach.

Noch wunderlicher: Eine von diesen Personen hat die andere gezeugt. Und trotz des Daseins dieser erzeugten Person behauptet man dennoch, der ganze Gott, der seiner Natur nach unmöglich theilbar sein kann, sei ein unerzeugtes, selbstständiges Wesen.

Ich bin kein Metaphysiker, Abdallah. Und wie hätte ich dies auch an den Ufern des Nils werden können? Aber

das sagt mir meine Vernunft sehr deutlich, daß etwas Erzeugtes nicht selbstständig und das Selbstständige von einem Andern abhängig, mit einem Worte, daß Gott nicht Sohn, und kein Sohn Gott sein kann.

Laß es uns immer gestehen, mein Trauter: wir haben keinen andern Begriff von Gott, als daß er das ewige, unerzeugte, unabhängige Urwesen, ohne Vater, ohne Gleiches, der Erzeuger von Allem sei. Was von ihm erzeugt worden gehört zu den Wirkungen seiner unbegrenzten Kraft. Allein die Wirkung muß von ihrer zeugenden Ursache unterschieden und ihr wesentlich untergeordnet sein.

Zudem begreife ich nichts vom Einfachen, wovon die Lehrstühle des Occidents ertönen. Vorausgesetzt, es sei Etwas, wie läßt sich jene angenommene Einfachheit des Urwesens mit der Pluralität der Personen vereinigen, welche im Urwesen coexistiren? Ein einfaches Ding kann nicht aus mehreren zusammengesetzt, die Einheit kann nicht zugleich Zahl sein.

Eine ihrer Secten lehrt, ein körperliches Ding könne an mehreren Orten zugleich sein, auf den Altären zu Krakau, Lissabon und Mexiko coexistiren. Scheint Dir dies begreiflich, mein verständiger Abdallah?

Ein Blättchen Mehlteig soll den Leib eines Gottes — der ohne Zweifel zu klug war so etwas zu lehren, in sich schließen. Und höre: Diesen Leib ißt man, verdaut man, setzt ihn an einen gewissen Ort ab, ohne daß er sich verändert!

Wer nun solches Blättchen verschluckt, wenn zuvor ein Priester eine Zauberformel darüber gesprochen, der genießt den Leib dieses Stifters, der vor 1800 Jahren lebte. Ein Anderer, der fünfhundert Meilen weiterhin ein ähnliches bezaubertes Blättchen ißt, verzehrt eben diesen Leib. So ein Dritter auf tausend, ein Vierter auf fünfzehnhundert Meilen. Er wird des Tages ungefähr achtundvierzig Millionen mal an zwanzig Millionen Orten und überall g a n z genossen. Begreifst Du dies, mein Abdallah, mit Deinen fünf Sinnen?

Freilich, diese verlangt man auch nicht dazu; denn, was das Sonderbarste ist, dieser Leib läßt sich weder sehen noch fühlen noch schmecken.

Abdallah, bangt Dir nicht vor dem Menschenverstande? Solltest Du wol glauben, daß man über diese Speise zahllose Bände geschrieben, daß man über die Art und Wirkung derselben sich verfolgt, beschimpft, geschlagen und die Hälse gebrochen hat?

Und doch nennt man diese Zeiten im Occident die Zeiten der Aufklärung!

Gott behüte Dich und mich vor jeder alleinseligmachenden Religion und führe mich bald aus den Ländern der Giaurn an die Ufer des Nils zurück, wo ich im Schatten duftender Orangenhaine an Deiner Seite ohne die Controversen der Unvernunft meinen Tschibuk schmauchen kann.

XXXII.

Priesterlicher Wunderbeweis.

Nehmen wir an, der wunderthätige Salech, der einen großen Stein in ein lebendes Kameel verwandelte, wie die Dogmatik der Derwische behauptet, habe auch ein Evangelium geschrieben, welches ihm der Engel Gabriel dictirte. Wie würden die Derwische das beweisen?

„Das Buch ist da, hier liegt es!"

Gut, wir sehen es; aber das sehen wir nicht daran, daß der Verfasser inspirirt gewesen.

„Wie, Zweifler, Giaur! Du willst nur nicht sehen. Zum Beweise seiner Inspiration hat der unsterbliche Salech einen Quaderstein in ein Trampelthier verwandelt."

Das wäre! Und der Beweis?

„Er, Elender, Er selbst versichert es, Er der nicht lügen kann."

Nicht lügen kann? Hm, da liegt der Hase im Kraut.

„Verwegener! Wer aus einem Stein ein Postkameel machen kann, dem muß man glauben was er sagt!" —

Wie findet man diese Art zu dogmatisiren? Bei Gott! mir gefällt die Katechetik jener jungen Dame unendlich besser, welche deren Gemahl in den Armen eines Galans antraf. Ah, Treuloser, rief sie, indem sie ihm die That geradezu ableugnete, nun sehe ich, daß Du mich nicht liebst, weil Du mehr glaubst, was Deine Augen sehen, als was ich Dir sage.

Diese Glaubenslehre ist bei weitem naiver und feiner, als die der Derwische.

Ein Stein in ein Dromedar verwandelt ist kein kleineres Wunder, als die Umwandlung eines Dromedars in einen Stein. Was möchte wol dazu gehören? Gewiß

müßte jedes der verwandelten Dinge auch seine Natur verändern; der Stein müßte traben, das Dromedar müßte auf sich schmieden lassen.

Setzen wir nun das Argument fort. Nehmen wir an, der h. Xaver verwandle einen Capuciner in einen Truthahn. Müßte der Capuciner nicht kollern? Wenn er aber kollerte, was bedürfte es noch des Zeugnisses des Heiligen? Müßten Diejenigen, welche ihn zuvor predigen und chorsingen hörten und nun kollern sehen, nicht an die Hahnwerdung glauben ohne ein Mirakel zu fordern?

Warum bedarf es eines Orakels, wenn wir andere Orakel glauben sollen!

XXXIII.

Beweis von der Unmöglichkeit der Wunder.

Die Welt ist eine nothwendige Wirkung einer absolut nothwendigen Ursache. Die Gesetze, nach welchen die Veränderungen in der Natur erfolgen, sind also zuletzt und ursprünglich in dem Wesen der nothwendigen Weltursache gegründet.

Nicht in dem freien Willen dieser Ursache. Wollen ist das Attribut nur beschränkter Wesen, welche Mangel, Bedürfniß fühlen, etwas als gut, als Mittel ihrer Vervollkommnung ansehen und es daher begehren; oder etwas als böse, als ihnen nachtheilig sich vorstellen, und daher es verabscheuen.

Also im Wesen der unendlichen Substanz haben die Naturgesetze ihren letzten, bestimmenden Grund. Dies Wesen ist absolut nothwendig und unwandelbar. Mit ihm und durch dasselbe wird der Grund der Naturgesetze zugleich gesetzt. Also sind diese Gesetze geometrisch nothwendig.

Wunder nun sollen Aufhebung, Abänderung oder Suspension irgend eines Naturgesetzes sein; mithin sind solche widersprüchlich, unmöglich — ein viereckiger Cirkel. Jeder den Naturgesetzen gemäße Erfolg ist kein Wunder. Ist aber eine Begebenheit blos dem Scheine nach den Naturgesetzen entgegen, so ist sie nur ein Scheinwunder.

Ein anderes Argument.

Jede Begebenheit in der Zeit und im Raume, die wir sinnlich wahrzunehmen vermögen, ist etwas Endliches. Das Axiom sagt: Die Wirkung muß ihrer Ursache proportionirt sein, und umgekehrt. Zwischen dem Endlichen und Unendlichen ist aber keine Proportion. Also kann und muß jede endliche Wirkung aus einer ihr proportionirten, das heißt

endlichen Ursache abgeleitet werden. Diese endliche Ursache jedoch kann keine Wunder verrichten, denn sie kann, da Gesetze nur ihrer bestimmten Natur gemäß wirken, keinen Effect jemals hervorbringen, der das Maaß seiner Kräfte überstiege. Sonst wäre ja ein Theil der Wirkung ohne Ursache.

So liegt z. B. das Gesetz, daß jeder Mensch stirbt und kein Todter lebendig wird, in der Natur des Menschen, in den Sätzen, daß es gar kein perpetuum mobile giebt, und daß kein Ding mit Beibehaltung seiner Identität zweimal existiren kann: ein Gesetz, das keine Intelligenz, weder im Himmel noch auf Erden, abzuändern vermag, das inmittelst doch nicht gegen die Wahrheit von einem künftigen Leben streitet.

Mit Einem Worte: Wunder laufen gegen die Sätze des Widerspruchs und des zureichenden Grundes, sind also für Philosophen Undinge.

XXXIV.

Hoffnungen oder Träume.

Man weiß, daß Vater Malebranche, der den Vortheil hatte, Alles in Gott zu sehen, die Auferstehung aus den Raupen bewies, welche zu Schmetterlingen würden. Dieser Beweis, versetzte man ihm, ist so leicht wie die Flügel des Subjects, dem er entnommen worden.

Gewisse Philosophen, welche die Manie haben Alles zu berechnen, sagen, da die Quantität der organischen Materie weder zu- noch abnähme, so könne man nicht wohl umhin zu denken, daß die gegenwärtigen Menschen aus der Substanz ihrer Voreltern bestünden. Der aufgelöste Körper eines Mannes zum Beispiel, von dem ein Theil der Partikel als Dunst in die Luft gehe, käme als Regen oder Thau wieder herab, um jenen Theil zu befruchten, der Staub bliebe. Hieraus nun entstünden Champignons, Kohl, Zwiebeln, Salat. So hätte Kain vielleicht ein Stück Adam's, Henoch die Seele Kain's gespeist; Jeder von uns äße seine Ureltern, trinke sie, und ziehe sie mit der Luft, die er athme, ein.

Gewiß, diese Hypothese ist äußerst sinnreich! Es ist angenehm sich einzubilden, daß man mit einem Vater, den man schätzt, einer Gattin, die man liebte, einem großen Manne, den man bewundert, sich vereinige. Die Idee, daß wir bei unsern Festins Helden und Philosophen auftragen, ist bezaubernd. Wenn man sich vollends vorstellt, daß diese oder jene Massacres nur geschehen, damit die Söhne der dabei Umgekommenen desto mehr Lebensstärke gewännen, so kann man die Regierung der Welt nicht genug bewundern.

Calmet machte es besser als der oben genannte College. Er beweist das Mirakel der Auferstehung aus den Vam-

pyrn. „Man hat niemals," sagt er, „einen todten Vampyr angetroffen; Todte können Lebenden das Blut nicht aussaugen; die Vampyre leben, ergo sind sie auferstanden."

Bei den Griechen war es sehr schwierig, ein Vampyr zu werden. Die Flamme des Holzstoßes verzehrte den Körper bis zur Zunge und den Zähnen. Von Allem blieb etwa ein Pfund Asche übrig, die noch überdies mit der Asche des Holzes und des Räucherwerks stark vermischt war. Dies Klümpchen Asche reichte nicht hin, einen Vampyr zu reproduciren.

Allein was ist den Göttern nicht möglich! Pelops war schon in ein Ragout verwandelt, Ceres hatte schon eine Schulter von ihm gespeist, da erbarmten sich die Götter seiner und riefen ihn zurück.

Ah, so käme denn die Reihe auch an mich, von meinen Enkeln gefressen zu werden? Wohl bekommen ihnen meine Reste! Aber wenn ich als Ebenderselbe wieder auferstehen soll, wie mein Pastor verlangt, wie werden sie mir dann mein Theil zurückgeben? Traun, da finde ich doch Verlegenheiten! Sollte ich's geschehen lassen, daß sie um meinetwillen etwas von ihrem Embonpoint verlören?

Die Egyptier waren eigentlich schlaue Köpfe. Um dieser Verlegenheit abzuhelfen, verwandelten sie ihre Todten in Mumien. Aber in einem Stücke versahen sie es doch: da sie dem Leichnam das Gehirn sorgfältig ausnahmen, so weiß ich wirklich nicht, wie die Mumien bei der Auferstehung denken wollen.

XXXV.

Ueber den Phädonismus.

Das Schicksal der Unsterblichkeitslehre war fast immer das, entweder mit unzureichenden Beweisen behauptet oder durch unzulängliche Gründe bestritten zu werden. Christen, welche dem Lichte folgen, das ihnen der Glaube bietet, halten jene Lehre, welche den Menschen von dem allgemeinen Gesetze der Vergänglichkeit ausnimmt, für das Resultat himmlischer Orakel über unsere Bestimmung.

Diese göttlichen Stimmen, deren Nachklang noch über den Aschenhaufen langer Jahrhunderte zu uns tönt, schienen unter den Declamationen der Stoa und des Porticus und dem Geräusche der Logik, die aus den Gärten Epikur's und dem Lehrgedichte des Lucrez in die Schriften unserer Philosophen übergegangen, verschwinden zu wollen. Aber die Weisheit eines erhabenen Königs und die Gottesfurcht seines Ministers setzten sie wieder in jene alten Rechte ein, welche sie seit Jahrtausenden und sogar in den finstersten Zeiten über den menschlichen Verstand behaupteten.

Ich bin weit entfernt, der Panegyrist dieser über populaires Lob erhabenen Politik zu werden. Ebensowenig gedenke ich Denen vorzugreifen, welche von Amts- und Berufs wegen diese wichtige und trostvolle Lehre von der Kanzel predigen. Das Geschäft eines Philosophen beschränkt sich darauf, die Zöglinge der Wahrheit an die Schwelle ihres majestätischen Tempels zu geleiten. Hier empfängt sie der Missionar oder der Geistliche und führt sie an seiner Hand zum Altar.

Die christliche Religion erzeigt ihren Bekennern eine

große Wohlthat, wenn sie mit der Hoffnung einer künftigen Auferstehung zu einem neuen und sogar immerwährenden Leben tröstet, und unsern aus dem Staube des Todes wiederhergestellten Körpern Unvergänglichkeit, ewige Dauer verspricht. Dieser neue, aus dem Schoße der Verwesung lebend hervorgehende Leib würde dann in einem sichtbaren Beispiele die Lösung des Problems vom Perpetuum mobile aus der Hand des ewigen Werkmeisters darstellen.

So weit wagt sich freilich die Profan-Philosophie mit ihren kühnsten Vermuthungen nicht, weil sie sich auf dem bezauberten Felde dieser glänzenden Erwartungen weder auf den Stab der Erfahrung stützen noch sich der Analogie bedienen kann. Ihr scheint es, daß kein Wesen mit Beibehaltung seiner Identität zweimal entweder an zwei Orten zugleich oder in zwei Perioden

cum semel interjecta est vitae pausa (Lucret.)

existiren könne; daß unsere numerische und persönliche Identität in verschiedenen Momenten unseres Lebens auf die Fortsetzung einer und ebenderselben stetigen Reihe von Empfindungen und Perceptionen gegründet sei, welche vom ersten dunkeln Anfange des Bewußtseins bis zum Ende des menschlichen Seins unser Leben ausmacht; daß wir alle unsere Kräfte nur durch ihren Gebrauch und also durch Erfahrung kennen; daß aber keine darunter von der Organisation unabhängig und, so viel wir wahrzunehmen vermögen, so beschaffen ist, um ihre Unsterblichkeit als wahrscheinlich zu erachten.

Vergebens räumt eine ganze Schule von Metaphysikern dem Denken einen so großen Vorzug ein, der es über alle andere Fähigkeiten des lebenden Menschen erhebt, und jenes unbekannte Etwas, dem man alle Functionen desselben zuschreibt, in eine götterähnliche und unsterbliche Substanz verwandele. Ohne hier der erheblichen Einwendungen zu gedenken, welche einige Philosophen dem Mendelssohnschen,

im Phädon entwickelten Beweise entgegengesetzt haben, so verweisen die Lehrer der neuesten Philosophie einfach auf Kant's Prüfung des psychologischen Paralogismus, welche in der „Kritik der reinen Vernunft" angestellt worden, und fügen einige von dessen Grundsätzen unabhängige Betrachtungen hinzu.

Wenn man, sagen sie, über den Ursprung unserer Begriffe aus unsern Empfindungen und über die Art und Weise nachdenkt, wie wir durch das Medium der Sinne zu Ideen gelangen, so scheint es dem Beobachter menschlicher Dinge sehr schwer, wo nicht gar unmöglich zu sein, aus unserer Natur die persönliche Fortdauer nach dem Tode zu folgern. Hätten wir die mit dem Körper so wesentlich verbundenen Sinne des Gesichts und des Gefühls nicht, so würden wir die Begriffe von solider Ausdehnung und Bewegung nicht haben, auf welche Eigenschaften sich unsere ganze Kenntniß der Materie reduciren läßt. Wenn wir also jener Sinne beraubt sein werden, mittelst deren wir diese Begriffe erlangen, und wenn unser Gedächtniß mit dem Hirn verfliegt, so scheint die Materie und die ganze Körperwelt für uns verschwinden zu müssen, da sie sich ohne Ausdehnung, Solidität und Bewegung gar nicht denken läßt.

Was für Ideen, sagen die Bestreiter der Unsterblichkeit, sollten uns nach dem Tode übrig bleiben, der doch eine Beraubung aller Sinne ist und den Untergang des Gedächtnisses und der Einbildungskraft mit sich führt? Die Ideen der Materie und ihrer Formen, die sich auf die gegenwärtige Art unserer Sinnlichkeit beziehen, fallen weg, sobald diese Art der Sinnlichkeit aufgehoben wird. Die Idee des Immateriellen ist blos negativ und setzt den positiven Begriff der materiellen Beschaffenheiten voraus. Wie kann ich das verneinen, wovon ich gar keine Vorstellung mehr habe?

So wichtig nun diese Gründe sind, so vermögen sie doch keineswegs eine Hoffnung zu vernichten, welche auf

göttliche Orakel und die Ueberzeugung von der unendbaren Güte der Vorsehung gestützt ist. Umsonst sucht die Skepsis jene Orakel in blose Menschenstimmen zu verwandeln und jene unendbare Güte durch farbenreiche Schilderungen des menschlichen Elends und der zahllosen Uebel in der Welt zweideutig zu machen. Unsere Theodiceen bringen sie zum Schweigen.

XXXVI.

Palingenesie.

Wie, Demokrit sollte geglaubt haben, daß er nach seinem Tode wieder aufleben würde, wenn man seinen Körper in Honig einmache? Wer in aller Welt würde sich wünschen zweimal in Abdera zu leben!

Man weiß, daß wir den Glauben an die Auferstehung der Todten nur der Offenbarung verdanken. Die Vernunft erkennt nichts davon, sie hat sogar Gründe darwider.

Heute besteht unser Leib aus ganz andern Partikeln als vor dreißig Jahren, da wir noch der Kindheit angehörten. Ein Greis in den Neunzigen hat in seinem Leben mindestens drei nagelneue Leiber nach und nach gehabt: mit welchem soll er nun auferstehen?

— Vermuthlich mit dem letzten.

Aber die Theile dieses letzten hatten schon, ehe sie seine Theile wurden, vielleicht tausend Wesen zugehört, die alle mit ihm gleiches Recht besitzen, diese Theile als ihr ehemaliges Eigenthum zu beanspruchen.

— Die Götter werden für jede Seele einen neuen Leib bilden.

Was jedoch berechtigt uns zu dieser Erwartung? Meine Seele in einen andern Leib versetzt, mit andern, nagelneuen Sinnen begabt, wäre sie denn noch meine Seele? Ihrer ehemaligen Sinne beraubt, wäre sie dann noch fähig sich der Eindrücke zu erinnern, welche sie mittelst der Sinne während ihrer Verbindung mit dem frühern Körper erlangte?

Vielleicht bin ich schon tausendmal hier gewesen, nur unter andern Gestalten und nicht als ebendasselbe Ich, was ich jetzt bin. Jedesmal trat ich auf die Bühne des Lebens

ohne Kenntniß, Erinnerung, Bewußtsein meines vorangegangenen Zustandes.

Ich erinnere mich nicht ein Hahn oder der Panthoide Euphorbus gewesen zu sein. Ich würde von den Begebenheiten der Vorwelt nicht das Allergeringste durch platonische Reminiscenz wissen, wenn ich die Geschichte nicht gelesen hätte. Erinnerung des Vergangenen setzt Fähigkeit zu solchen Sensationen voraus, die den ehemaligen ähnlich sind. Hiezu bedarf man der vorigen Sinne, diese aber raubt uns der Tod.

Das Ding, Seele genannt, mit einem ganz neuen Körper nach Jahrmyriaden vereinigt, giebt eine neue, von der vorigen verschiedene Creatur. Diese Creatur ist nicht Ich, und ich bin nicht sie. Sie hat mit mir nicht mehr Verbindung als ich mit Alexander dem Großen besitze, weil etwa ein Theil meines dermaligen Wesens ehemals die Individualität des seinigen constituiren half.

So mußte Demokrit als Demokrit raisonniren. Wie wir, die wir in die Geheimnisse des Glaubens eingeweiht sind, von diesen Dingen denken müssen, das wissen wir, den Göttern sei Dank!

XXXVII.

Ueber einen Vers des Horaz oder das Gebet.

— — — — — praesentia numina sentit
Coelestes implorat aquas docta prece blandus
Avertit morbos metuenda pericula pellit
Impetrat et pacem et locupletem frugibus annum
Carmine Dii superi placantur carmine Manes.

Was ich mir bei diesem Verse denke, werde ich gefragt. Daß ich die Magie nicht liebe ist bekannt. Ich glaube durchaus nicht, daß der Himmel durch Formeln und Zauberworte, mögen sie gedacht oder auch gesprochen sein, zu bewegen ist.

Und daran hat er Recht. Wissen wir doch meistens selbst nicht, was uns frommt oder schadet: und wir wollten es die Götter lehren? Beten und Erhörung erwarten ist nicht weniger als Mirakel fordern.

Nach unsern Wünschen, nach unsern kleinen Bedürfnissen soll sich der Himmel beugen; die Natur soll den ewig vorentworfenen Lauf ihrer Bestimmung ändern. Jupiter soll dasitzen wie ein Amtsschulze, um auf unsere Klagen zu warten und uns Recht zu pflegen.

Das Gebet ist dann das Sportelgeld, womit wir ihn bestechen. Wird es ihn fett machen? Hui, die Kapaunen und Schinken, welche wir unserm Amtmann in's Haus tragen sehen, haben etwas Solides; aber die Seufzer eines Hungrigen?

So mag Horaz gedacht haben. Laßt uns nicht von den Göttern erschmeicheln wollen, es bedeutet an ihrer Güte zweifeln. Und jener Philosoph, welcher behauptete, daß jedes Gebet in sich eine Blasphemie enthalte, hatte nicht ganz Unrecht. Sie geben uns gewiß, was wir vertragen

können und mit der Regierung des Ganzen übereinkommt, unerinnert.

Keine gute Polizei duldet Bettler. Des Himmels Polizei will, daß wir arbeiten und nicht schwärmen. Jede Minute, die wir der Andacht widmen, sagt Demokrit, ist ein Diebstahl an dem Gesetze der Thätigkeit, welche der Himmel von uns fordert.

Und in der That, haben die Unsterblichen uns ohne unser Zuthun in die Welt gesetzt, so sind sie den simpelsten Begriffen von Gerechtigkeit nach auch schuldig dafür zu sorgen, daß wir uns erhalten können. Ihre Ehre ist dabei interessirt. Einem das Dasein geben und die Mittel es zu fristen versagen wäre schreiend. Der Wille Unglückliche zu machen wäre Grausamkeit.

Können wir das ohne Lästerung von den Göttern denken? Nein, ihre Natur schon auferlegt ihnen das Gesetz der Wohlthätigkeit. Unsere Bittvorstellungen ennuyren sie.

Mögen sie es nun machen wie sie wollen, der Faden meiner Schicksale ist einmal in ihren Händen. Ich erwarte keine anderen Erfolge als solche, welche mit ihrem vorher bestimmten Plan und der ewigen Harmonie der Natur übereinstimmen.

Dank allein, den müssen sie mir gestatten. Dies Gefühl ist so süß, so angenehm, es unterhält die Seele so gern, daß es unumgänglich von den Göttern herstammen muß.

Mit einem Worte: lassen wir uns nicht in den Stolz verfallen, als reizten unsere armseligen Phrasen das Ohr der Himmlischen. Menschen mag Poesie rühren, Musik entzücken; aber unsere Ehrfurcht vor der Gottheit erheischt zu glauben, daß Jupiter eben so frei von unsern besten Empfindungen wie von unsern Mängeln ist.

XXXVIII.

Ueber die Moral.

In die Moral eine mathematische Gewißheit einführen! Ich habe nichts dagegen einzuwenden, daß ihre wenigen Wahrheiten des strengsten Erweises fähig sind. Denn man sondere Alles ab, was Theologie und Juristerei hineingetragen, und dies müßte bei einem mathematischen Prozesse geschehen, was würde übrig bleiben? Etwas unstreitig. Aber wie wenig!

Zeither theilte man ihre Vorschriften in drei Rubriken ein: in Pflichten gegen Gott, Pflichten gegen den Nächsten, Pflichten gegen sich selbst.

Die erste Nummer würde der Verfasser des Système de la nature ohne Weiteres streichen. Sollten denn Götter etwas bedürfen? Wie? Dem Allbesitzer sollte etwas abgehen? Bettler wagen es, dem Reichen Almosen aufzudringen? Welche Begriffsverwirrung! Oder würde der Lauf der Welt seinen ewigen Gang weniger gehen, wenn wir ihm entweder unsern Beifall entziehen, oder unsere Sottisen, welche selbst ein Stück des Naturlaufs sind, abbitten? Sie ist es, die Gottheit, welche mit gleicher Hand Glück und Unglück austheilt. Wäre der Mensch ihr für das Erstere Dank schuldig, so müßten wir sie für das Zweite angrinzen!

Was die zwei übrigen Nummern betrifft, so halte ich es mit dem Lehrsatze des Dictionnaire philosophique: „Die Natur konnte nicht anders als durch die Chimäre des Guten und durch die Wirklichkeit des Bösen wirken. Sie hatte keinen andern Grund zu ihrem System, als daß sie Dasjenige durch Laster zu erreichen suchte, was sie durch Tugenden verfehlt hatte. Daher ist die Selbstliebe — dies den

Göttern entwendete Laster — das höchste und vielleicht das einzige Gut in der Gesellschaft."

Wie wahr, wie gründlich! Jeder unter uns arbeitet an seinem Einzelwohl; aber das System der Natur bringt es mit sich, daß er es nicht thun kann ohne zugleich das allgemeine Wohl zu befördern.

Seht hier den Punkt der Mathematik in der Moral der Natur!

XXXIX.

Ueber die uneigennützige Liebe.

Die christliche Moral lehrt, man solle Gott über Alles und seinen Nächsten wie Sich Selbst lieben. Ach! laßt uns gestehen, daß nur eine wunderthätige Wirkung der Gnade unsere Natur so sehr umschaffen und ein Object außer uns in der Rangordnung der Liebe über uns erheben könnte.

Sich selbst zu lieben, sich mehr als alles Andere zu lieben scheint eines jener ewigen Grundgesetze zu sein, von welchen die Natur nie abweicht.

Wenn der Urquell der Dinge, wie fast jedes System lehrt, ein Wesen ohne Unvergleichlichkeit ist, das weder durch die Sinne empfunden noch durch die Vernunft begriffen werden kann; wenn dies Wesen gar kein Object möglicher Anschauung ist, wie soll man es lieben können?

Liebt man in diesem Falle nicht blos seine Idee vom Urwesen? Macht diese Idee nicht, so lange wir uns damit beschäftigen, eine Art des Seins, eine Modification unserer eigenen Existenz aus, und zwar eine solche, die uns angenehm ist?

All' unser Vergnügen läßt sich auf Empfindung und Idee zurückführen. Ich liebe gewisse Ideen, weil sie mir angenehm sind. Ist das nicht Eigenliebe? Sehnsucht nach Genuß?

Ich liebe meinen Freund. Aber er ist ein Object für meine Sinne, oder, abwesend, doch für meine Einbildungskraft. Er ist, als Mensch, mir ähnlich. In ihm erblicke ich ein anderes Ich.

Nicht so mit dem unbegreiflichen Urwesen. Es ist kein Gegenstand für die Sinne, keiner für die Einbildungskraft.

Die Bilder, welche diese entwirft, sind nicht das Urwesen, gleichen ihm nicht, stellen nur vor, was körperlich ist.

Keine Aehnlichkeit, auch nicht die kleinste, zwischen dem Unendlichen und Mir Endlichem! Wie kann ich also das lieben, was ich weder empfinden, noch einbilden, noch begreifen kann?

Offenbar ist es, daß auch bei jener vorgegebenen uneigennützigen Liebe des Urwesens dunkle Erwartung künftiger unermeßlicher Wohlthaten, welche es uns zu erzeigen durch seinen Charakter geneigt gemacht wird, zu Grunde liegt. Ein Gott, von dem wir gar nichts zu hoffen hätten, könnte kein Object unserer Liebe sein.

Liebe setzt Bedürfniß, Bedürfniß aber Beschränkung voraus.

Sollte selbst die Frömmigkeit den Gesetzen des Temperaments folgen? Wer kann es leugnen!

Diderot hat sehr treffend bemerkt: Der Einfluß des Temperaments zeigt sich nur allzuklar bei einem und demselben Andächtler. Je nach der Disposition seiner innern Organisation sieht seine Einbildungskraft bald einen rächenden, bald einen mitleidigen Gott, bald den geöffneten Himmel, bald die rauchende Hölle. Er zittert vor Angst, er brennt vor Liebe. Die Andacht ist ein Fieber, das heiße und kalte Paroxysmen hat.

Au reste, ma fille — heißt es in den Briefen der Frau von Sevigné —, une des mes grandes envies ce seroit d'être devote: je ne suis ni à dieu, ni au diable. Cet êtât m'ennuye, quoiqu'entre nous je le trouve le plus naturel du monde.

Sie hat Recht: dieser Zustand, wo man Keinem als sich selbst angehört, von Keinem als sich selbst abhängt, ist unserer Natur, wenn alles Uebrige ebenmäßig ist, am behaglichsten.

Abhängigkeit, wirkliche oder erträumte von einem andern Object, erfordert beständige Aufmerksamkeit auf das,

was diesem angenehm oder mißfällig ist, und auf das, was es von uns verlangt oder zur Bedingung seiner Gunstbezeigungen gemacht hat.

Trotz alledem aber muß namentlich das Herz einer Frau immer etwas lieben, was ihm Beschäftigung giebt.

Die Idee eines himmlischen Bräutigams, den sie sich unter dem Bilde eines schönen Jünglings denkt, welche Gewalt muß sie über das Gemüth eines Weibes haben, zumal wenn die Entbehrung sinnlicher Befriedigung sie auf mehr als Einem Wege imaginative Befriedigung suchen lehrt!

Ebenso ohngefähr wirkt auf die Seele des frommen Katholiken das Bild der Himmelskönigin mit einem allerliebsten kleinen Knaben auf dem Arm. Man weiß sehr gut, was eine hübsche Jungfrau ist. Aber ein außer- und übersinnliches Wesen, ohne jedwedes der Sinnenwelt entlehnte Bild sich zu denken, das ist's, was über unsern Horizont geht. Die Menschen, durch Sinnlichkeit an diesen Wirbel gefesselt, sind nicht für die Metaphysik geschaffen.

Jede Liebe ist Sehnsucht nach Genuß, also eigennützig. Es ist mir nicht möglich meine Urgroßmutter zu lieben. Sie mag eine brave Frau gewesen sein, aber ich habe sie nie gekannt, nie gesehen; ich weiß nur, daß sie zu den Bedingungen meiner Existenz gehörte.

Mancher Mensch, denn so groß ist der Selbstbetrug, glaubt Gott zu lieben, und kniet nur vor seinem Phantom.

Auf der einen Seite erklärt der Psalmist mit Recht Diejenigen für Thoren, welche sprechen: es ist kein Gott; auf der andern ist's, jener Unumstößlichkeit unbeschadet, gewiß, daß die allermeisten Menschen nur selbstgemachte Idole verehren.

L'homme a dit: faisons dieu! qu'il soit à notre image!
Dieu fût, et l'ouvrier adora son ouvrage!

Der Eine in überfeine Abstractionen verirrt, vergöttert einen relativen Begriff; der Andere betet zu einem Phantasiebilde, der Dritte räuchert einem Objecte der äußern Sinne.

Keine Dogmen, keine Mirakel, keine Ceremonien! Was heißt dies auf deutsch? Keine Ungereimtheiten, keine Lügen, kein Hokuspokus!

Laßt uns den Gesetzen folgen, welche der Urheber der Wesen in unsere Natur gelegt hat.

So wie Ehrlichkeit die beste Politik ist, so ist Gerechtigkeit und Wohlthun die beste Gottesverehrung.

Nihil facimus, non sponte Dei, nec vocibus ullis
Numen eget — — — — —
Estne Dei sedes nisi terra et pontus et aër
Et coelum et virtus? Superos quid quaerimus ultra!

XL.

Der Antichrist.

In den Werken eines englischen Theologen las ich, die Apokalypse sei per inspirationem suggestionis, das heißt, durch die höchste und vollständigste Art göttlicher Eingebung geschrieben worden. Diese Art der Inspiration schließt nach der Erklärung des britischen Gelehrten nicht blos die übernatürliche Bekanntmachung gewisser Wahrheiten, sondern auch das Dictiren der Worte in sich.

Andere ziehen nicht blos die Inspiration, sondern, was mich recht kränkt, sogar die Apokalypse in Zweifel. Sie sagen, Justin der Märtyrer, den man nicht mit Justin dem Epitomator des Trogus Pompejus verwechseln muß, sei der Erste, der um 270 unserer Aera von diesem sonderbaren Buche gesprochen habe. Dieser schreibt es dem heil. Johannes zu.

Manche Kritiker finden Justin's Zeugniß ein wenig verdächtig, weil er in den nehmlichen Dialogen mit dem Juden Tryphon sagt, daß der Erzählung der Apostel zufolge, Christus, als er in den Jordan gestiegen, das Wasser dieses Flusses erhitzte und kochen machte, wovon wenigstens unsere apostolischen Schriften doch kein Wort vermelden.

Eben dieser Justin citirt — ohne, so viel man gewahr werden kann, roth zu werden — mit vieler Zuversicht die Orakel der Sibyllen. Er behauptet die Reste der Tollhäuser gesehen zu haben, worin die 72 Dolmetscher oder Dragomane zu Herodes Zeiten eingesperrt waren.

St. Irenäus, der nach Justin bezeugte, er habe von einem alten Manne sagen hören, der heil. Johannes sei der Autor der Apokalypse, behauptet, es könne nur 4 Evangelien

geben, weil es nur 4 Weltgegenden, nur 4 Hauptwinde gebe, Ezechiel nur 4 Thiere gesehen u. s. f.!

Clemens von Alexandrien kennt blos Eine Apokalypse Sanct Peter's. Er macht viel Aufhebens davon. Leider aber hat sie der gefräßige Zahn der Zeit verschlungen.

Tertullian, ein gewaltiger Freund des tausendjährigen Reichs, berichtet, Johannes der Heilige hätte zu Hersalaim die nahe Ankunft dieses Reichs geweissagt. Ferner bezeugt er, dasselbe fange schon an sich in der Luft zu bilden, und alle Christen von Palästina, ja sogar einige Heiden hätten es vierzehn Tage lang gegen das Ende der Nacht gesehen. Zum Unglück verschwand diese luftige Stadt immer, sobald es Tag ward.

Origenes citirt in seiner Vorrede zum Evangelium Johannes so wie in seinen Homilien die Orakel der Apokalypse; aber er stellt neben ihnen auch die sibyllinischen Bücher auf.

St. Dionys von Alexandria, der gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts schrieb, sagt in einem Fragment, das Eusebius erhalten, daß fast alle Lehrer die Apokalypse als ein unvernünftiges Buch verwürfen, und daß der heil. Johannes sie nicht geschrieben habe, sondern Corinth sei der Schöpfer dieser Träume.

Das Concil von Laodicea, welches 360 gehalten worden, zählte die Apokalypse nicht zu den canonischen Büchern. Sonderbar freilich, daß die Kirche zu Laodicea, an welche die Apokalypse gerichtet war, diesen ihr geweihten Schatz nicht annehmen wollte! Gleichwohl entschied sie ex post, daß dieses Werk ein Nachlaß St. Johannis wäre.

Was nun der Verfasser dieser Begeisterungen sah, übertrifft wo möglich noch die Caricaturen des Prinzen von Palagonia im Brydone. Unter andern stößt man auf ein Thier, das 7 Köpfe, 10 Hörner, eine Leopardenhaut, Bärenfüße, einen Löwenrachen und einen Mauleselschweif hat.

Dieser Unkepunz hat den Auslegern und ihrer Heerde,

den Lammesbrüdern, viel zu schaffen gemacht. Bossuet bewies, daß es der Kaiser Diocletian sei; Grotius erkannte daran Trajan; die Sorbonne war überzeugt, daß es Julian sein müsse; Jurieu demonstrirte, wie es Niemand anders als Bayle wäre, was der Erzbischof von Paris leugnete, da es nur Voltaire sein könne. Pfälzische Theologen wollten Ludwig XIV. darin erkennen, ein Puritaner den Papst, die Holländer dagegen das Haus Oranien.

Ich überlasse dem Leser, aus der garstigen Bestie zu machen was er will; bis man sich einmal vollständig darüber geeinigt haben wird, kann man auch annehmen, daß es Niemand anders ist als — „Blaubart“.

XLI.

Aus Nichts Etwas.

Aus Nichts Etwas! Der ungeheuerste und doch nichtigste, undenkbarste Begriff! Begriff? Nein, gar kein Begriff, bloses Wortspiel, ohne Sinn und ohne Ausdruck. Nicht nur Demokrit, auch Epikur und sein Herold Lucrez, ja alle Schulen der Alten, dieser ehrwürdigen Lehrmeister der Philosophie, verwerfen einmüthig jenen Satz. Aus Nichts wird Nichts: Dies Axiom stand an der Spitze ihrer Theorien.

Auch die Allmacht kann nicht aus Nichts Etwas machen. Das Nichts kann kein Gegenstand der göttlichen Ideen sein, welche entweder Etwas vorstellen oder keine Ideen mehr sind. Was der Allmächtige sich nicht denkt, das kann er auch nicht machen, nicht verwandeln.

Wie kann er auf das Nichts wirken und ihm gebieten Etwas zu werden? Wie kann das Nichts seine Stimme vernehmen und seinem Befehle gehorchen? Jede Kraft wirkt entweder auf sich selbst, wenn sie allein ist, oder auf ein anderes Object. Also wirkt sie immer auf Etwas, nie auf Nichts.

Wirkt sie nicht, außer sich, auf andere Dinge, so modificirt sie sich selbst, wirkt, als Substanz, ihre eigenen Accidenzen. Aber aus Nichts Etwas machen, heißt auf das Nichts wirken, das Nichts in Etwas verwandeln. Wie kann man aber auf ein Ding wirken, welches nicht ist.

Aus Nichts Etwas machen ist das größte aller Wunder, oder, was dasselbe ist, die allergrößte, die allerwidersprüchlichste Unmöglichkeit. Doch sind wir, die wir die Schöpfung in diesem Sinne leugnen, nicht Atheisten. Auch die Theologen des Alterthums predigten die Gottheit mit Nachdruck und Würde.

Plato glaubte, kein vernünftiger Mensch könne die Existenz des ewigen Verstandes leugnen. Xenophon, Cicero, Sokrates, Seneca, Aristoteles, Alle erkannten einen unkörperlichen ersten Beweger. Der höchste Gott, sagt Porphyrius, ist unkörperlich und untheilbar. Auch Aristoteles beweist, daß der erste Beweger ewig, unveränderlich, immateriell und ohne Theile sei.

Plato, Plotin, Porphyrius, Jamblichus, Aristoteles lehren die Einheit Gottes. Proclus und Philolaus hielten die Unveränderlichkeit für eine nothwendige Eigenschaft Gottes. Die Ewigkeit Gottes kann nach der Meinung des Proclus nicht bezweifelt werden.

Je nun, wissen die heutigen Denker mehr vom Urwesen als Sokrates, Plato, Aristoteles, Cicero, Porphyr, Plotin und Proclus? Und ist dieses etwaige Mehr zuverlässig?

XLII.

Bemerkungen zu Spinoza.

Spinoza ist der Erste, der den Atheismus in ein System gebracht und aus der Gottesleugnung ein geometrisches Lehrgebäude gemacht hat. Er ist aber nicht der Erste, der diesen Irrthum erfand. Vor ihm glaubte man längst, daß Gott und die Welt identisch wären, und es scheint, daß dies einst die Religion der Welt war. Von den Stratonikern wissen wir, daß ihre Philosophie keinen andern Gott anerkannte als die Natur. Und der Grundsatz der Stoiker von der Weltseele ist bei Lichte betrachtet nichts anderes als Spinozismus.

* *

Giebt es einen Gott?

Meine Vernunft lehrt mir nichts davon, aber meine Empfindung überzeugt mich dessen. Dies ist genug. Gefühl übertrifft alle Vernunft. Es ist wenigstens nichts unmöglicher als daß Alles was ist durch eine Bewegung der Materie entstanden und sich durch eben diese Kraft hält, als durch den Hauch eines unsichtbaren Wesens. Die Natur liefert in der That keinen Beweis von dem Dasein eines Gottes für den Denker; aber alle Beweise für den Menschen. Es ist mithin gewiß, daß er ist. Zwei Gründe streiten sehr für die bejahende Vermuthung: die Zeit und die Ewigkeit. Von beiden hat die Vernunft eben so wenig Begriff als von Gott, und gleichwol ist ihr Dasein unleugbar. Diese Begriffe werden ewig die Metaphysiker in Verzweiflung setzen, weil sie uns durchaus keine klare Einsicht davon zu geben vermögen. Nichtsdestoweniger fühlen wir ihre Wahrheit. Wie reimt sich Zeit zur Ewigkeit? Wie

soll man diese mit einem Anfang vereinen? Undurchdringliche Räthsel! Ging etwa eine andere Welt der gegenwärtigen voran, oder war das höchste Wesen eine Zeit lang gleichsam König ohne Reich? Hierauf zielt das System des Spinoza.

* *

Die Menge der Dinge, wovon wir eine physische Ueberzeugung haben, ohne uns einen vernünftigen Begriff davon machen zu können, muß den kühnsten Atheisten überwinden, wenigstens die Möglichkeit einer Gottheit zuzulassen. Hier ist also zum mindesten eine Wahl frei. Laßt uns nun hinzusetzen, daß der Glaube an Gott immer ein ungefährlicherer Irrthum ist als der Atheismus: wie kann man sich dann noch besinnen auf der Seite des Götterdienstes zu sein?

* *

Ich weiß nicht, ob ich dem Sterblichen das Glück absprechen soll, einst in das Geheimniß der Natur Gottes zu dringen. Diese Entdeckung hängt vielleicht, wie so viele andere, die uns in Erstaunen gesetzt haben, blos an einem gewissen Faden. Man hat ungefähr sechstausend Jahre das Feuer betrachtet, bevor man seine Natur eingesehen, bevor man es zu zerlegen, zu messen und aufzulösen gelernt hat. Ebenso viele Jahre hielt man es vielleicht für nichts als ein zerstörendes Wesen, bis man entdeckte, daß es der Grundstoff des Lebens, der Erhaltung, der Bewegung ist.

* *

Spinoza untersuchte das Dasein Gottes als Vernunftkünstler, nicht als Christ. Als solcher zweifelte er billig daran. Unsere Theologen vermischen die Dinge aber gar sehr, wenn sie behaupten, der Verstand überzeuge uns von dieser Wahrheit. Nicht dieser, sondern das Gefühl thut's.

* *

Die Gegeneinanderstellung der Charaktere eines Aristid, Epiktet, eines Marc-Aurel, eines Saladin, eines Helvetius, eines Spinoza u. a. mit denen eines Cromwell, eines Alexander VI., eines Calvin, eines Terray u. s. f. muß doch die Klätscher, welche ewig rufen, daß der Unglaube die Seele des Lasters und der Verbrechen sei, mächtig verwirren.

* *

Ich will mich nicht in die Spitzfindigkeiten der Metaphysik mischen: sie gehören nur für jenen Stand, dessen glückliches Vorrecht es ist, Sich Selbst nicht zu verstehen. Aber ich bin fest überzeugt, daß es weit weniger gottlos ist gar keinen Gott zu glauben, als einen theologischen, das ist einen leidenschaftlichen, einen schwachen, einen Mörder der Schöpfung — kurz, einen Gott, der dem Menschen sehr ähnlich ist. Hier ist mein Dogma. Was kümmert mich Spinoza, was kümmert mich der heilige Augustin! Ich bete in der Stille an. Soll ich an einen Gott glauben, der nur Heuchler oder heilige Verbrecher macht? Mein Gott ist der Gott Aristid's, der Gott Sokrates', der Gott Jesus Christs und seines würdigsten Jüngers Ganganelli. Ob ich weiß wie er aussieht, wo er wohnt, was er denkt, das gehört nicht zu meiner Religion. Die Theologen mögen es immerhin wissen. Genug ist für mein Glück, daß er weder wohnt, noch denkt, noch aussieht wie ich und meine Brüder.

XLIII.

Ewige Existenz.

Zeit, Raum, Dauer, Leben, ihr seid doch weder mehr noch weniger platte Einbildungswesen. Und du, Urquell der Dinge, dir beliebte es ohne Zweifel mit uns zu scherzen, indem du uns jene glänzende und eitle Täuschung, die wir Leben nennen, als etwas Wirkliches gabst.

In der That, Leben! was ist das? Empfindung, Gedanke! was will man damit sagen? Existenz überhaupt! von welcher Natur bist du? Begriffe! wo seid ihr?

Ach, nirgends als in unserm schwachen Hirn und in unserm thörichten Hange über Alles zu kannegießern, von Allem Raison geben zu wollen. Licht, Finsterniß; Verstand, Dummheit; Leben, Tod — ihr seid, ihr waret nie etwas Anderes als blose Beraubung.

Laßt uns die Augen zudrücken; laßt uns von den Vorurtheilen, die unsere unglückliche Vernunft umnebelten, losreißen; laßt uns, wenn es möglich ist, die traurigen Begriffe, welche uns die Tyrannei unserer Jugend einprägte, verbannen und dafür jenes Naturlicht ergreifen, das mitten unter dem Schulwust in unserer Seele glimmt: was finden wir an uns? Einen Mittelpunkt der verschiedenen Eindrücke, Wirkungen, Bewegung unbekannter uns umringender Dinge, wovon uns unsere Sinne zwar eine Empfindung zu geben scheinen, unser Verstand aber lediglich Nichts aufzuschließen weiß. Blos aus der ewigen Wirkung und Gegenwirkung zwischen diesen Dingen und uns schließen wir auf unser Dasein.

Ich sehe, höre, fühle; mir scheint, es umringe mich eine unendliche Menge Punkte, Körper, Wesen verschiedener Gat-

tung. Das nun nennt sich Leben. Allein es ist blos Täuschung, Schauspiel; denn bevor ich mich auf dem Punkte befand, wo ich jetzt stehe, existirte nichts für mich; und sobald ich wieder verschwinden werde, es sei in Staub, in eine Pflanze, in Dunst &c., so hört die Natur auf für mich da zu sein.

Nicht ganz. Denn bin ich einmal aus dem Nichts hervorgerufen, so können mich selbst die Götter nimmer dahin zurücksenden. Die Welt, wollte ich also sagen, hört nur auf in der gegenwärtigen Art in mir zu wirken. Eine neue Reihe von Dingen nimmt mich auf, wenn mich meine Ahnung nicht täuscht. Vielleicht verdient mein alsdanniger Zustand den Namen Leben.

Bis dahin verhalte ich mich, in das Amphitheater dieser Welt gestellt, bald als Zuschauer, bald als Spieler. Meiner Rolle mir eigentlich unbewußt, folge ich dem Stoße der mich umringenden Wesen. Ich sehe Geschöpfe in dem Elemente, das man Erde nennt, herumschwimmen, eine gewisse Anzahl Augenblicke obenschweben und dann untertauchen. Ich sehe, wie sie in dies Spiel, das sie Leben nennen, sterblich verliebt sind, wie sie es anbeten und nur gezwungen aufgeben.

Aber von andern Betrachtungen geleitet als sie, ahme ich ihre Thorheit nicht nach. Ich suche den kleinen Zwischenraum, den ich auf einen Moment fülle, zu benutzen, indem ich meinen Geist von jener Täuschung zu einer höhern erhebe, zur Betrachtung der Natur. Da liegt sie vor mir, wie der Vorhang zur Scene, auf welchem ich einen Maler — freilich mit Meisterhänden — arbeiten sehe.

Von so viel tausend Wesen, die ich von meinem Standorte aus erblickte, ist nichts mehr übrig. Sie verschwanden. Andere kamen dafür — und verschwanden auch. Nennt sich dies etwa Tod?

Nicht doch. Auch der Tod ist blos Täuschung. Ich

habe kein Wesen, selbst das siedende Wasser nicht, ganz verschwinden sehen: es verwandelte sich in Dünste.

Es giebt also weder Leben noch Tod — frappante Wahrheit! Aber es giebt eine ewige Existenz. Alles Uebrige ist blos Uebergang, Illusion. Die immerwährende Reproduction der Dinge, die wir vor unsern Augen gewahren, bewegt mich auch an jene zu glauben, die wir nicht sehen.

XLIV.

Ueber das Ganze.

Das Ganze sollte einen Zweck haben? Welcher Widerspruch! Sobald das Ganze einen Zweck hat, so ist es nicht mehr das Ganze, nicht mehr das All der Dinge.

Man sehe, wie ich das beweise. Jener Zweck wäre entweder im Ganzen oder außer ihm, das heißt: das Ganze wäre entweder um Sein Selbst willen oder um eines andern Dinges willen da.

Beides ist Unsinn.

Ist im ersten Falle das Ganze um Sein Selbst willen da, so müßte es sich selbst gemacht, selbst mit Absicht zum Sein determinirt haben.

Hat das Ganze im zweiten Falle seinen Zweck außer sich, ist es um eines Andern willen, zum Nutzen oder Vergnügen eines Andern da, so müßte Jemand, der außer dem Ganzen ist, das Ganze gemacht, das heißt es zu irgend einem Endzweck geschaffen haben. Aber wenn etwas außer dem Ganzen ist, dem es wie ein Mittel dem Zweck untergeordnet worden, so ist eben das Ganze nicht mehr das Ganze, nicht mehr der Inbegriff alles Wirklichen.

Unter dem Ganzen verstehe ich die unendliche Collection aller Individuen. Jedes ist ein durchgängig Bestimmtes, also endliches Ding, jedes rückwärts auflösbar in eine unendliche Reihe von Ursachen, vorwärts in eine endlose Reihe von Wirkungen. Ein unendliches Individuum, eine unendliche Person ist ein completer Widerspruch. Persönlichkeit schließt Individualität, diese aber durchgängige Bestimmung, Endlichkeit in sich.

Uns ist es ewig unmöglich, irgend eines Dinges zureichenden Grund ganz und durchaus zu kennen. Wir wür-

den ihn in den unendlichen, innigst verknüpften Reihen aller successiven und simultanen Dinge, in dem untrennbaren Zusammenhang aller Wesen finden, deren jedes Ursache und Wirkung zugleich ist, jedes auf nähere oder entferntere Art den zureichenden Grund eines jeden Erfolgs bilden, ergänzen hilft.

Auch Ich bin, sofern ich wirke, ein Theilchen vom zureichenden Grund der Weltbegebenheiten. Und insofern ich leide, von andern Dingen gezeugt, genährt, erhalten werde, eine Folge meines zureichenden Grundes.

Absicht können nur endliche Dinge haben. Wer eine Absicht hegt und sie zu erreichen strebt, der stellt sich irgend ein Gut vor und begehrt es. Es muß ihm also fehlen, er muß Mängel, Bedürfnisse haben, das heißt eingeschränkt sein.

Oder, er stellt sich ein Uebel vor, und bemüht sich ihm zu entgehen, einen ihm nachtheiligen Erfolg zu verhindern. Er muß sich also doch vor etwas fürchten, muß seine Eingeschränktheit, seine Abhängigkeit von Außendingen fühlen.

Wie reimt sich das zum Begriff eines vollkommenen Urwesens, über dessen Dasein ich nicht streite?

Wer sich der Mühe unterzieht, alle diese Sätze zu überdenken, wird mir Beifall geben. Nur muß man die Kette meiner Schlüsse nicht verstümmeln, kein Glied überspringen, das zur Schlußfolge mitwirkt.

XLV.

Analysis principiorum.

Wenn wir die natürlichen Körper in ihre einfachsten Bestandtheile zerlegen — insoweit dies nämlich durch die Kunst möglich ist — so finden wir für's Erste, daß diese einfachen Theile von ursprünglich verschiedener Art sind, daß es also ursprünglich verschiedene Geschlechter von Materie giebt, und zweitens, daß diese durch Kunst abgesonderten Elementartheile vermöge eigner Kraft und eignen Triebes sich nähern und miteinander verbinden.

Diese Verbindung geschieht mit einer gewissen Wahl. Ein gewisses Geschlecht von Materie verbindet sich lieber mit diesem als mit jenem Geschlecht. Und so oft es eine Verbindung blos aus Mangel einer ihm angenehmern eingegangen hat, läßt es bei nächster Gelegenheit solche wieder fahren und wählt die ihm behagende.

Alles das beweisen hunderte von Versuchen der Chemie, und kein geübter Scheidekünstler wird es jemals leugnen.

Also bewegen sich die einfachsten Grundtheile aus innerer, eigener Kraft; sie suchen mit Begierde Verbindung, sie haben mit Einem Worte ewige Triebe.

Sie ziehen eine Verbindung der andern vor, folglich haben sie Neigung. Triebe und Neigung lassen sich aber ohne Gefühl oder Empfindung nicht denken, und also hat die Materie Empfindung.

Was sich jedoch aus eigener Kraft bewegen kann, Triebe, Neigung und Empfindung hat, das lebt. Die Materie lebt also, und das Leben ist eine wesentliche Eigenschaft der Materie.

Diese a posteriori gefundene Eigenschaft der Materie

hätte sich auch a priori finden lassen; denn wir sehen, daß Pflanzen und Thiere leben, die aus materiellen Theilen zusammengesetzt sind. Und wie kann eine Kraft aus der Zusammensetzung resultiren, welche nicht schon in den Theilen liegt?

Bei den Pflanzen, beim Thier sehen wir also blos Summe des Lebens, der Urpartikel, die natürlich größer, in die Augen fallender sein muß, als das Leben eines Einzelnen. Wenn sich nämlich Elemente ihren Trieben gemäß vereinigen, ineinander zu einem gemeinschaftlichen Zweck wirken, so sehen wir ein Ganzes, dessen Leben wir nunmehr bemerken können: eine Pflanze, ein Thier. Sind hingegen die Grundtheile blos verbunden — nicht zu gemeinsamem Zweck, sondern zufällig, so nennen wir diese Verbindung leblos. Wir bemerken das Leben der einzelnen Theile nicht.

Man kann sich ein Element am besten unter dem Bilde eines einzelnen Bürgers, die Pflanze und das Thier aber unter jenem eines Staates vorstellen. Hier ist die Kraft ohnstreitig größer, wirksamer, augenscheinlicher als dort.

Ob indeß diejenigen Grundtheile, welche, wie ungefähr der Regent im Staate, die andern gewissermaßen beherrschen, ursprünglich edlerer Art sind als die übrigen, oder ob es hier wie in der bürgerlichen Gesellschaft hergeht, daß häufig der Schlechtere zum Regiment gelangt, so weit bin ich in meinen Erfahrungen über die Chemie der Seelen noch nicht gekommen.

XLVI.

Die Elemente.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es, wie Gassendi, Newton, Boerhave, Diderot u. A. lehren, ursprüngliche, unzerstörbare Atome oder unveränderliche Elemente der Körper giebt, die keiner Auflösung weiter unterworfen sind.

D'Alembert sagt im Eloge de Bernoulli, wie soll man sich einen Begriff von der Materie machen, wofern man den Grundtheilen, woraus sie zusammengesetzt ist, keine ursprüngliche und angeborne Dichtheit einräumt?

Man kennt auch Maupertuis' Behauptung im Essai de Cosmologie: die ersten, die einfachen Körper, welche die Elemente aller andern sind, müssen hart, unbeugsam, unveränderlich sein.

Aus reinem Gold konnte man nie etwas Anderes als Gold herausbringen. Reines Quecksilber gab nie etwas Anderes als Quecksilber. Reiner Sand, reines Wasser konnten nie in eine andere Art von Wesen verwandelt werden. Pflanzen und Thiere, sagt ein Chemiker, sind aus primitiven Elementen zusammengesetzt, die sich nie auflösen.

Diese unveränderlichen Wesen sind die Grundtheile der Körper. Jedes Element hat seine eigene, inalterable Natur. Um das Gegentheil behaupten zu können, müßten wir Transmutationen gesehen haben. Ist es im gegenwärtigen Zustande dieser einmal geordneten Welt möglicher Küchensalz in Schwefel, Wasser in Erde, Luft in Feuer, als Tintenpulver in Gold zu verwandeln?

Wenn die Menschen Verwandlungen zu sehen glaubten, wurden sie da nicht vom Sinnenschein getäuscht wie Diejenigen, denen die Sonne um die Erde zu laufen schien?

Voltaire bemerkt, eine Metamorphose im strengsten Sinne sei ein Widerspruch. Sollten die primitiven Theile des Salzes in Elemente des Goldes verwandelt werden, so müßte man die Salztheilchen zernichten und an ihrer Stelle Goldpartikel erschaffen. Das wäre denn ein doppeltes Wunder.

Tout genre est limité, setzte Friedrich II. hinzu, dans son petit circuit,
D'un pepin de pommier l'arbre se réproduit;
Mais jamais ce pepin ne produira des roses:
Les éffets sont toujours les esclaves des causes.

Sollen die Grundtheile unverändert bleiben, so müssen sie vollkommen solid sein. Folglich behalten sie immer einerlei Figur. Also können sie nicht andere Elemente werden, weil sie sonst andere Figuren annehmen müßten. Mithin ist es in der gegenwärtigen Verfassung der physischen Welt unmöglich, daß das zur Bildung des Salzes dienende Element in ein Element des Mercurs verwandelt wird.

Wäre, sagt ein Erläuterer Newton's, das Gold in seinen Grundtheilen vom Eisen nicht wesentlich verschieden, noch die Pappel von der Eiche, so würde die Verwandlung der Dinge unschwer sein. Aber das würde die Alteration der Arten und die Zerstörung der Welt nach sich ziehen.

XLVII.

Ueber den Ursprung der Natur.

Zuvörderst erkläre ich, daß es mir noch nie eingefallen ist, die Existenz einer ewigen, unabhängigen Grundursache der Welt, eines durch die ganze Natur sich äußernden Verstandes zu leugnen.

Allerdings finden wir in der Natur eine Ordnung und Uebereinstimmung unter manchen, wie es aber scheint doch nicht aus absoluter innerer Nothwendigkeit zusammenhängenden Dingen, welche den Werken eines nach Plan und Absicht wirkenden Verstandes so ähnlich, daß man einen Verstand als ihre Ursache anzunehmen genöthigt ist.

Mein Angriff ist nur gegen den Anthropomorphismus in der Theologie und gegen die nichtserklärende, an sich selbst eben so unerweisliche als unbegreifliche Lehre von der Schöpfung aus Nichts gerichtet. Ich habe übrigens nichts dagegen einzuwenden, daß man aus dem Bau der Pflanzen, Thiere u. s. w., wo uns gewisse absichtliche Beziehungen und Zwecke einzuleuchten scheinen, das Dasein nicht blos einer bildenden Kraft, sondern auch eines ordnenden Verstandes zu beweisen sucht.

Was die Wunder hingegen betrifft, so scheinen mir diejenigen, welche der höchsten Grundursache der Naturgesetze zugeschrieben werden, nichts Geringeres als ein Widerspruch zu sein. Ein im strengen Sinne genommenes Wunder kann ich mir für nichts Anderes als eine Störung irgend eines als beständig erkannten Naturgesetzes und also für nicht weniger als Umkehrung der ganzen Ordnung der Dinge denken.

Aber eben nur für diese Ordnung und dieses regelmäßige System von Gesetzen und Kräften suchen wir eine

Ursache auf. Und wie sollte diese Ursache jene in ihr zuletzt gegründete Ordnung selbst stören, das heißt ihrer eigenen Natur entgegenwirken können? Solche Ordnung ist entweder die einzigmögliche oder die bestmögliche. Im ersten Falle ist keine Aenderung möglich, Alles ist nothwendig. Im zweiten Falle kann diese Ordnung abermals keinen Zusatz, keine Abänderung, keine Verbesserung erhalten. Jedes Wunder setzt entweder ein neues Glied in die Kette der Dinge, oder nimmt ein Glied heraus. Das Erste findet nicht statt, weil die Kette nirgends unterbrochen ist, nirgends Lücken hat, und also keiner Ergänzung bedarf. Das Andere ist ebensowenig denkbar. Es würde die Kette zerreißen, den allgemeinen Zusammenhang trennen, ohne welchen die Welt kein Ganzes wäre.

Wenn Gott sich Dinge in ewigen Urbildern denkt, so denkt er sich B als die Folge von A nie ohne A, den Grund von B nie ohne B. Denn er kann sich den Grund nicht ohne seine Folge, die Folge nicht ohne ihren Grund vorstellen. Also bringt er auch B nie ohne das ihm vorhergängige A, das heißt nie außer der Verknüpfung hervor, worin die Urbilder von A und B in seinem unwandelbaren Verstande stehen. Hier giebt es keine isolirte Wahrheit, Alles ist inniger Zusammenhang, Ein allumfassender Gedanke. —

„Je vous proteste devant Dieu, que ni moi, ni les theologiens sachent la moindre chose de l'origine de la nature.“ So spreche ich mit dem redlichen Philosophen, der dies sagte.

„Weil, wie die Erfahrung lehrt, vernünftige Wesen nur von ihres Gleichen, nämlich von andern vernünftigen Wesen hervorgebracht werden, so muß der erste Urheber aller vernünftigen Wesen selbst ein vernünftiges Wesen sein.“

Dies seichte Geschwätz ist das große Argument bannal unserer Gotteslehrer.

Eben die Erfahrung, welche beweist, daß in der Welt

vernünftige Wesen nur von andern vernünftigen Wesen gezeugt, nicht geschaffen werden, lehrt auch, daß unvernünftige Thiere ihr Dasein nicht den vernünftigen Wesen, sondern andern eben so unvernünftigen Thieren zu danken haben; daß Pflanzen, als empfindungslose Körper, aus dem Samen anderer Pflanzen, welche ebensowenig Empfindung und Bewußtsein haben, entstehen.

Der Ursprung aller vernünftigen Individuen von einem einzigen vernünftigen Individuum herzuleiten ist bei weitem so natürlich nicht als die Annahme einer anfangslosen unendlichen Reihe von Zeugungen in jedem Geschlecht. Denn erstlich müßte jedes vernünftige Individuum, welches andere hervorgebracht hat, ewig, ohne Anfang, selbst nie entstanden sein, was gegen den Begriff eines Individuums streitet, den wir aus allen unsern Wahrnehmungen in der wirklichen Welt abziehen können; und zweitens würden wir hier keine Zeugung, welche allezeit Eier, Samen oder Abgabe gleichartiger Theile fordert, sondern Schöpfung annehmen müssen, wovon es einmal in der Erfahrung kein einziges Beispiel giebt, und wovon wir uns zum andern gar keinen Begriff, woraus die Möglichkeit der Sache erhellt, machen können. Wer also eigentliche Schöpfung annimmt, der erdichtet eine Hypothese, deren Möglichkeit unbegreiflich, und die man also auch zum Erklären und Verstehen des Weltdaseins gerade so wenig als das Wort Abracadabra brauchen kann: eine Hypothese, die keine Erfahrung unterstützt, kein analoger Fall wahrscheinlich macht.

„Weil zur Erklärung des Weltsystems Verstand gehört, so muß er auch bei der Hervorbringung desselben gewaltet haben."

Ist je ein Paralogismus handgreiflich, so ist es dieser.

Etwas erklären setzt voraus, daß man von der zu erklärenden Sache einen Begriff hat. Erklären ist ein Act des Verstandes. Das kann nicht vom Hervorbringen behauptet werden. Wir haben sogar in der Natur, soweit

menschliche Erfahrung reicht, unendlich mehr Beispiele von Hervorbringungen durch mechanische, absichtslos wirkende Kräfte, als Productionen, welche Entwurf und Absicht voraussetzen.

Die Production der unzähligen Körper des Mineralreichs hängt von der Bewegung, Addition, Attraction und Cohäsion solcher Stoffe ab, die sich weder ihres Daseins noch der Resultate ihrer Zusammensetzung bewußt sind. Man begebe sich in das Pflanzenreich: was wir bildende oder hervorbringende Kraft nennen, kommt den Pflanzen unstreitig zu. Aber sie werden dieser Kraft beraubt, wenn man gewisse Theile derselben verstümmelt. Also muß jene hervorbringende Kraft im Organismus der Pflanzen ihren Grund haben, nicht jedoch in einem besondern geistigen, die Pflanze belebenden Wesen. Indem die Pflanze aber ihres Gleichen hervorbringt, ist sie sich dieser Wirkung nicht bewußt, sie kennt die Natur und Beschaffenheit ihrer Säfte nicht. Diese Säfte und Bestandtheile bilden, indem sie ihrer Natur gemäß wirken, eine neue Form, die der ursprünglichen Form der Mutterpflanze darum ähnelt, weil ähnliche Stoffe, die sich nach einerlei Regel und auf einerlei Art bewegen, nothwendig auch ähnliche Resultate oder Producte geben müssen.

Darin ist nichts Wunderbares, nichts Unbegreifliches.

Gewisse Leute sehen indeß überall in der Natur Wunder, welche lediglich in ihrer durch die theologischen Romane erhitzten Einbildungskraft existiren, blos um diese vermeintlichen Wunder einem unsichtbaren und unbegreiflichen Geiste zuschreiben zu können. Ein solcher ist ihren platonischen Träumen zufolge der Beweger des ganzen Weltalls.

So schreibt der rohe Wilde die Bewegung einer Uhr, weil er ihren Mechanismus nicht kennt, einem ihr beiwohnenden Geiste zu. Muß das Thier, indem es seines Gleichen hervorbringt, die Regeln vom Bau eines animalischen Körpers und die Theorie der Zeugung verstehen? Es übt

eine lediglich physische Handlung aus, deren Erfolg es nicht vorhersieht.

Der Pescheräh macht ein Kind, ohne von der Structur des menschlichen Körpers und von der Art, wie ein Mensch gebildet wird, nur die mindeste Kenntniß zu besitzen. Offenbar ist's, daß die Vernunft an der Bildung der organischen und unorganischen Wesen keinen Antheil hat.

Nur an der Entstehung der Kunstwerke hat sie ihn. Kunst ist aber eine Nachahmung der Natur, und der Nachahmer, der Künstler, muß von dem Original, das er in der Nachbildung zu erreichen oder zu übertreffen sucht, eine Idee haben. Gleichwol würde die Vernunft eines Michel Angelo, eines Claude Lorrain, Salvator Rosa oder eines Correggio weder eine Bildsäule noch ein Gemälde hervorbringen, wenn die Künstler nicht zugleich Hände, Meisel oder Pinsel gehabt und mithin bei der Hervorbringung ihrer unsterblichen Werke körperliche Kräfte angewendet hätten.

Den Gedanken vor das Gedachte setzen, Begriffe den Dingen vorhergehen lassen, ist eine Marotte unserer Deisten. Der Geist muß ihrer Ansicht zufolge älter sein als die Materie, das Denken älter als Ausdehnung und Bewegung. Giebt es aber ein Denken ohne Ausdehnung? eine Seele ohne Körper? Sind Perceptionen ohne Bewegung noch etwas? Kann es ein Denken ohne Succession der Begriffe, Vernunft ohne Gedächtniß, ein Gedächtniß ohne Körper geben?

Spinoza leugnete es ausdrücklich. Und wer tief genug nachdachte, muß ihm wenigstens darin Recht ertheilen.

XLVIII.

Mein kleiner Katechismus.

Die bewegende Kraft in der Natur, die Seele der Welt, kann nicht geleugnet werden. Man nenne sie Gott — und er ist da; man nenne sie Natur, insofern solche thätig ist — und es ist nichts verloren. Dort vereinigen wir uns mit der Sprache der Theologen, hier mit der der Philosophen.

Es ist Etwas — unwiderstehbare Wahrheit! Es muß von Ewigkeit her Etwas gewesen sein (vom Nichts zum Etwas giebt's keinen Uebergang) — unaufhaltbarer Schluß!

Aber Was ist's? Hier liegt der Sperrbaum, vor welchem die Simonide und Helvetius' still stehen.

Du denkst, Mensch: — aber erst seit Kurzem. Warst Du nun nicht immer ein denkendes Wesen, wo ist nun der Beweis, daß Du es immer bleiben wirst? In Deiner Perfectibilität? Aber man setzt ja unserer Organisation Grenzen. In der Analogie der Natur? Aber wir kennen ja kein einziges Wesen, welches den einmal erreichten Grad seiner Vollkommenheit nicht verlöre: aus dem Embryo wird ein Kind, aus dem Kind ein Jüngling, aus dem Jüngling ein Mann, aus dem Mann ein Gelehrter oder ein Narr, aus beiden wieder ein Kind. Die träge häßliche Raupe verwandelt sich in einen Schmetterling, den Stutzer im Insectengeschlecht, nie aber in einen Adler.

Wie? Der Sprung ginge also rückwärts? So ist es! Der Schmetterling kehrt, wenn er einige Zeit den Kohl oder die Blume umflattert hat, wieder zu den Elementen zurück (das heißt in den Staub), woraus er entstand.

Seht da das Räthsel. Alles dreht sich im Kreise, Nichts aufwärts. Ueberall ist nur Metamorphose. Das unbekannte Etwas allein ist erhaben, selbstständig, unveränderlich.

XLIX.

Ueber den Ursprung des Menschengeschlechts.

Die Philosophie, diese Aeußerung der Vernunftfähigkeit, welche den Menschen von den übrigen Thieren unterscheidet, beschränkt sich nicht auf das Gegenwärtige, sie wirft auch einen spähenden Blick in die Vergangenheit, und wagt mehr oder minder wahrscheinliche Muthmaßungen über die Zukunft. Diese Muthmaßungen nun sind um so glücklicher, je besser sie die Gegenwart versteht. Mit einem Worte: Die Philosophie erklärt und weissagt.

Aber so wie sie sich mit der Erforschung beschäftigt, was die Dinge in dem uns allein erkennbaren Verhältnisse zu uns sind, kann sie sich der so natürlichen Neugierde nicht erwehren auch zu fragen, woher sie sind. Nur wenig ist uns hievon zu wissen vergönnt. Dieses Wenige jedoch zu erforschen ist eine der interessantesten Arbeiten, womit der Philosoph, das heißt, der Beobachter der Natur und der Menschen, sich beschäftigen muß.

Woher das menschliche Geschlecht? Bewohnte es von allen Ewigkeiten her diesen fast kugelrunden Klumpen von Mineralien? Oder hat sein Dasein irgend einmal angefangen? In diesem Fall: war das Ei älter oder die Henne? Dunkler Abgrund, in dessen Tiefe der Philosoph schwindelnd sieht!

Was mich bewegt, gegen die Ewigkeit des menschlichen Geschlechts zu sein, will ich hier eröffnen. Erstens scheint es mir, daß wenn Menschen von Ewigkeit her diesen Globus bewohnt hätten, so müßte die Zahl der schon Verstorbenen u n e n d l i c h sein. Dies aber dünkt mich ein Widerspruch. Diese Zahl wächst noch täglich an, ist jetzt um viele tausend Einheiten größer als sie vor einem Jahr-

tausend war, und wird nach Jahrtausenden noch größer sein als sie jetzt ist.

Mir kommt also vielmehr vor, sie müsse trotz ihrem unaufhörlichen Zuwachse immer schon unendlich gewesen sein. Denn wäre sie je endlich gewesen, so hätte sie durch keinen endlichen Zusatz von Einheiten, den sie von einem gegebenen Zeitpunkte an bis auf den heutigen Tag erhalten hätte, unendlich werden können. Eine Zahl aber, die immer schon unendlich war und doch immer vermehrt wird, scheint kein geringerer Widerspruch zu sein als der Satz der Theologen: 3 = 1.

Ist nun die Zahl der Menschen, welche vor uns gelebt haben, endlich, so kann man nicht umhin sich in der Reihe der successiven Zeugungen im menschlichen Geschlecht einen Anfang zu denken. Dieser Satz, der bisher aus Zahlenbegriffen erwiesen ist, erhält eine neue Bestätigung dadurch, daß das Wasser irgend einmal die Oberfläche des Globus bedeckt hat, und daß die Fische ihn eher als Menschen bewohnt haben. Den Beweis giebt die Naturgeschichte der Erde.

Gewiß ist dieser Planet Jahrtausende hindurch eine Wassersphäre gewesen. Die Zeit, welche Alles verwandelt, und Bataver in Sümpfe setzt, wo ehemals Frösche lebten, erhob einen Theil der Oberfläche dieser Kugel über den Allozean und trocknete ihn zum Wohnplatz der Menschen und Ameisen.

Man sieht also, daß die Erde nicht immer geeignet war Landthiere zu beherbergen. Unsere Urväter können nie wie Krabben und Krebse im Meere gelebt haben; ebensowenig auf den kahlen Alpenspitzen, welche der Fluch der Natur mit allen Schrecken der Unfruchtbarkeit und eines ewigen Winters drückt. Diese Klippen können nicht das Asyl der Elephanten und Nashörner gewesen sein, welche der kalte Hauch der Luft auf Alpen und Cordilleren tödten würde.

Woher nun jene Urmenschen, welche selbst keine Eltern hatten? Epikur's Physik ist falsch und Lucrezens schöne Verse können sie nicht retten. Aus dem ungefähren Zusammenstoß

lebloser Atome den Ursprung organisirter und empfindender Wesen erklären wollen ist Unsinn.

Unsere Stammeltern sind ebensowenig wie Schwämme aus der Erde hervorgewachsen. Wären Menschen aus Deukalion's Steinen entstanden, so müßte dies alte Wunder auch jetzt noch erneuert werden. Denn wenn die Welt ewig, nothwendig und unveränderlich ist, so ist dies ihre Natur auch, und sie hätte jene zeugende und bildende Kraft nie verlieren können, wenn sie je dieselbe wirklich besessen.

So wenig es aber der gesunden Physik gemäß ist zu glauben, daß mitten im Ocean eine wilde Insel sich selbst mit Menschen bevölkern könne, so wenig darf der Philosoph annehmen, daß der Globus — der sicherlich einmal eine wüste Insel mitten im ungeheuren Luftocean gewesen — seine ersten zweibeinigen Bewohner aus seinem Schoße gleich Pilzen hervorgetrieben habe.

Ein berühmter Forscher sagt: „Alle verschiedenen Theilchen mineralischer Körper, welcher Art sie immer sein mögen, sind todt; Unfruchtbarkeit und Grabesstille herrscht, wo nur Mineralien nackt und unbekleidet liegen." Wie wenig geschickt war also die Erdmasse, die Zeugerin und Mutter der ersten Lebendigen zu sein.

Laßt auch sogar durch ungefähre Bewegung und Zusammensetzung gewisser Theile des Erdballs eine menschenähnliche Statue gebildet werden. Noch immer ist es kein Mensch, nur seine Figur. Prometheus muß Feuer vom Himmel holen und diesen Thon beseelen, wenn er zu Leben und Selbstgefühl erwachen soll.

Keine Physik, kein Mechanismus erklärt uns also den Ursprung der ersten Lebendigen. Für uns bleibt deren Entstehung immer ein Wunder, obgleich Wunder in dem einmal geordneten Lauf der Natur zuzugeben Unphilosophie und Mißkennung jener unwandelbaren Gesetze sein würde, nach welchen Jupiter seine Welt regiert.

L.

Unsere Urahnen.

Wahrlich, das ist doch sonderbar, daß man immer noch dem alten Moses nachbetet, zwei Menschen hätten das ganze Geschlecht hervorgebracht!

Er selber rühmt sich nicht, Gott habe ihm dies Geheimniß geoffenbart. Und wenn er es sagte, sind wir Christen einem alten hebräischen Gesetzgeber blinden Glauben schuldig? Ist seine Versicherung allein schon Beweises genug selbst für Dinge, welche miraculös oder außer der Natur sind?

O Armseligkeit, ewig an jüdischen, das heißt absurden Begriffen und Vorstellungsarten hängen zu bleiben! Dank denen, welche das Vorurtheil vom Ursprunge des Menschengeschlechts aus einem einzigen Paare zu zernichten streben!

Statt die Gründe für die Mehrheit primitiver Menschenracen zu wiederholen, wollen wir in Kürze ein Argument prüfen, welches man aus dem Gesetze der Sparsamkeit für den Satz hergeleitet hat, daß nur ein Menschenpaar ursprünglich geschaffen worden wäre.

Man sagt, es sei der Gottheit unangemessen, Mirakel zu vervielfältigen. Mehrere Menschenpaare an verschiedenen Orten erschaffen bedeute mehrere Wunder thun.

Nicht doch! Die simultane Schöpfung von tausend Menschenpaaren, welche theils in Afrika, theils in der großen Tartarey entstehen, ist nur Ein Wunder, nur Ein Act des allmächtigen göttlichen Willens. Wenn Gott will, könnte ein Deist sagen, daß hunderttausend Menschen entstehen sollen, so entstehen sie. Dies ist nur Eine Handlung der Allmacht.

Aber, wendet man ein, was durch Weniger geschehen

kann, muß nicht durch Mehr geschehen. Alle Menschen konnten von einem einzigen Paare stammen, mehrere Paare von Urmenschen waren mithin überflüssig.

Dies sollte ich jedoch gerade nicht meinen. Denn welche unzählige Gefahren bedrohten nicht die unsichere Existenz eines einzigen Menschenpaares, das mit so vielen Raubthieren zugleich die Erde bewohnte! Die Erhaltung dieses einzigen Paares wäre ein neues Wunder gewesen.

Weit sicherer erreichte die Gottheit ihren Zweck, wenn sie viele Menschen zugleich schuf. Gingen dann durch den natürlichen Lauf der Dinge auch verschiedene unter, so blieb doch immer noch Etwas davon am Leben, und die Bevölkerung der Erde — ohne Zweifel eine der göttlichsten Absichten — ging geschwinder und sicherer von statten.

Aber, sagt man, was helfen alle Gründe a priori? Streitet doch das Zeugniß der Geschichte für den Satz: Alle Menschen sind Urenkel Eines Mannes und Einer Frau.

Welch' ein Zeugniß! Blos das der hebräischen Traditionen, womit die Leichtgläubigen noch immer die Weltgeschichte anfangen! Man weiß ja, daß in den Annalen aller Völker stets das erste Capitel fabelhaft ist. Konnten denn nicht mehrere Menschenhaufen in weiter Ortsentfernung und anfänglich ohne alle Verbindung mit einander leben, also daß der eine nie von der Existenz des andern wußte? Somit hielt sich jedes Menschenhäuflein für das einzige.

LI.

Zur Dämonologie.

„Nego, spiritus miracula posse patrare, id est, quae fieri per leges naturae, corporumque vires nequeunt, efficere, cum simplex eorum natura non sit corporibus movendis idonea.“

Geister sind der Erklärung des Cartesius zufolge, der besten die wir haben, einfache, unkörperliche, denkende Wesen: einfach — denn wären sie zusammengesetzt, das heißt, hätten sie Theile außer Theilen (partes extra partes), so würden sie ausgedehnt sein; sie hätten also mit den Körpern eine wesentliche Eigenschaft gemein; mithin hätten sie das Wesen der Körper, also wären sie selbst Körper. Aber von den Körpern eben will man sie unterscheiden. Sie in körperliche Wesen verwandeln heißt sie gänzlich leugnen. Unkörperlich müßten sie sein, wenn sie sind, das heißt auch von den Elementen der Materie verschieden, insofern man letztere sich zwar in einem gewissen Sinne als einfach, aber doch nicht ohne alle Ausdehnung und Figur und Schwere vorstellt. Ferner denkend — denn ein ideenloses Ding wird man, es sei auch sonst was es wolle, doch nie einen Geist nennen. Denken und Wollen machen sogar für uns die ganze Natur eines Geistes aus, da es uns stets unmöglich sein wird, in unserer Seele, von welcher wir den Begriff des Geistes zuerst abstrahirt haben, außer den Gedanken und Begierden etwas wahrzunehmen. Denn was die dunkeln Vorstellungen betrifft, das heißt Vorstellungen, welche man hat ohne sich ihrer im mindesten bewußt zu sein, so eignet man diese auch den Seelen der für unvernünftig gehaltenen Thiere und sogar den Leibnizschen Elementen der Körper zu, welche doch Niemand zu den Gei-

stern zählt. Vermögen zu deutlichen Begriffen und wirkliches Selbstbewußtsein bleibt immer der unterscheidende Charakter eines Geistes.

Laßt uns nun zusehen, ob aus diesen in obiger Erklärung ausgedrückten Eigenschaften des Geistes — Einfachheit, Unkörperlichkeit, Denken und Wollen — etwa die Möglichkeit, daß er Körper bewegen, das ist, Veränderungen in der materiellen Welt hervorbringen könne, begriffen werden kann.

Zuerst wollen wir den Begriff der Einfachheit vornehmen, die man als wesentliche Eigenschaft eines Geistes anzusehen pflegt.

Obgleich das Wort einfach etwas Positives anzuzeigen scheint, so ergiebt sich doch bei näherer Erwägung gar bald, daß diese Einfachheit, weit entfernt eine positive, den Dingen an und für sich zukommende und an ihnen wahrnehmbare Beschaffenheit zu sein, nichts als Verneinung aller Zusammensetzung, und nur ein negativer Begriff in unserm Verstande, oder ein Wort ist, das nur die Abwesenheit der Theile und körperlichen Beschaffenheit ausdrückt, ohne denselben etwas Positives und für uns Vorstellbares zu substituiren. Man sieht also auch ein, daß dieser negative Begriff keine Kraft, oder kein besonderes Vermögen anzeigt, welches dem als einfach gedachten Dinge, das heißt dem Dinge, von dem alle Zusammensetzung verneint wird, zukäme. Vielmehr ist es klar, daß mit allen körperlichen Theilen und Beschaffenheiten zugleich körperliche Kraft, das heißt vis motrix, verneint wird. Denn diese Kraft entspringt aus dem Wesen der Körper, und diese lassen sich so wenig ohne alle Bewegung als ohne Ausdehnung denken. Es ist ein auf trüglichen Sinnenschein und unrichtige Beobachtung gegründeter Wahn, daß die Materie sich gegen Ruhe und Bewegung gleichartig verhalte, daß eine äußere, das heißt von aller Materie verschiedene Ursache sie ihrem natürlichen Stande der Trägheit und Unwirksamkeit entreißen und in Bewegung setzen müsse. In allen Körpern,

selbst den leblosen, die unter unsere Beobachtung fallen, entdecken wir durch anhaltende exacte Observationen eine Tendenz zur Bewegung, die nie ohne allen Effect sein kann. Man räume die Hindernisse, die von der Gegenwirkung anderer Körper entstehen, aus dem Wege, und der Stein, den bisher ein anderer fester Körper unterstützte oder trug, wird fallen, mithin sich bewegen. Kein Theilchen des Weltgebäudes ist auch nur einen Augenblick in absoluter Ruhe. Eine so allgemeine, durch das ganze Weltgebäude sich äußernde, seit unzähligen Jahrtausenden her dauernde Bewegung — deren Gegentheil man nirgends und niemals wahrgenommen hat und nie wahrnehmen kann — sollte man nicht als den natürlichen Zustand der Materie, als etwas betrachten dürfen, das von ihrer Existenz unzertrennlich ist? Man kann bewegte Körper betrachten, insofern andere Körper durch den Stoß, dessen nur Körper fähig sind, in sie wirken, oder insofern sie von Kräften getrieben werden, deren Ursachen uns unsichtbar sind, obgleich die größten Philosophen mit Recht dafür halten, daß es ebenfalls subtile, stoßende Materien wären. Ein Billardball, der den andern forttreibt, ist ein Beispiel der ersten Art, und ein fallender Stein, den die Schwere mit accelerirter Bewegung nach der Erde zu stürzt, ein Beispiel der zweiten Art. In keinem Falle aber hat ein einfaches Wesen — in derjenigen Bedeutung des Worts, die es in der modernen Metaphysik zu haben pflegt — zu Massen, sie mögen groß oder klein sein, das mindeste Verhältniß. Stoßen, Drücken, Ziehen u. dgl. kann nur Körpern und Atomen, nicht einfachen Dingen, die weder Ausdehnung noch Größe, noch Figur, noch Ort, noch Gewicht u. dgl. haben, prädicirt werden.

Eben das gilt, wenn wir statt des Begriffes des Einfachen den des Unkörperlichen setzen. Aristoteles suchte die Ursache der Bewegung in einem unkörperlichen und unbeweglichen Ersten Beweger, wofür ihm Maupertuis im

„Essai de Cosmologie“ den begründeten Vorwurf machte, es sei dies von ihm nur deshalb geschehen, weil er nicht gewußt habe, wo er die Ursachen der Bewegung hinthun solle.

Da wir also aus denjenigen Eigenschaften des Geistes, die wir Einfachheit und Unkörperlichkeit nennen, seine Fähigkeit die Materie zu bewegen und in der Körperwelt Veränderungen hervorzubringen nicht ableiten konnten, indem jene Wörter blos negative Begriffe, welche keine Kraft oder besonderes Vermögen enthalten, bezeichnen, so wollen wir zusehen, ob wir die bewegende Kraft, die von Einigen dem Geiste — entweder einem oder mehreren — zugeschrieben worden, in dem Denken und Wollen, als die einzigen positiven Eigenschaften des Geistes entdecken können.

Zuerst ist es gewiß, daß wir den Begriff des Denkens blos aus der Wahrnehmung unserer eigenen Gedanken abstrahirt und auf vorausgesetzte unkörperliche Wesen, die man doch nicht ohne alle positive Bestimmungen lassen konnte, übertragen haben. Dächten wir selbst nicht, so wäre es uns unmöglich, vom Denken einen Begriff zu gewinnen oder zu wissen, was dies Wort bedeutet. Aus dem nämlichen Grunde urtheilen wir, daß jedes Denken dem unsrigen ähnlich sein muß, und wir würden eine Eigenschaft oder Handlung, die unserm Denken gar nicht ähnlich wäre, nie für wirkliches Denken halten können.

Diese Sätze scheinen keinem vernünftigen Zweifel ausgesetzt zu sein. Sie berechtigen uns aber auch, sobald man sie als wahr zugiebt, noch einen Schritt weiter zu gehen und zu behaupten: daß eine Kraft oder ein Vermögen, wovon wir in unserem eigenen Denken nicht die geringste Spur oder Anzeige wahrnehmen, dem Denken überhaupt nicht wesentlich sein oder inhäriren, und keinem denkenden Wesen — insofern es denkend ist — beiwohnen könne.

Nun aber lehrt uns die Erfahrung zur Genüge, daß

wir durch bloses Denken an irgend einen Gegenstand weder ihn selbst, wofern er noch nicht existirt, hervorbringen, noch ihn, wofern er da ist, im Geringsten verändern können. Keiner meiner Gedanken vermag, wofern nicht eine körperliche Kraft, zum Beispiel ein Stoß oder Druck hinzukommt, auch nur ein Sandkorn von der Stelle zu bewegen. Könnte er das, so ist nicht abzusehen, warum er nicht, mit einer Art Allmacht begabt, eben so leicht Berge zu versetzen, den Lauf der Planeten zu hemmen und das Wasser in der Flasche eines Säufers in Aquavit zu verwandeln vermöchte. Auf das Verhältniß und die Differenz der Massen, Gewichte u. dgl. kommt es gar nicht an, wenn von der Wirkung eines geistigen, durch bloses Denken wirkenden Wesens die Rede ist.

Wir werden also einem Geiste, dessen Natur im Denken besteht, das im Denken nicht enthaltene und mit ihm auch nicht von außen zu vereinigende Vermögen, Körper zu bewegen, nicht beilegen können. Folglich bleibt uns nichts übrig als noch zu untersuchen, ob etwa das Wollen, das ebenfalls eine den Geistern beigelegte positive Eigenschaft ist, die wirkende Ursache der Bewegung sein dürfte. Alles trägt in dieser Hinsicht dazu bei, uns zu täuschen. Die Scheinerfahrung von der Herrschaft des Willens über einige Glieder und Bewegungen unseres Leibes überredet uns, daß der Wille irgend eines andern Wesens gar wol der letzte oder höchste Grund aller Bewegung in der materiellen Welt sein möchte, und dies ist der Nerv des Beweises, dessen sich Rousseau bediente, die Existenz eines Ersten, intelligenten, freien Bewegers der ganzen Natur darzuthun.

Dieser Beweis scheint indeß, genau erwogen, ein bloser Paralogismus zu sein. Der Mensch, welcher zuverlässig keine Insel in der Welt, kein unabhängiges, selbstständiges und durchaus sich selbst bestimmendes Wesen, sondern ein Theil der Natur und ihren allgemeinen Gesetzen unterworfen ist, hat wie jedes andere einzelne Ding eine Tendenz, ge-

wisse Bewegungen hervorzubringen. Dieser Tendenz ist er sich bewußt. Aber jene Bewegungen collidiren oft mit denen der Außendinge und werden durch diese modificirt oder abgeändert. Insofern diese Bewegungen mit seinem Triebe, sich in seinem Sein und Stande zu erhalten, übereinstimmen, billigt er sie, und urtheilt, daß sie gut, das heißt seinem Willen, seiner Tendenz oder seinem Wesen gemäß wären. Oft jedoch erfolgen in und außer seinem Körper Bewegungen, die ihm nachtheilig und unangenehm, also seinem Willen gänzlich zuwider sind, die folglich er durch seinen Willen nimmer producirt haben würde, welche er indeß auch eben so wenig durch sein Nichtwollen verhindern kann.

Wäre unser Wollen wirklich die wirkende Ursache der Bewegung unseres Armes oder unserer Muskeln, so läßt sich nicht begreifen, warum wir nicht mit gleicher Leichtigkeit eine Masse von tausend Centnern durch bloses Wollen bewegen könnten. Der Wille bewegt meinen Arm, wenn nichts dieser Bewegung sich widersetzt. Er kann ihn nicht mehr bewegen, wenn dieser Arm mit einer allzugroßen Last beladen wird. Da hätten wir also eine materielle Masse, welche den Eindruck einer geistigen Ursache vernichtet, die gleichwol keine Analogie mit der Materie besitzt und nicht mehr Schwierigkeiten finden müßte, eine ganze Welt zu bewegen, als ein Atom aus der Stelle zu rücken. Auch ändert der Wille seine Natur nicht, er mag sich in diesem oder jenem Subjecte befinden. Wir sind daher nicht berechtigt, eine Kraft, von der wir in unserm eigenen Willen nicht die geringste Spur entdecken, dem Willen irgend eines andern vorausgesetzten Wesens zuzuschreiben.

Die Seele kann eben so wenig durch Wollen als durch Denken den Körper zur Bewegung bestimmen. Mit Recht heißt es bei Spinoza: Wenn die Menschen sagen, diese oder jene That, das ist Bewegung des Körpers, rühre von der Seele her, deren Willen über ihn die Herrschaft führe, so wissen sie selbst nicht, was sie sprechen, und thun im Grunde

nichts, als daß sie gestehen, die wahre Ursache der Veränderungen sei ihnen verborgen.

Man kann auch nicht mit Grund sagen: obgleich die Vorstellung eines Willens, der in einem unkörperlichen Wesen residire und in körperliche Massen wirke, um sie zu bewegen, a priori große Schwierigkeiten habe, so lehre uns doch die Erfahrung hinreichend, daß Geister fähig sind Körper zu bewegen. Denn sind nicht unsere Seelen Geister? und bewegen sie nicht ihre Körper?

Ich antworte: Wenn die Erfahrung uns von der Einwirkung des Geistes auf die Materie belehren sollte, so müßte sie uns zugleich auch lehren, daß unser Denken und Wollen Eigenschaft eines Geistes, daß also unser Gemüth (mens, anima) ein Geist in der oben festgesetzten Bedeutung des Wortes sei. Allein ich weiß nur aus Erfahrung, daß ich denke und will, aber ich bin mir der Einfachheit und Geistigkeit meiner Seelensubstanz so wenig unmittelbar bewußt, daß ich mich kaum durch eine lange Reihe von Schlüssen — die mir noch dazu in mehr als einer Hinsicht mangelhaft und unsicher scheinen — mühsam von einer so versteckten und von vielen Denkern bestrittenen Wahrheit überzeugen kann. Da aber die Erfahrung uns nicht von dem Satze überführt, die Seele sei eine geistige Substanz, sondern vielmehr die Frage zum Nachtheil der Spiritualisten entscheiden würde, so können wir uns auch nicht auf die vorgeblich an uns selbst gemachte Erfahrung von der Einwirkung des Geistes auf die Materie berufen.

So wie es uns denn aus Begriffen a priori unmöglich und ungereimt scheinen muß, daß ein Geist, d. i. ein einfaches, unkörperliches Wesen, dessen Natur im Denken und Wollen besteht, auf körperliche Massen wirken sollte und sie bewegen können, ohne die mindeste Analogie oder Verhältniß mit solchen zu haben, so giebt es auch keine einzige wirkliche Erfahrung, welche den Satz von der Einwirkung eines oder mehrerer Geister auf die Materie bestätigte. Eine solche

Erfahrung müßten wir aber doch an uns selber machen können, um berechtigt zu sein andern Geistern, außer den menschlichen Seelen, das Vermögen der Hervorbringung von Veränderungen in der Körperwelt beizulegen. Der Graf von Gabalis sagt daher, ganz im Sinne der cartesianischen Philosophie: L'ame, les anges, les diables, ne scauroient agir contre un corps, parce qu'étant des esprits, il ne peuvent que penser et connoitre. Or, penser et connoitre ne font aucune impression, et ne peuvent produire aucun mouvement dans la chose matérielle. — Ne voyez-vous point, que de cette proposition si raisonnable, qu'un Esprit ne peut que penser et connoitre, et qu'il est contre sa nature, de produire aucun mouvement local, il s'ensuit assèz naturellement, que plus un Esprit est pur, plus il est eloigné de la matière, et moins il est propre à la mouvoir.

Wir finden also erstlich weder in der Einfachheit noch in der Unkörperlichkeit des Geistes — welches negative, keine besondere Kraft oder Vermögen ausdrückende Begriffe sind — noch im Denken und Wollen, worin Alles dem Geiste als Geist zukommende Positive besteht, eine Möglichkeit, daß Geister Körper bewegen und verändern können. Zweitens: Keine einzige wirkliche Erfahrung beweist, daß Geister, das ist einfache, unräumliche, denkende Wesen, die eigentlich keinen Ort einnehmen und also auch ihren Ort nicht verändern können, auf die Materie wirken und sie bewegen.

Wir haben also gar keinen Grund, den Geistern — ihre Existenz immer hier vorausgesetzt — eine bewegende Kraft (vis motrix) beizumessen, und es kann diese in den Geistern angenommene, aber mit ihrem Begriffe in unserem Verstande unvereinbare Kraft, nicht einmal als Hypothese gelten, da sie nichts erklärt, und etwas noch Unbegreiflicheres, als der Ursprung der Bewegung aus der ursprünglichen Tendenz der Körper und die daraus entspringenden Collisionen zu sein scheinen, voraussetzt.

Da man nun das den Geistern beigelegte Vermögen, Körper in Bewegung zu setzen, oder, wenn sie einmal in Bewegung sind, ihre Richtung zu ändern, weder in der den Geistern prädicirten Einfachheit und Incorporeität — welche Wörter nur die Abwesenheit körperlicher Beschaffenheiten und Kräfte anzeigen — noch im Denken und Wollen, worauf sich alles Positive und Erkennbare der geistigen Wesen reduciren läßt, entdecken kann, so bleibt denen, welche die Kraft, Körper zu bewegen und Veränderungen in der materiellen Welt hervorzubringen, den Geistern vindiciren wollen, nichts übrig, als den Ursprung der Bewegung aus occulten Qualitäten der Geister, das heißt aus sinnleeren Wörtern, die nie der Grund der Veränderungen in der Natur zu sein vermögen, herzuleiten. Allein nicht einmal zu gedenken, daß man die occulten Qualitäten längst mit glücklichem Erfolge aus der Naturlehre verbannt hat, würden doch die Liebhaber sinnleerer Wörter in der That viel kürzer abkommen, wenn sie, statt diesen oder jenen Geist zu bemühen, den Ursprung der Bewegung sogleich aus einer verborgenen Eigenschaft der Materie selbst herleiten wollten.

Die letzte Ausflucht, welche den Partisanen der Geisterlehre zur Verfügung steht, ist die noch immer hie und da beliebte Hypothese, daß alle Geister, die endlichen wenigstens, mittelst feiner Körperchen, womit sie vereinigt wären, auf die gröbern Körper wirkten. Allein wenn Geister ganz unkörperliche Wesen sind, so können sie mit Körpern, das heißt mit Dingen ganz entgegengesetzter Natur, noch weit weniger als Eis mit Feuer vereinigt werden. Vereinigung setzt immer eine Analogie, ein Verhältniß oder Gleichartigkeit unter den zu vereinigenden Dingen voraus. Zwischen Geist und Materie hingegen findet nicht blos Diversität, sondern auch Opposition der Eigenschaften statt.

Ueberdies sind grob und fein nur relative Begriffe. Man wird der Unbegreiflichkeit des Einflusses einer geistigen

Substanz durch Erdichtung eines subtilen Corpuskels nicht abhelfen. Die Einwirkung, welche, wie wir sahen, immer durch Denken oder Wollen geschehen müßte, bleibt bei den Körperchen den nämlichen Schwierigkeiten unterworfen als bei dem Körper. Beide können blos durch die Anzahl der Bestandtheile und die Art der Zusammensetzung verschieden sein, gesetzt auch, man dächte sich ein Körperchen das noch feiner wäre als die Quintessenz des Nervensafts. Welchen Nachweis hat man von dem feinen Corpuskel, womit zum Beispiel unsere Seele vereinigt sein, und der im größern Körper wie eine Nürnberger Schachtel in der andern verborgen stecken soll?

Chimäre ist es, was man von dem subtilen Körper sagt, der unsichtbarer Weise in dem sichtbaren hocken und ein vollkommener Abdruck unserer äußern Gestalt sein soll. Man müßte gar keine Kenntniß von dem Gewebe unsers Körpers haben, wenn man den äußern Körper von den Muskeln, Adern, Nerven, Nervenfasern und deren feinsten Theilchen trennen und ihn mit den zwei- oder dreifach übereinander liegenden Häuten eines Insects oder einer Zwiebel vergleichen wollte. Jeder Anatom findet die Hypothese vom subtilen Corpuskel lächerlich, und sie ist es in der That. Könnte der Geist seinen Corpuskel, oder ein Lufttheilchen, oder ein Erdstäubchen, durch einen Gedanken oder durch Wollen bewegen, so brauchte er zur Bewegung des gröbern Körpers seinen Adjutanten den subtilen Corpuskel nicht. Er müßte, da Bewegung ihm nichts als einen Gedanken oder ein Wollen — Fiat! — kostete, mit gleicher Leichtigkeit einen Elephanten in die Luft führen können. Man sieht also ein, daß den Geistern die Kraft, Bewegungen oder Veränderungen in der Körperwelt hervorzubringen, nicht beiwohnt. Folglich können sie auch in der Körperwelt keine Wunder verrichten, das heißt keine den regulis motus zuwider laufende Bewegungen in derselben erzeugen. Alle Veränderungen in der materiellen Welt lassen sich auf Be-

wegung zurückführen. Ein in der Körperwelt bewirktes Wunder müßte also, da es in dieser etwas verändert, Bewegung verursachen, und diese Bewegung müßte den ordentlichen Regeln der Bewegung entgegen sein, weil eine Veränderung, die den Veränderungsgesetzen gemäß ist und also wol auch aus denselben erfolgen konnte, nie als über- oder außernatürlich angesehen werden darf. Hat nun ein Geist gar keine Kraft zur Körperbewegung, so kann er in der Körperwelt gar keine Veränderungen hervorrufen, also darin keine Wunder thun.

Man möchte vielleicht einwenden, obgleich den Geistern von Natur die vis motrix nicht zukomme, so könne sie doch Gott denselben besonderer Absichten halber in gewissen Fällen mittheilen. Allein diese Mittheilung der Eigenschaften wäre eine sehr ungereimte Annahme. Denn so wie der Allmächtige keinem Dinge eine seiner wesentlichen Eigenschaften, ohne welche es nicht vorhanden, zu entziehen vermag, so wie Er — seiner Allmacht unbeschadet — nicht machen kann, daß ein Körper ohne alle Ausdehnung und Figur existirt, so kann er auch einem Dinge keine Eigenschaft mittheilen, die diesem Dinge seiner Natur nach nicht zukommt. Denn in diesem Falle würde so gut als in jenem das Wesen der Dinge, das keiner Wahl oder Willkür unterworfen ist, geändert. Ist die vis motrix eine körperliche Kraft — und wirklich äußert sie sich nur in der Materie, und die Begriffe von ihr hören auf, sobald man sich alle Materie, das ist alles Bewegliche im Raume als vernichtet denkt — so kann Gott diese Kraft so wenig einem Geiste mittheilen, als er die Materie in einen Geist zu verwandeln im Stande ist.

Endlich dürfte man noch vorschützen, es sei doch wenigstens unmöglich Gott die Kraft, Körper zu bewegen, abzusprechen. Gott aber sei auch ein Geist und man erkenne also überhaupt, daß die Bewegung von geistiger Ursache herrühren könne.

Dieser Einwurf würde indeß kein Meisterstück von Gründlichkeit sein. Gespenster und menschliche Seelen — selbst Seelen der Einfältigen und Wahnsinnigen — sind, wie man sagt, Geister, und Gott, das ewige, unendliche, unbegreifliche Wesen, von allen Creaturen nicht blos dem Grade, sondern auch der Art oder dem Wesen nach nothwendig verschieden, dieses einzige unvergleichbare Wesen, welches mit dem Endlichen absolut keine Eigenschaft gemein haben kann, sollte auch ein Geist sein? Es läßt sich unumstößlich beweisen, daß diesem unendlichen Wesen kein eigentliches Denken, Wollen, Lieben, Hassen, Mißfallen u. dgl. zugeschrieben werden kann. Andere haben diesen Beweis, der mit der äußersten Schärfe geführt werden könnte, wenigstens in seinen Grundstrichen abgelegt. Und er erhärtete zugleich, daß die letzte oder höchste bewegende Ursache der ganzen Natur kein Geist, der dem unsrigen ähnlich wäre, und mithin überhaupt kein Geist ist. Denken und Wollen sind wesentliche Eigenschaften eines Geistes; wo diese nicht angetroffen werden, da ist kein Geist in der ordentlichen Bedeutung des Wortes vorhanden.

Man kann also von dem Vermögen Gottes, das heißt der unbegreiflichen Grundursache der Ordnung und Bewegung in der Welt, nicht auf die Facultäten eines sogenannten Geistes, das ist eines einfachen, unkörperlichen Wesens, schließen, dem außer dem Denken und Wollen weiter nichts Positives zukommt.

Aus diesen bisher vorgetragenen Sätzen läßt sich nun mit Gewißheit folgern, erstlich: daß Geister, da sie keine körperliche Kraft besitzen, auch keine Massen bewegen und in der materiellen Welt keine Veränderungen hervorbringen, folglich in derselben keine Wunder verrichten können, da alle Veränderungen in der Körperwelt sich auf Bewegung zurückführen lassen, und ein in der Körperwelt gewirktes Wunder also eine den beständigen Gesetzen der Bewegung zuwiderlaufende Veränderung sein, mithin bewegende Kraft unter-

stellen würde, die einem einfachen unkörperlichen Wesen fehlt. Zweitens: daß folglich auch Geistererscheinungen unmöglich, und alle davon vorhandenen Erzählungen fabelhaft und ungereimt sind.

Bei letzterm Satze wollen wir noch einen Augenblick verweilen.

Ein Geist ist wesentlich unsichtbar, unhörbar, unfühlbar. Der Mensch kann nur Körper sehen und fühlen, und was er hört, den Schall, wird von körperlichen Ursachen erregt und findet ohne zitternde Bewegung der Luft und Erschütterung seiner Gehörorgane nicht statt. Ein Geist vermag sich nicht sichtbar, hörbar, fühlbar zu machen, weil er sonst Beschaffenheiten annehmen müßte, die nur Körpern zukommen und seinem Wesen widersprechen. Das menschliche Auge kann ein Geist auch nicht bewegen, sonst müßte er Körper bewegen können, was ihm, wie wir gesehen haben, unmöglich ist. Wie möchte er aber je uns sichtbar werden, ohne eine Veränderung, das ist, eine Bewegung in unserm Auge hervorzubringen? Ebensowenig kann er uns seine Gegenwart durch Eindrücke auf unsern Gehörssinn manifestiren, weil er außer Stande ist Körper in der Luft zu bewegen. Was gefühlt wird muß solide Ausdehnung haben. Diese ist Eigenschaft der Materie. Was also gefühlt wird, ist körperlich. Da nun Geister weder gesehen noch gehört noch gefühlt oder berührt werden können, so können sie uns — die wir vom Dasein oder der Gegenwart der Außendinge lediglich durch die sinnlichen Eindrücke, die wir erhalten, benachrichtigt werden — nie erscheinen, das heißt, sinnlich wahrnehmbar werden. Alle Mittheilungen über citirte oder freierdings erschienene Geister sind also schlechterdings als Täuschungen von der Hand zu weisen.

Geister können sich auch nicht zum Behufe einer momentanen Erscheinung selbst Körper bilden. Dazu wäre erforderlich, daß entweder der Geist sich neue Materie aus Nichts erschaffe, was ein Unsinn ist, oder daß er die zur

Körperbildung tauglichen Partikel aus der Natur zusammentriebe und sie mit einander vereinige. Dann aber müßte er Körper bewegen können, was er, wie wir erkannten, nicht vermag.

Sollten endlich die körperlichen Gestalten, welche man zu sehen sich einbildet, wenn man einen Geist zu erblicken glaubt, blose Scheinkörper oder Schatten sein, so würde, wenn wir diese Scheinkörper von wirklichen Körpern nicht zu unterscheiden vermöchten, alle sinnliche Gewißheit aufgehoben. Wir wären einer beständigen Täuschung ausgesetzt, und was wir sehen, hören, fühlen und mit größter Ueberzeugung für etwas Wirkliches halten, wäre Alles vielleicht nur durch die Petulanz gewisser unsichtbar wirkenden Geister hervorgebrachtes Blendwerk.

Ein Geist sollte in seiner Erscheinung einem Schatten gleichen? Nette Chimäre! Wo Schatten ist muß ein Körper sein, der ihn veranlaßt. Auf und um der Erde giebt es keinen andern Schatten als den, den ein Körper wirft.

Wir hätten also jene Phantastereien des Aberglaubens glücklich in ihr Nichts verwiesen, die unter den Namen Magie, Theurgie, Kabbala, Thaumaturgie, Thaumatologie u. dgl. m. das menschliche Geschlecht so lange zu seinem größten Schaden tyrannisirt haben, aber, wir müssen es leider gestehen, wol so bald nicht für immer aus der Welt verschwinden werden.

Unsere Beweisführung läßt sich aber folgendermaßen concentrirt darstellen:

1. Geister will man von aller Materie unterscheiden. Sie sollen also einfache, unkörperliche, denkende Wesen sein. Keines dieser Merkmale darf in der Erklärung fehlen. Wollte man ihnen das Denken absprechen, so entzöge man ihnen alles Positive, und sie ließen sich von blosen geometrischen Punkten nicht unterscheiden, die auch einfach, unausgedehnt, untheilbar, ohne Figur u. s. f. sein sollen, von denen man aber ebenfalls gesteht, daß sie keine reelle Existenz außer

dem Verstande haben können. Wollte man ihnen das Denken lassen, aber Einfachheit und Unkörperlichkeit ihnen absprechen, so verwandelt man sie in denkende Materie, reducirt Alles auf diese, und leugnet die Existenz der Geister.

2. Einfachheit und Unkörperlichkeit — welche man gewissen Dingen durch künstlich zugespitzte Beweise zu vindiciren sucht — sind keine positive, irgend eine Kraft oder besonderes Vermögen in sich fassende Beschaffenheiten, nur negative Begriffe, Wörter, welche die Abwesenheit aller körperlichen Beschaffenheiten und Kräfte anzeigen. Man kann daher nicht sagen, daß der Geist durch seine Einfachheit und Incorporeität Materie zu bewegen im Stande sei. Man würde also den Grund, warum er Körper zu bewegen vermag, in dem dem Geiste zukommenden Positiven suchen müssen.

3. Dies Positive ist nichts anderes als sein Denken und Wollen, Eigenschaften, welche, wie man gesteht, den Geist eben zum Geiste machen.

4. Der Begriff des Denkens enthält keineswegs den Begriff einer ihm wesentlichen bewegenden Kraft. Auch sind wir uns in unsern einzelnen Gedanken, von welchen wir den Begriff des Denkens überhaupt abstrahirt haben, keiner solchen Kraft bewußt. Ich mag mir einen vor Augen liegenden Stein noch so lebhaft vorstellen, ich kann dadurch nicht die kleinste Bewegung dieses Steins veranlassen. Ja ich kann durch bloses Denken so wenig ein Sandkorn als den Chimborasso von der Stelle bewegen.

5. Eben das gilt vom Wollen. Das Wollen ist n a c h dem Denken, denn es setzt das Selbstgefühl voraus. Es ist n a c h dem Begriffe, weil es das Gefühl einer Beziehung erfordert. Es ist also nicht unmittelbar mit der Substanz noch selbst mit dem Denken verknüpft. Es ist nichts als eine entfernte, aus Verhältnissen resultirende Wirkung, und kann nie ein P r i n c i p des Handelns, eine reine Ursache der Bestimmungen — zumal eines andern und noch dazu

körperlichen Wesens sein. Ich handele blos meinem Willen gemäß, so oft es geschieht daß meine Handlungen ihm entsprechen. Aber es ist nicht mein Wille, was mich handeln macht oder in Bewegung setzt. Kein Thier kann irgend etwas unmittelbar bewegen, außer den Gliedern seines eigenen Körpers. Der Grund dieser Bewegungen liegt nicht im Willen des Thieres, sondern im nothwendigen mechanischen Spiel, das ist in der steten Action und Reaction determinirter Naturkräfte, welche der Organisation des lebenden Thieres eigen sind und sich untereinander modificiren. Durch bloses Wollen kann ich das kleinste Stäubchen so wenig bewegen, als aus Nichts erschaffen. Um es zu bewegen muß ein Stoß, Druck u. dgl. hinzukommen. Auch der Hauch des Mundes ist ein Stoß, wodurch die den Mund nächstumgebende Luft in Bewegung gesetzt wird. Wille bleibt indeß Wille, ändert seine Natur nicht, er mag sich in diesem oder jenem Subjecte, im Menschen oder in einem vorausgesetzten Geiste befinden. Eine Kraft, deren sich kein Mensch in seinem eigenen Willen bewußt ist, dürfen wir nicht in den Willen eines andern Wesens verlegen. Denn jeder Wille muß dem unsrigen ähnlich sein, und eine dem Willen wesentlich eigene Kraft müßte in unserm Willen so gut als in dem Willen eines Engels Gabriel und anderer Fictionen anzutreffen sein. Auch ist das Wollen ein Etwas, das keine Grade, kein Mehr oder Minder zuläßt. Was ich will, das will ich eben so ernstlich, eben so vollkommen als der Engel Gabriel wollen könnte was er wolle.

6. Weil nun ein unkörperliches Wesen durch bloses Denken oder Wollen keine Körper bewegen kann, so ist in dem Positiven und Erkennbaren, das der Natur eines Geistes zukommt, kein Grund irgend einer Veränderung in der Körperwelt anzutreffen.

7. Wir müßten demnach, wollten wir die Bewegung für Wirkung geistiger Ursachen erklären, den Ursprung der Bewegung aus occulten Qualitäten der Geister herleiten.

8. Occulte Qualitäten sind sinnleere Wörter, die nicht den Grund der Erscheinungen in der Natur enthalten können. Wollte man dergleichen dennoch annehmen, so dürften wir nur den Grund der Bewegung in occulten Qualitäten des Beweglichen selbst, das heißt der Materie, annehmen. Entia non sunt praeter necessitatem multiplicanda.

9. Subtile Körper, womit man die Geister bekleidet, erklären nichts, helfen der Schwierigkeit nicht ab. Sie mögen noch so subtil sein, so sind sie doch ausgedehnt, theilbar, beweglich u. dgl. Sie sind also Materie. Die Materie kann der Geist, der gar nichts mit ihr gemein und zu ihr kein Verhältniß hat, nicht bewegen. Er kann folglich auch nicht mittelst des feinern Körpers auf die gröbern wirken. Denn könnte er zum Beispiel durch sein Wollen den Körper A nach Gefallen bewegen, so müßte er den Körper B ohne sich des A als eines Instruments oder Hebels zu bedienen eben so leicht durch einen Befehl seines Willens in Bewegung setzen können. Die Begriffe des groben und feinen sind überdies nur relativ. Der subtile Körper, und wäre er feiner als quintessenzirter Nervensaft, ist noch immer in Vergleich zu einer punktähnlichen Monade eine ungeheure Masse.

10. Geister können keine neue Materie aus Nichts erschaffen. Von Dingen, die gar nichts miteinander gemein haben oder ganz entgegengesetzter Natur sind, kann eins nicht die Ursache oder der Erklärungsgrund des andern sein.

11. Geister können sich auch aus schon vorhandener Materie nicht selbst Körper bilden, weil dazu bewegende Kraft erfordert würde, die ihnen fehlt.

12. Eigenschaften, welche dem Wesen der Geister nicht gemäß sind, kann ihnen auch die Allmacht, die nach beständigen, unabänderlichen Regeln, aber nie gegen diese Regeln wirkt, nicht mittheilen. Allmacht kann einem Geiste mithin keine körperliche Kraft (vis motrix, potentia activa corporis) einverleiben.

13. Man kann sich nicht auf die Erfahrung berufen, wonach unsere Seele unsern Körper bewege. Die Seele kann, wie Spinoza richtig lehrt, den Leib weder zur Bewegung noch zur Ruhe bestimmen. Auch kann in Ewigkeit nicht erwiesen werden, daß unser Denken und Wollen Eigenschaft eines in unserm Körper wohnenden Geistes, das ist, eines einfachen, unkörperlichen Wesens sei.

Aus allen diesen unleugbaren Sätzen ergiebt sich mit der größten Gewißheit das Resultat: Geister können in der Körperwelt keine Veränderungen — mithin auch keine solche, welche den beständigen Gesetzen der Bewegung zuwider sind und Wunder heißen könnten — hervorbringen.

Es leuchtet daher ein, daß wir von diesen Wesen, wofern sie existirten, auch weder zu hoffen noch zu fürchten haben. Ihr wirkliches Dasein außer dem Verstande kann von uns weder sinnlich wahrgenommen noch — da es so wenig als der Begriff irgend eines andern einzelnen Dinges Nothwendigkeit mit sich führt — unabhängig von der Erfahrung, durch abstracte Schlüsse bewiesen werden.

Allein selbst bei der Voraussetzung des Daseins der Geister bleibt es dennoch, zufolge der ihnen beigelegten Natur, ohne welche sie sich in der That nicht denken lassen, unmöglich, daß sie uns erscheinen, das heißt sinnlich wahrnehmbar werden könnten. Da sie weder Ausdehnung noch Figur noch Farbe haben, und keine Bewegung oder Veränderung in unserem Auge hervorbringen können, so vermögen sie uns so wenig als ein geometrischer Punkt je sichtbar zu werden. Auf's Gefühl können sie ebenfalls nicht wirken, denn dazu gehört Berührung der Nervenspitzen. Was aber berührt oder berührt wird, ist Körper. Hören kann man nichts als den Schall, der wiederum von körperlichen Ursachen entsteht.

Alle Geistererscheinungen und Geisterlehren sind also entweder absichtliche Erdichtungen oder Wirkungen irre geleiteter und ausschweifender Imaginationen. Zeugnisse von

Thatsachen für das Gegentheil oder auch eigene vermeintliche Erfahrungen würden mich eher zum Narren machen als mir eine andere Ueberzeugung aufdringen. Zeugnisse können nicht mehr glaubwürdig sein, wenn sie Facta erhärten sollen, welche mit der Natur der Dinge, so weit sie deutlich von uns erkannt wird, im Widerspruche stehen. Giebt es Grundgesetze in der Natur und sind wir einige derselben zu erkennen fähig, so müssen wir durchaus annehmen, daß diese Grundgesetze im Wesen der Dinge selbst ihren bestimmten Grund haben und also nichts weniger als zufällig und einer Abänderung unterworfen sind. Sind es blos Grundgesetze unseres Empfindens und Denkens, das heißt unserer Erkenntnißform, so muß doch alle Erfahrung nothwendig diesen Grundgesetzen gemäß sein, und es ist nicht abzusehen, wie wir jemals etwas wahrnehmen sollten, was als Ausnahme von denselben oder als Verletzung jener Grundgesetze betrachtet werden könnte.

LII.

Ueber Causalreihen.

Warum sollte die Reihe der Erfolge rückwärts nicht sowohl unendlich sein können als vorwärts? Es giebt keine letzte Wirkung, warum sollte es eine erste Ursache geben? Eine absolute äußerste Grenze der Dauer ist so undenkbar als äußerste Endpunkte des Raums.

Von welcher Seite wir blicken mögen, überall umgiebt, verschlingt uns die grenzenlose Unendlichkeit der Natur. Wir mögen das Wesen, welches existirt, unsere Gedanken zeugt, unsern Arm bewegt, die Sphären treibt, nennen wie wir wollen: Urkraft, Materie, Totalität, Weltgeist, Allnatur, Tien u. s. w., es ist klar, daß es ohne Anfang existirt haben muß, so wie es ohne Ende fortwirkt.

Man setze, wenn man will, eine Ursache für die erste, eine Wirkung für die erste. Die Ursache wird erst dadurch, daß sie wirkt, zur Ursache. Vor ihrem ersten Akte wäre sie also unthätig, todt gewesen.

Was konnte nun die Schlafende zur Thätigkeit erwecken? Nicht ihr Wille, nicht ihre Natur. Denn diese hatte sie schon zuvor, und dennoch wirkte sie nicht. Nicht der Impuls einer äußern Ursache, denn sonst würde Etwas schon vor der ersten Wirkung wirkend gewesen sein, was der Supposition entgegen ist.

Nichts in ihr, nichts außer ihr hätte ihren ersten Akt bestimmen können. Wie konnte auf den trägen, thatenlosen Schlaf einer Ewigkeit ein urplötzliches Erwachen folgen?

Ungeheurer Sprung, der der Natur der Dinge widerspricht! Gab es aber keine erste Handlung, so ist Bewegung und Thätigkeit kein vorübergehender, sondern ein

bleibender Zustand der Materie. Existenz, der Urgrund aller Möglichkeiten, ist ohne Kraftäußerung nicht denkbar.

Der Widerspruch, den man im Begriff der rückwärts unendlichen Causalreihen zu finden wähnt, gründet sich auf die thörichte Frage, ob die Hälfte einer unendlichen Zahl endlich oder unendlich sei; ob sich eine solche Zahl in gleiche oder ungleiche Theile bringen lasse.

Von einer Hälfte des Unendlichen sprechen ist gerade so widersinnig, als wenn man nach den Schranken des Schrankenlosen fragen wollte.

LIII.

Die Philosophie.

Wahrlich, Fontenelle, der glückliche Fontenelle hatte seiner Marquise keinen unrechten Begriff von der Philosophie gegeben! Sie gründet sich blos auf zwei Dinge: auf einen neugierigen Geist und ein schwaches Gesicht. Man will mehr wissen als man sieht, und ein rastloser Trieb zieht uns zur Erforschung eines gewissen zweideutigen Dinges hin, das wir Wahrheit nennen.

Statt der Juno einen Schatten, eine Wolke umarmen, einem Phantom mit verliebtem Eifer nachjagen, das, stets fliehend, unsere Hoffnung täuscht, dies scheint das Loos aller Demonstrirmaschinen und Systemfabrikanten zu sein.

Die Philosophie ist nur dann eine Führerin auf dem Wege des Lebens, eine Arznei der Seele, wenn sie ihre hohen Anmaßungen herabstimmt, die unbekannten Gegenden jenseits der Sinnenwelt den Träumern und Narren preisgiebt, und sich bescheiden auf die Beobachtung menschlicher Dinge, das Studium der Gesetze und Wirkungen der Natur, und jene heilsame sokratische Moral einschränkt, welche ich für ihr Meisterstück halte.

Die Moral, der edelste Theil der Philosophie, weil er der nützlichste ist, soll billig nichts als eine auf Erfahrung und Vernunft gegründete Anweisung zum weisen Genuß des gegenwärtigen Lebens sein. Nur das Gegenwärtige ist einigermaßen in unserer Gewalt. Das Vergangene ist nur noch ein angenehmer oder unangenehmer Traum, den wir nicht einmal nach Belieben festhalten, zurückrufen oder modificiren können. Die Zukunft ist für uns Nichts als ein von gewissen verschönernden oder verhäßlichenden Spiegeln zurückgeworfenes Bild des Gegenwärtigen.

So denkt sich jedes Volk seinen Zustand jenseits des Styx seinem jetzigen Leben analog. Man jagt, fischt, mordet, säuft, liebt, singt Psalmen, geht in schattigen Hainen und blumigen Gefilden spazieren, oder sieht nach den Sternen und hüpft mittelst eines zum Springen und Fliegen eingerichteten Körpers von einem Planeten zum andern, um überall seine Neugier befriedigen, und über Dinge staunen zu können, wovon unsere kurzsichtige Unwissenheit nichts begreift.

Jeder hofft gerade das Vergnügen nach dem Ende seiner Existenz zu genießen, welches er aus gegenwärtigen Empfindungen kennt und am meisten schätzt. Der Astronom denkt sich einen Kometen als das Fahrzeug, worin er dereinst an den Küsten unzähliger Welten vorbeisegeln und überall neue Entdeckungen machen wird; der Araber, von seinem Klima träge und wollüstig gemacht, zweifelt nicht, am schwülen Mittag unter ewig grünenden Bäumen seine Pfeife rauchen und die schönen Weiber des Paradieses liebkosen zu können. Ein Lavater wird einen Lichtkörper von so erstaunlicher Schnellkraft und Beweglichkeit haben, daß der beste Schnellläufer im Vergleich zu einem so schnellfüßigen Heiligen nur eine Schnecke ist.

„Ich werde Millionen Meilen
In Einem Augenblick durcheilen,
Wenn ich aus Licht gebildet bin.
Ich überschreite die Planeten,
Geh' von Kometen zu Kometen,
Von Sonnen schnell zu Sonnen hin.
Mir flieh'n zehnmal zehntausend Sterne
Zurück, gewohnten Funken gleich;
Seid, Freunde, mir undenklich ferne:
Ich will! — und bin bei euch."

(Lavater.)

Dem Indier, der nur nach Schatten und Ruhe sich sehnt, würde mit einer so ungeheuren Galopade schlecht gedient

sein. Seine Neugierde plagt ihn nicht andere Erden außer der unsrigen sehen zu wollen.

Die Gründe aller dieser verschiedenen Erwartungen haben auf der Wage der Hoffnung einiges Gewicht. Unsere positiven Begriffe über gewisse Dinge reichen nicht weiter als unsere Erfahrungen von diesen Dingen. Wo diese ein Ende haben, da sollte auch billig unser Klügeln Halt machen, um nicht fieberhaftes Faseln und Radotage zu werden.

Der enge Gesichtskreis, welchen die Natur selbst unserer Philosophie angewiesen zu haben scheint, ist indeß reich genug an mannigfaltigen Scenen, welche die Betrachtung des fühlenden und denkenden Sohnes der Natur verdienen. Begnügsam mit dem Gegenwärtigen, weil er die Schranken und das Schicksal seiner Organisation kennt, empfänglich für das Vergnügen, dessen Reiz durch die ganze sensible Natur wirkt, aber auch fähig seine Begierden zu zähmen, zu entbehren was er nach den unbeugsamen Gesetzen des Verhängnisses nicht haben kann, nähert er sich, sorgenfrei und schuldlos, dem Rande des Abgrunds, der mit Blumen für ihn bedeckt ist.

Keines Phantoms bedarf er, nur in sich selbst zurückgezogen, zu seinem Troste. Kein Phantom schreckt ihn. Sein friedliches Leben entehrte keine unedle That. In diesem Bewußtsein lächelt er seiner letzten Scene entgegen. Es ist der Abend eines schönen Tags.

Ainsi l'astre du jour au bout de sa carriére
Repand sur l'horizon une douce lumiére,
Et ses derniers rayons, qu'il darde dans les airs,
Sont les derniers soupirs, qu'il donne à l'univers.

LIV.

Unser Ich.

Die Welt ist körperlich, die Eigenschaften der Länge, Breite, Tiefe und Höhe, welche sie an sich hat, beweisen es. Ohne diese läßt sie sich nicht begreifen.

Sie ist kein geometrischer Punkt, denn sie fällt in die Sinne. Sie ist kein Phänomen, denn sie hat Dauer. Sie ist also wirklich, und was wirklich ist, ist Körper.

Die Theile verhalten sich zum Ganzen gerade so wie das Ganze zu den Theilen; jeder Theil der Welt ist mithin körperlich.

Nun ist aber die Welt das All. Oder gäbe es außer derselben noch Etwas? Der Inbegriff aller existirenden, coexistirenden und successiven Wesen — dies ist die Welt.

Was folgt hieraus? Was nicht in der Welt ist, das ist nirgendwo. Wie? Ja, das Unkörperliche nimmt keinen Raum ein, denn es hat keine Ausdehnung. Was keinen Raum einnimmt, das steht in keiner Beziehung zur Existenz der Dinge. Was nicht existirt, das kann nicht gedacht werden. Was nicht denkbar ist, das ist Nichts. Alles ist Raum, und außerhalb desselben ist Nichts. Wäre nun das Unkörperliche innerhalb des Raumes, so müßte es mit ihm in Verbindung stehen, folglich wäre es körperlich. Wäre es außerhalb des Raumes, so könnte es nicht existiren.

Unverkennbarer Ring von Wahrheiten!

Ich bin, hinfolglich bin ich Körper, folglich bin ich ein Theil der Welt. Allein woraus bin ich gemacht? Das ist die große Frage. Es giebt unzerstörbare Elemente, wie Philosophie und Naturforschung beweisen. Aus solchen bin ich ohne Zweifel zusammengesetzt.

Von diesen Elementen aber ist nur Eins mein Ich oder der Sitz der denkenden Kraft, welcher ich mir als meiner eigenen bewußt bin, denn ich bin nur Ein Ich, nur Ein denkendes Wesen. Dieses ist kein Aggregat von Elementen, obgleich die Verhältnisse der übrigen, mit ihm vereinigten — ihm gleichartigen — Grundstoffe zu dem Element, welches mein Ich constituirt, das Object meiner Gedanken und Wahrnehmungen, die Art und den Grad meiner jedesmaligen Empfindungen bestimmen.

Jedes Element wäre unzerstörbar — und ich selbst sollte es nicht sein? Dies mein Ich sei — nehmen wir für einen Augenblick an — aus zwei Elementen (realen physischen Einheiten) zusammengesetzt: ich setze hier nur zwei, denn wenn die Annahme eines aus zwei Elementen gebildeten Denkwesens schon Widerspruch enthält, wie viel weniger läßt sich eine Zusammensetzung aus tausenden begreifen!

Von diesen zwei Elementen nun ist entweder jedes sich seines Selbst bewußt, oder nur Eines oder gar keins.

Erster Fall: Jedes der zwei Elemente, woraus mein Ich besteht, denkt; also besäße ich zwei Seelen? Zwei Seelen! Aber nur Eine kann mein Ich, das heißt ich Selbst sein. Ich kann nicht doppelt existiren. Es läßt sich an der numerischen Einheit meines Ich durchaus nicht zweifeln.

Zweiter Fall: Nur Eins der beiden Elemente ist sich Seiner bewußt. So ist auch nur dieses meine Seele, mein Ich. Das andere ist außer mir vorhanden, und was außer mir ist, das ist kein wesentlicher Theil von mir.

Dritter Fall: Keins der beiden Urwesen, aus denen ich zusammengesetzt bin, ist sich Seiner bewußt. Dann weiß keins etwas vom andern. Woher soll nun das Bewußtsein des Ganzen kommen? Da das Ganze nicht außer seinen Theilen vorhanden ist, so müßte die Denkkraft in solchen zuvor liegen, bevor sie sich vereinfachen könnte.

Ob alle Elemente sich ihrer bewußt sein können, das untersuche ich nicht. Genug, daß es unter ihnen welche giebt, denen diese Kraft zukommt. Kann die einem Urstoff wesentlich einfache Bewegungskraft durch die ganze Natur nicht aufgehoben werden, wie sollte derselbe durch irgend etwas seiner Vorstellungskraft, die ebensowenig das Resultat zufälliger Zusammensetzung ist, beraubt werden können?

Kurz, zwei undenkende Elemente vermögen nie Ein denkendes Wesen auszumachen. Denkt aber von mehreren Elementen Jedes, so giebt es zwar mehrere denkende Einheiten, hierunter jedoch kann blos Eine diejenigen Begriffe enthalten, deren ich mir bewußt bin.

Und dies nenne ich Seele.

Der Ursprung der Wesen aber ist ein unauflösbares Problem für unsere Physik. Die Metaphysik ist außer Stande, uns über diesen Punkt auf befriedigende Art zu belehren. Wenn sie vernünftig sein will, so beschränkt sie sich auf die Theorie von der Erzeugung unserer allgemeinen Begriffe.

Es ist Etwas. Diesen Kanon scheint Jedermann einräumen zu müssen. Also muß auch Etwas von Ewigkeit her gewesen sein. Was aber von Ewigkeit her gewesen ist, das ist absolut nothwendig, oder es müßte sein und nichtsein können, das heißt, der Satz des Widerspruchs müßte falsch sein.

Ist jedoch das Ewige, dessen nothwendiges, unvertilgbares Dasein wir erkennen, nur Ein Wesen oder sind es mehrere? Spinoza entschied sich bekanntlich für die Einheit, Epikur und die Atomisten nach ihm für eine unzählbare Menge. Ihnen sind alle Atome, das heißt alle Punkte der Schöpfung, unzerstörbar. Und da sie nicht vergehen oder in Nichts verwandelt werden kann, so muß ihr Dasein ebensowenig einen Anfang haben als es ein natürliches Ende hat.

Die Elemente der neuern Philosophie hingegen sind unausgedehnt und undurchdringlich. Sie sind nicht die des Demokrit und Epikur, aber sie haben mehr Beweis für sich als jene, welche Lukrez besang. Ihre Kräfte sind ihr Wesen. Sollte also zu solchem nicht auch Dasein gehören? Kräfte, was sind diese anders als Wahrzeichen, Erklärungen des Seins!

Mögen diese Elemente immerhin aus einer uns unbekannten Urquelle entsprungen sein; war dies Grundwesen selbst nicht entstanden, hat es demnach nur erst irgend einmal angefangen zu wirken, so ist auch seine Wirkung ewig, so haben auch die Elemente der Materie immer existirt.

Und glücklich, daß sich mitten unter ihnen auch mein Ich befindet! Dies Element kann sich nach der Auflösung unserer Maschine in tausend neuen Zusammensetzungen, Verbindungen und Lagen finden. Es kann aufhören sich seines vergangenen Zustandes bewußt zu sein; es kann vergessen, was zu den besonderen Bestimmungen und Auftritten des vorigen Lebens gehörte; aber — sterben kann es nicht.

Vermag es sich jetzt des Zustandes noch zu erinnern, in welchem es sich vor seinem Eintritte in dies ephemere Leben Jahrtausende hindurch befand? Mit nichten: es hat nicht die mindeste Vorstellung davon. Es erkennt sein früheres Dasein durch Schlüsse, nicht durch Rückerinnerung. Und doch, sollte es so ausgemacht sein, daß der Schluß vom Vergangenen auf's Zukünftige, über die Grenzen dieses Lebens hinaus und bis auf einen gewissen Zustand erstreckt werden kann, von dem kein Mensch diesseits des Grabes je Erfahrung gewinnen konnte? Es könnte sein, daß wir uns irgend einmal des Vergangenen wieder erinnerten, daß es in der Natur — worin Nichts vernichtet wird — eine uns jetzt noch verborgene Einrichtung gäbe, derzufolge die Bilder oder Vorstellungen des früheren Zustandes in unserem Ich reproducirt würden.

In der Natur existirt kein Uebergang von Nichts zu Etwas oder umgekehrt. So wie unsere Grundbegriffe, zum Beispiel die nothwendigen Wahrheiten der Mathematik, ewig und unveränderlich sind, so wie diese nie falsch sein oder werden können, so können auch die Objecte jener Grundbegriffe, die von der Natur denkender Wesen unzertrennlich sind, nie zu Nichts werden.

LV.

Unsere Bestimmung.

Sein oder Nichtsein! Was ist besser? Ist es besser bei einem reichlichen Abendessen zwischen Nymphen und Champagner zu sitzen, nach der Tafel zu tanzen, und nach dem Tanz mit einer Schönen das Lager zu theilen, oder ist es besser in ewiger Nacht zu sitzen, weder Tanz noch Langeweile zu kennen, und das Ei zu hüten, worauf Mutter Rhea brütet?

Ich kenne Niemand unter den Sterblichen, der darauf besser antworten könnte, als Dionys, der Schulmeister zu Syrakus. Er war weiland ein König, und besaß Alles, was zu einer angenehmen Existenz gehört: Tafeln, Equipagen, Jagden, eine Oper und ein Serail. Das Glück stürzte ihn in die Nacht zurück, das heißt, es machte ihn zum Schulmeister in einer Reichsstadt.

Der Augenblick, worin wir sind, ist schon nicht mehr da. Dies ist die Devise des menschlichen Lebens. Drei bis vier Millionen Minuten! Kann man sagen, daß das gelebt war? In der That, die Zeit ist so flüchtig, daß sie kaum eine Linie zwischen Leben und Tod zieht. Ehe wir uns auf's Genießen verstehen, leben wir nicht; und wenn die Zeit zum Genießen gekommen, müssen wir fort. Hui! Unser Auge ist noch eher fähig irgend einen der Gegenstände, die das rasche Rad der Zeit an uns vorüber führt, zu fesseln, als es vielleicht dem Auge eines unsterblichen Wesens möglich sein würde uns selbst zu fixiren. So schnell ist unser Flug.

Was soll man also mit diesem Leben anfangen? Was ist demnach des Menschen Bestimmung? Wichtige Frage!

Sie hat schon manche Perücke verwirrt, manchen Doctor zum Kannegießer gemacht.

Unserer sind ungefähr tausend Millionen Insecten, welche auf dem Hügelchen, das wir Erde nennen, täglich herumkrabbeln. Ein Drittel davon lebt beständig in der tiefsten Dummheit, das andere Drittel in der äußersten Gleichgiltigkeit. Wie können demnach Diejenigen Recht haben, welche behaupten, unsere Bestimmung wäre uns zu vervollkommnen und für eine höhere Stufe vorzubereiten?

Oder hätten vielleicht Jene Recht, welche sagen, wir lebten um die Natur, des Himmels Geschenke zu genießen, mit Einem Worte: uns zu freuen? Aber über die Hälfte der Menschen schmachtet ja in Armuth und Elend!

Sollen wir glauben, was eine gewisse Philosophie lehrt, daß der Mensch bestimmt sei zu essen, zu trinken und dann die Erde zu düngen, um einer bessern Race Platz zu machen?

Sind wir vielleicht nur Marionetten in der optischen Kammer, welche sich die Götter zum Zeitvertreib geschaffen haben?

Ach, umsonst lauschen wir und gucken hinter den Vorhang: noch ehe die Ouvertüre geendigt ist fällt er nieder, und wir sitzen zu Pluto's Füßen, der uns vom eisernen Throne herab die Nebelkappe über die Augen wirft!

LVI.

Ueber die Kunst zu leben.

Sarrasin hat über die Kunst stets fröhlich zu sein geschrieben. Ovid und sein Rival le gentil Bernard brachten die Kunst zu leben in ein System und verschönerten sie mit allen Reizen der Poesie. Ich weiß nicht, ob Jemand eine Kunst zu leben, die diesen Namen verdient, verfaßte.

Die Kunst stets fröhlich zu sein ist ein Hirngespinnst. Warum? weil ich mit meinem Liebling, dem Autor des goldenen Büchleins de l'esprit glaube: que l'homme n'est rien continuellement. Man kann nicht immer fröhlich sein, so wie man nicht immer zu lachen oder zu weinen vermag.

Aber die Kunst zu leben? Sokrates lehrte sie. Vielleicht hatte ihm Aspasia mehr davon beigebracht als sein Hausgeist. Einige Schöngeister trieben sie in der beneidenswerthen Schule des trefflichsten Mädchens ihrer Zeit, der Ninon de Lenclos.

Wahrlich, die Philosophie ist nichts als die Kunst zu leben. Ich weiß allerdings, daß sie Einige für die Kunst zu sterben halten. Allein dieser Gesichtspunkt ist mir zu sublim.

Weit entfernt mit Hobbes und Rochefoucault den Tod für das größte Uebel zu halten unterschreibe ich in articulo mortis die sanfte Anschauungsweise des Montagne und seines Schülers Charron. Oder ich nenne, wenn man einen Dichter haben will — nicht den melancholischen Young, der seine überspannten nächtlichen Accente in jene der Uhu und

der Käuzchen mischte — sondern den zärtlichen, schuldlosen, sorgenfreien Chaulieu.

Was ist der Tod!

Wie weit sind wir doch in diesem Punkte hinter der Philosophie der edlen Alten zurück! Wenn uns Täuschungen unentbehrlich sind, warum wählen wir denn nicht stets die reizendsten?

LVII.

Ueber die Pathologie der Thiere.

So wie die Natur den Thieren ihr Recht gelehrt hat — Ius naturae est quod natura omnia animalia docuit, sagt der Salbader Justinian — so hat sie diese auch durch den Instinct in der Arzneikunst unterrichtet.

Wenigstens dachte das Alterthum so, und man muß ganz dieser Meinung sein. Lesen wir zum Beispiel das 8. und 21. Buch des Plinius und vergleichen wir damit das 3. Buch des „Meierhofs" von Vaniere.

Von einem Wiesel lernte einst ein Landmann die Raute als ein Gegengift kennen. Dies Thierchen biß sich mit einer Schlange herum, und so oft es sich verwundet fühlte lief es zu einem Rautenstrauch hin, fraß, und kehrte dann muthig zu seinem Feinde zurück. Der Bauer beobachtete dies und riß den Rautenstrauch aus. Nun rannte das arme Thier hin und her, suchte eine andere Rautenstaude, und da es auf dem ganzen Felde keine fand, so starb es.

Die Alten, welche den Nutzen und die Heilkraft der Kräuter vielleicht besser kannten als wir, lobten die Raute gar sehr. Man lese auch im „Tabernaemontanus", dem Werke eines pfälzischen Arztes, der im sechszehnten Jahrhundert lebte.

Die Machaonen sind keineswegs die Erfinder der Arzneikunst. Der Storch brachte uns auf die Theorie der Klystiere. Dem Hirsch haben wir die Kenntniß von der Wirkung des wilden Poley zu danken. Die Schwalben curiren seit Jahrtausenden die Augen ihrer Jungen mit Schellwurz. Die Schildkröte braucht gegen den Schlangenbiß den Saturey. Das wilde Schwein ist sein eigener Arzt, es purgirt mittelst des Epheu oder der Seekrebse. Der Bär verzehrt

Ameisen, wenn er sich durch die Mandragorawurzel vergiftet hat. Das Reh liebt die Artischocken, die wir so gern mit grünen Erbsen speisen. Ringeltauben, Amseln, Elstern und Rebhühner verlieren bisweilen den Appetit, und dann wenden sie sich an Apollo's geheiligten Baum und genießen dessen magenstärkende Beeren.

Vergebens spotten wir der Leichtgläubigkeit der Alten. Buffon vertheidigt sie mit Recht. Allerdings, wir finden unterweilen Fabeln bei ihnen, aber sind denn die Theorien unserer Zeitgenossen frei davon?

Fragen wir unsere Chirurgen wer den Aderlaß erfand. Er wohnt in den großen Flüssen Afrika's, im Nil, Senegal, der Zaire u. a. und heißt — Hippopotamus.

— — — Hippopotamus junco sibi primus acuto
Incidit nimio salientem sanguine venam.

Plinius nennt die Magie die betrüglichste aller Künste. „Ihre Mutter", sagt er, „war die Medicin; die Tochter aber maßte sich des Vorrangs über die Mutter an." Aus dem Geize der Sterblichen läßt sich erklären, wie diese heillose Kunst, die sich einerseits mit der Arzneiwissenschaft, andererseits mit der Astrologie begattete, zu hohem Credite gelangen konnte.

Ebenso aufgeklärt dachte Plinius über die Währwölfe. „Daß sich Menschen in Wölfe verwandeln und hernach ihre frühere Gestalt wieder bekommen, das müssen wir entweder zuversichtlich leugnen oder müssen Alles glauben, was wir seit so vielen Jahrhunderten als fabelhaft befunden haben. Keine Lüge ist so impertinent, daß sie nicht einen Zeugen sollte aufweisen können."

Warum mußte dieser erleuchtete Mann sich gerade über den wichtigsten Punkt der Naturlehre, über das Wesen der menschlichen Seele im Irrthum befinden! Warum mußte er, der so viele Wahrheiten erkannte, just die größte und evidenteste unter allen, die Unsterblichkeit des Menschen leugnen!

So ist unser Schicksal. Wo wir die Vernunft am nöthigsten brauchen, wo sie unseren Erkenntnissen zum Sieg verhelfen sollte, da verläßt sie uns. Und das ist keiner der verächtlichsten Vorzüge, welche wir den Thieren vor uns einräumen müssen. Denn ist es nicht glücklicher durch blosen Instinct das Nützliche zu finden, als bei Vernunft im Finstern tappen?

Ich möchte zum Beispiel lieber eine Rohrdommel sein, als folgende Stelle niedergeschrieben haben.

„Nach dem Tode schreibt man dem überlebenden Theil bald diesen bald jenen Aufenthalt zu. Es ist aber bei uns Allen nach dem letzten Tage Dasselbe, was es vor dem ersten war. Und nach dem Tode haben Leib und Seele eben so wenig Gefühl als vor der Zeugung. Aber die menschliche Eitelkeit verlängert unser Wesen und lügt uns Leben selbst im Grabe vor. Man giebt der Seele bald Unsterblichkeit, bald eine Umbildung, bald Denen unter der Erde Empfindung. Man ehrt was übrig bleibt und macht den zu einem Gott, der Mensch zu sein aufgehört hat."

Wie sehr hätten wir Ursache die Thiere zu beneiden, hätte uns nicht eine höhere Philosophie als die des gelehrten Heiden belehrt, daß wir von unvergänglicherem Stoffe sind als sie.

LVIII.

Vom Himmel gefallene Dinge.

Man weiß, daß ehemals viele Dinge theils vom Himmel gefallen, theils vom Himmel zu uns gebracht worden sind. Wer kennt nicht die Oriflamme; das Fläschchen, woraus man die allerchristlichsten Könige salbt; die heiligen Schilde der Römer; den Koran, der capitelweise aus den Wolken fiel; das Kreuz, welches dem heiligen Ulrich vom Himmel gebracht wurde und dem Kaiser Otto II. den Sieg wider die Ungarn vorbedeutete; den großen Stein, der 255 Pfund wog und am 7. Dezember 1492 bei Ensisheim vom Firmament herabstürzte? Alle diese Dinge sind äußerst gewiß, denn sie sind von glaubhaften Zeugen attestirt und gründen auf canonische Schriften!

Bisweilen aber sind Dinge vom Himmel gefallen, welche der Erde sehr viel Schaden zugefügt haben müßten. Ich berufe mich auf St. Johannes den Apokalyptiker und die chinesischen Annalen, welche, wie Jeder weiß, nie lügen. St. Johannes sagt im 8. Capitel seiner Visionen, es sei ein Stern Namens Wermuth vom Himmel gefallen. Fontenelle erzählt am Schluß seiner Entretiens sur la pluralité des mondes, er habe in einer übersetzten chinesischen Chronik gelesen, es wären zehntausend Sterne auf einmal in's Meer herabgeprasselt und zerschmolzen. Vermuthlich war es bei der Insel Formosa, wo der Fisch Oannes sich aufhält, der alle Jahre einmal an's Land kommt, um den Fischern eine Predigt zu halten.

Wenn das wahr wäre, so müßte unsere Astronomie noch sehr im Dunkeln tappen. Wir kennen keinen Stern, der erheblich kleiner wäre als die Erde, wohl aber sehr viele, die außer allem Vergleich größer sind. Wie konnten nun

diese zehntausend Sterne sich gerade unsere Erde, ein Bällchen aussuchen, das im unermeßlichen Raume nur ein Pünktchen ist?

War zweitens nicht schon Einer hinreichend, diesen Globus, der nur aus einer Masse Glas und Schwefel zusammengesetzt sein soll, zu zertrümmern? Hätte man darnach noch Annales à la chinoise und Apokalypsen schreiben können?

Zwischen der Erde und andern Totalkörpern ist durch anziehende und abstoßende Kraft eine große Kluft befestigt. So wie nichts aus dem Monde oder Saturn auf die Erde fallen kann, so kann auch nichts von der Erde in den Mond fallen. Alles, was von der Oberfläche des Globus sich in die Luft erhebt, behält auch dort mit allen Erdkörpern ebendieselben Eindrücke und gemeinschaftliche Richtung der Bewegung, welche die Erde selbst hat. Eine Bombe fliegt daher nicht allein in einer krummen Linie durch die Luft fort, sondern nimmt auch während des Fluges an beiden Bewegungen des Globus Theil. Die Kraft, womit sie steigt, mag noch so groß sein, zuletzt wird sie doch von der Schwere der Bombe und der anziehenden Kraft des Globus überwältigt. Die Bombe eilt, sich wieder nach der Oberfläche der Erde zu senken.

Daher sind alle Himmelfahrten, das heißt Luftreisen von einem Planeten zum andern unmöglich. Die ewig unabänderlichen Gesetze der Schwere erlauben keinem Menschenkörper über die Höhe unserer Atmosphäre hinaus in die Höhe zu fahren. Auch ist, wie die Physik lehrt, der Himmel kein besonderes Firmament, wohin man fahren könnte. Alle Weltkörper schweben im Himmel, folglich auch die Erde.

Außerhalb unseres Luftkreises müßte es einem Aeronauten unmöglich sein zu athmen, zu leben. Er würde ersticken und von der Anziehungskraft eines andern Totalkörpers ergriffen entseelt auf dessen Oberfläche niederstürzen.

Kein Mensch könnte eine solche Himmelfahrt giltig be-

zeugen; denn wie weit reicht unser Blick in die Tiefe des Aethers? Würden wir ein so winziges Ding, als ein Mensch ist, noch sehen können, nachdem es sich über die Grenzen unserer Atmosphäre erhoben hätte?

Was man also bezeugen könnte, wäre nur das Steigen eines Körpers in unserer Atmosphäre, nicht seinen Flug nach Welten, die Millionen weit von uns entfernt sind. Wo immer bliebe der Beweis, daß der Reisende dort glücklich ankam? daß er sein Leben und Wesen dort noch fortsetzt?

Dritte Abtheilung.

Zur Staats-, Gesellschafts- und Menschenkunde.

LIX.

Formel zu einem politisch-chemischen Prozeß.

Ueber unsern Sinnen empfindbare Wirkungen sind alle Menschen einig. Sobald aber von den etwas verborgenen Ursachen dieser Wirkungen die Rede ist, so glaubt sich jeder au fait darüber raisonniren, disputiren und decidiren zu können. Selten jedoch legt sich einer zugleich auf's Beobachten.

Hundert schreiben von einer Sache, welche Neun und neunzig davon gar nicht kennen, und Tausend sprechen nach, was Jene geschrieben, weil sie zu dumm oder zu faul zum Selbstdenken sind. Auf diese Weise entstehen öffentliche Meinungen. Eine solche öffentliche Meinung ist die Religion.

Große Politiker und große Dichter haben freilich schon entschieden, die Religion sei eine Stütze des Staats, und in königlichen Cabinetsordern sieht man diesen Satz als unleugbare Wahrheit aufgepflanzt. Laßt uns ihn gleichwol unparteiisch prüfen.

Ich bin weder Staatsmann, noch Dichter, noch König; ich bin nichts als Natur- und Menschenforscher. Dies Studium treibe ich nicht mit und aus Büchern, sondern an den Gegenständen selbst. Auch brauche ich gegenwärtig keine Creditive, um mich zu meinem Berufe zu legitimiren: ich liefere Beweise.

Den Herren, welche so gern ganze Bände über Dinge schreiben, die sie durch einen einfachen Versuch ausmachen könnten, will ich zu ihrem Gebrauche ein Specificum mittheilen, wonach sie verfahren mögen, um, wenn mehrere Ursachen einen bestimmten Effect hervorrufen, die wahre zu finden.

Recipe: Wenn zwei Ursachen a und b vorhanden zu sein scheinen, welche die Wirkung c erzeugen, so sondere b ab und lasse a allein wirken. Findest du nun, daß c doch erfolgt, so schließe ohne weiteres Kopfzerbrechen, daß es die Ursache b allein thun könne. Und vice versa.

Folgt aber nach der Absonderung des Einen oder Andern die verlangte Wirkung nicht, so müssen wol beide Kräfte in Verbindung dazu gehören. Folglich wirkt keine für sich und an sich allein

So erstaunlich simpel nun dies Mittel ist, in einem verwickelten Falle die Wahrheit zu finden, so wenig Gebrauch wird dennoch davon gemacht. Man sieht Staaten blühen, Jeden seine Pflicht thun, bürgerliche Tugenden ausüben: Wirkungen, die kein Mensch leugnet: aber die Ursachen davon? liegen sie in Religion oder Natur?

Man ist gewöhnlich der ersten Meinung. Ohne Religion, glaubt man, lasse sich keine bürgerliche Verfassung denken; ohne Religion würde es keine gehorsame Unterthanen, keine Redlichkeit, keine Tugend geben; mit Wegnahme der religiösen Meinungen würde sich eine wohlgeordnete bürgerliche Gesellschaft in eine Räuberbande verwandeln. Folglich wäre die Religion einer der Hauptgegenstände der Gesetzgebung.

Um nicht in Zweideutigkeiten zu gerathen müssen wir gewisse Begriffe festsetzen. Ein Zusammenhang von Meinungen, welche ein übernatürliches, auf die Welt wirkendes, von der fühlbaren Materie verschiedenes Wesen betreffen, nenne ich Religion. Bürgerliche Pflicht den Gehorsam, den die Unterthanen den Obrigkeiten leisten, Abgaben und Dienste, kurz Alles, was im Kreise der öffentlichen Gesetze liegt. Gesetz eine Vorschrift, zu deren Beobachtung ich durch äußere Macht bewogen werde. Tugend den innern Trieb, der zu einer guten Handlung, zur Sittlichkeit und Menschenliebe bestimmt — ein ganz freier, selbstständiger Trieb.

Fragt sich nun, wo liegt die Ursache zur Ausübung der bürgerlichen Pflichten, so antworte ich: bedient euch unseres Prozesses, sondert die Ursache a von der Ursache b ab und habt Acht, welche Wirkung daraus entspringt.

Zum Beispiel:

Hebt das Gesetz und seine Zwangsmittel auf; laßt die Geistlichen folgende Kanzelrede halten: „Liebe Christen und Schafe, ihr wißt, daß unser Meister und Herr seinem Jünger Simon Petrus befahl, den Zinsgroschen zu entrichten. Auch wißt ihr, daß geschrieben steht: gebt dem Kaiser was des Kaisers ist. Ferner sagt die h. Schrift: so Jemand von dir verlangt Eine Meile zu gehen, so gehe zwei. Unser Durchlauchtigster nun und seine Räthe, die von der Lehre des Evangeliums entbrannt sind, haben alle Beamte, Soldaten und Büttel in die Hölle geschickt. Fernerhin wird man weder Steuern noch Dienste ausschreiben, sondern der Fürst verläßt sich auf euer Gewissen. Er weiß, daß ihr freiwillig, aus Religion, abtragen werdet, in Hoffnung der Seligkeit, welche Denen bereitet ist, die ihre Zinsgroschen ungemahnt darbringen und für Eine Meile zwei frohnen."

Trügt mich nun meine politische Chemie nicht, so darf ich mich erbieten, die Leistungen, welche diese Predigt bewirken wird, auf mich allein zu übernehmen.

Wendet nun den Prozeß um, gebt ein durchaus welt-

liches Gesetz, laßt eure Büttel an der Rathhaustreppe ausrufen: „Morgen sind die Steuern zu bezahlen, daß ihr's wißt! Bei einem Thaler Strafe! Und übermorgen ist Hasentreiben! Bei fünfzehn Jagdhieben!"

Ich wette, das Experiment wird sich selbst übertreffen, es wird zum Erstaunen wirken.

Was bewirkt demnach die Ordnung der bürgerlichen Pflichten, die Religion oder die Ruthe? Worin liegt der Haltpunkt der Gesellschaft, im Fanatismus oder in der Furcht? Ein faßliches, simples Experiment.

Bewirkt aber die Religion nicht wenigstens die Tugend? Laßt sehen. Ist Gottesfurcht die wirkende Ursache der Tugend, so müssen Alle, welche Religion haben, nothwendig tugendhaft sein. Dieser Schluß ist rund und schneidend.

Erkundigt euch nur bei Jenen, welche entweder aus Beruf oder Philosophie mit dem großen Haufen umgehen, die in täglicher Verbindung mit der Klasse sind, deren Gang ganz kunstlos, ganz natürlich und unverdeckt ist, und welche die Triebe der Handlungen dieser Klasse klar vor Augen haben: sie werden euch einstimmig sagen, wie sie mit Schmerzen wahrnähmen und sich es nicht verhehlen könnten, daß gerade die, welche am meisten Profession von der Religion machen, die Nichtswürdigen, wo hingegen die sogenannten faulen Christen und die Kirchenverächter großentheils gute Bürger und edle Menschen wären. Ein Experiment, das auf der Gasse liegt, das Jeder machen kann und höchst wohlfeil ist.

Was wäre nun das Resultat unseres Prozesses? Das, daß der Satz: die Religion sei die Grundfeste des Staats, die Seele der bürgerlichen Gesellschaft, nichts weiter als ein Gemeinplatz ist, den eine gewisse Art Menschen kurzsichtigen Gesetzgebern aufzubinden verstand, um ihre überflüssige Existenz zu bewahren.

LX.

Ueber bürgerliche und politische Freiheit.

Vollkommen Meister seiner Handlungen sein, insofern sie innerhalb der Grenzen der Gesetze liegen, nenne ich bürgerliche Freiheit.

Aeußerstes Gleichgewicht zwischen den drei Mächten des Staats, dem Herrn, der Regierung und dem Volk, ist politische Freiheit.

Eine Gemeinschaft ist nicht politisch frei, sobald die ausübende Gewalt sich des gesetzgebenden Amtes anmaßt, oder wenn einer Nation die Mittel abgehen, ihren Vorstellungen Nachdruck zu verleihen.

Die bürgerliche Freiheit steht an ihrem Abgrund, sobald die politische Freiheit gestört ist.

Jeder Körper trägt den Keim der Selbsterhaltung in sich. Dieser Keim entspringt aus der Zusammenstimmung seiner Theile. Sobald sie sich trennen erfolgt der Tod, oder, was eben so viel ist, eine unheilbare Krankheit. Die Theile, welche einen politischen Körper formiren, sind die gesetzgebende, die vollziehende und die vermittelnde Gewalt. Auf ihrer richtigen Harmonie beruht das Naturell, der Gang und das Schicksal eines jeden Staats.

LXI.

Politische Pädagogik.

Zwei Bänder sind es, welche die Gesellschaft zusammenhalten: Religion und Patriotismus. Das erstere leitet zur Tugend hin, das andere zur Ehre.

Warum unterschied also Montesquieu diese Prinzipien? Warum machte er charakteristische Systeme daraus? Als wenn man sie nicht bei allen Nationen anträfe, als wäre es nicht angeborne Pflicht jedes Menschen — in welcher Gesellschaft er auch lebt — die Tugend und das Vaterland zu lieben!

Es ist wahr, wir haben sehr wenig Bücher, welche uns über die wahre Natur des gesellschaftlichen Systems belehren. Einst machte ein Bodin, ein Grotius Epoche. Wir haben sie dahin geworfen wo sie herkamen, unter die Schulbank.

Bossuet erschien auf sie. Sein Gemälde der allgemeinen Weltgeschichte ist glänzend; aber es hat den großen Fehler, daß es alles auf einen einzigen Gesichtspunkt zurückführt: auf die Religion. Dieser Gesichtspunkt verschlingt in dem Werke, das sonst ein Meisterstück der Darstellung und Kunst ist, alle übrigen. Er gestaltet also dies System einhüftig.

Rousseau's gesellschaftlicher Vertrag fällt in denselben Fehler von einer andern Seite: er paßt nur für Republiken, die Anwendung auf monarchische Regierungen ist darin vergessen. Dieser große Philosoph scheint den Irrthum der Einhüftigkeit zweier Staatslehrer angenommen zu haben, die seiner in der That nicht würdig waren: Machiavelli und Fra Paolo. Ersterer arbeitete nur für die kleinen

italienischen Tyrannen, der zweite für eine aristokratische Despotie.

Uebergehen wir andere Schriften, und fragen wir einfach: Was ist der Grundsatz der Religion?

Friede!

Was ist Patriotismus?

Liebe zum Frieden!

Diese beiden Prinzipien wären also von gleicher Natur, sie wären mit einander verbunden.

Inzwischen ist Eins doch stärker als das Andere. Die Religion hat sich nur mit den Sitten zu befassen, der Patriotismus hingegen umfaßt Alles, er dehnt sich auf alle Facultäten des Menschen aus.

Patriotismus ist bürgerlicher Sittencurs, und Religion die Metaphysik desselben.

Ist dies richtig, so ist und bleibt das beste Lehrbuch für unsere Erziehungsanstalten die Geschichte der Römer und Griechen.

LXII.

Politische Kanzeln.

Nichts unter den vielen Dingen, die ich der Vollkommenheit meines Zeitalters abgehen sehe, nimmt mich so sehr ein, als die Errichtung von Bürgerkanzeln. Dies war meines Erachtens das Mittel, wodurch die Alten sich das Regieren erleichterten; dies war das Geheimniß der berühmten römischen Polizei.

Die Tribüne ist's, woher die schönsten Meisterstücke kamen, die wir von der Redekunst und der Politik des Alterthums besitzen. Sie ist's, die den Patriotismus entflammte, die Tyrannen erschütterte, den Verstand der Nation bildete und die bürgerlichen Pflichten lehrte.

Was hindert uns denn, neben jede Kirche, jede Capelle eine Volkskanzel zu stellen? Warum besolden die Regierungen nicht politische Redner, wie sie geistliche besolden? Sollte der mündliche Vortrag eines geschickten Volksredners nicht mehr Wirkung erzeugen als die schönsten geistlichen Sermone? Kurz, warum rufen wir nicht die Industrie der Cicerone, Cäsare, der Demosthene zurück?

Stellen wir uns einen Augenblick zwischen diese zwei Kanzeln. Der Jünger St. Pauls declamirt, wie gewöhnlich, über einen langweiligen Gemeinplatz, so interessant als:

„Thara zeugte Abraham,
Abraham zeugte Isaac,
Isaac zeugte Jacob,
Jacob zeugte Benjamin,
Benjamin zeugte David.
In diesem liegt der Same aller Welt.“

Sein Gegenüber, der Schüler Cicero's dagegen ruft:

„Die Banken erzeugen den Geldwucher;
Der Geldwucher erzeugt den Credit;
Der Credit erzeugt den Luxus;
Der Luxus erzeugt den Verfall der Familie;
Der Verfall der Familie erzeugt den Abwerth des Landes;
Der Abwerth des Landes erzeugt Entvölkerung;
Entvölkerung ist die Quelle des Staatsuntergangs."

Je nun: welcher von diesen Sätzen verdient mehr Aufmerksamkeit und Beherzigung, welcher enthält mehr Salbung, eilen wir zu St. Paul oder zu Cicero?

LXIII.

Die Seuche zu Abdera.

Apologie der Publicität.

Zu Abdera herrschte eine seltsame Seuche. Man ging nicht ohne die größte Vorsicht aus. Man verschloß seine Hausthüre und Fenster. Die Schergen liefen mit Wurfprügeln und Schlingen durch die Gassen; die Aerzte verordneten Maikäferbutter und die Poltrone trugen Strümpfe und Handschuhe von Büffelleder.

Ein fremder Hund, der sich nach Abdera verlaufen, war Schuld daran. Zehn bis zwölf Spießbürger hatten sich's gefallen lassen müssen, von ihm gebissen zu werden, vornehmlich der Linnenbleicher Meister Grünauge. Alle litten an der Wasserscheu, mit Meister Grünauge aber ging's am schlimmsten: er lief auf allen Vieren, er reckte eine schwarze Zunge zum Halse heraus, der Schaum stand ihm vor dem Munde; er kollerte.

Dergleichen war zu Abdera noch nicht erlebt worden. Alle Gevattern und Gevatterinnen liefen zusammen. Ein ehrbarer Rath berathschlagte. Die Prediger schrieen von den letzten Dingen, vom Ende der Welt. Man sprach von Nichts mehr als vom tollen Hunde und dem Koller der zwölf Spießbürger.

Alles kam darauf an den Hund zu fangen. Sein Schicksal hatte der wohlweise Rath bereits entschieden: er sollte geviertheilt und über jedes Stadtthor einer seiner Schinken aufgesteckt werden. Allein er war bereits in salvo.

Nun wurde von Bürgermeisteramtswegen eine Klopfjagd auf alle Hunde anbefohlen. Der wohlweise Rath hatte die Ausrottung des gesammten Hundegeschlechts noth-

wendig erachtet. Ein Gerichtsdiener, von einem Trompeter begleitet, mußte in Abdera herumziehen und an allen Ecken ausrufen, wer einen Hund besäße, solle ihn sogleich dem Abdecker einliefern, und sich bei schwerer Strafe hüten, einen dergleichen fernerhin zu beherbergen, ihm Aufenthalt zu gewähren, mit ihm Umgang zu pflegen u. s. w.

Inzwischen thaten die Maikäferbutter und die Diät ihre Schuldigkeit. Die Patienten überstanden die Krankheit völlig, die zurückbleibenden Narben ausgenommen. Das Hundegeschlecht aber war mittlerweile vertilgt.

Was geschah nun? Hausdiebstahl und Straßenraub nahmen überhand; Bettler stießen die Thüren ein; das Wild hauste erbärmlich in den Feldern, die Jagd hingegen war um die Hälfte heruntergebracht.

Jetzt begann Jedermann der Nutzen der Hunde einzuleuchten.

Von ewigen Zeiten her war's zu Abdera Sitte, mit der Tabakspfeife im Munde und einem Hunde an der Seite zu Bier zu gehen. Da letztere nicht mehr existirten riß eine neue Seuche unter der Bürgerschaft ein: die Langeweile. Bei Tausende starben dahin, und innerhalb drei Jahren glich die Stadt Abdera einem Leichenacker.

Nun gingen dem Rathe die Augen auf. Er empfand seinen Irrthum. Er erkannte, daß ein Dutzend kollernder Bürger weit erträglicher sei als ein allgemeiner Schaden. Man verfaßte eine Ehrenerklärung für die verfolgten Thiere und setzte sie wieder in den vorigen Stand ein.

Nehmt für die Hunde Journalisten, für Meister Grünauge die Unterdrückungs- und Verfolgungswuth, für Abdera das Publicum: so habt ihr den Sinn meiner Fabel.

LXIV.

Ueber Preßfreiheit.

Es giebt politische Uebel, die ihre Nahrung nur von der Dunkelheit empfangen, worin sie ruhen. Wenn die Preßfreiheit auch sonst keinen Nutzen hätte, so müßte es immer wenigstens der sein, daß sie die Großen lesen lehrte, sie zu brauchbaren Erörterungen verleitete, sie daran gewöhnte den öffentlichen Willen in den Druckwerken zu suchen.

Die Sprache der Schriftsteller wird immer der Maßstab der bürgerlichen Freiheit sein. Sie ist eine Art Thermometer, der uns mit einem einzigen Blick zeigt, wie weit eine Nation gefallen oder gestiegen, vorwärts oder zurück ist.

Alle Hochachtung verdienen daher Diejenigen, welche uns lehren, wie wir uns dieser Wohlthat auf eine gemäßigte, auf eine der Menschheit und dem Talent würdige Weise bedienen sollen.

Umsonst verschreit der Despotismus das Genie; nimmer wird er die in den Händen desselben flammende Fackel der Wahrheit ferner ersticken. Die Regenten scheinen einzusehen, daß sie einen großen Theil des Wohlstands und der Ruhe ihrer Staaten der Feder der Weltweisen schulden, die ihnen ihre Einsichten geliehen und ihren Gesichtskreis erweitert hat.

Die Philosophen sind in der Ordnung der Politik, was die Engel in der Ordnung der Welt sind: wir empfinden ihren Beistand, ohne sie gewahren zu müssen.

LXV.

A quelque chose le malheur est bon.

Man muß gestehen, das Revolutionsfieber ist ein garstiges Ding. Es ist die maladie honteuse der Politik. Welche Wehen macht es nicht! Bei jedem rauschenden Blatte zittern übeleingerichtete Regierungen, bei jeder sauern Miene eines entschlossenen Mannes taumelt ein schlechter Beamter. Man sagt, daß in gewissen Städten den Rathsherren der Schweiß auf die Stirne tritt, wenn sie einer Laterne begegnen. Vermuthlich wird es bei dem großen Friedensschlusse, womit sich einige Weltbeglücker beschäftigen, mit in den Vertrag kommen alle Laternen abzuschaffen.

Allein die Natur thut, wie das alte Sprüchwort sagt, nichts umsonst. Wäre kein Aufruhr mehr in der Welt, so hätten ja die Dummköpfe und Aufklärungsfeinde keine Gelegenheit, die Philosophie und alle Wissenschaft zu verschreien; manchem bösartigen Beamten entginge ein Mittel sich an einem Unterthan zu rächen, sei es auch, daß er ihn blos anschwärze; Neid und Niederträchtigkeit verlören eine schöne Gelegenheit ehrlichen Männern eine Klette anzuwerfen.

So ist also auch dies Unglück zu Etwas gut. Es lebe die Revolution! Unterdessen möchte ich doch gewissen Herren in's Ohr flüstern: ein Philosoph schätzt den Pöbel zu gering, um seine Ruhe für ihn aufzuopfern. In seinen Augen ist die Welt nicht werth, daß sich ein Weiser um ihr Schicksal kümmert. Man fordert zu viel, wenn man glaubt, daß sich die Vernunft für Schurken und Narren in Gefahr setzen müsse.

LXVI.

Die letzte Revolution.

Einer meiner Freunde, ein schlichter Landgeistlicher, der die Chronologie zu seinem Privatstudium erwählt hatte, behauptete, wenn man der Menschengeschichte mit einiger Aufmerksamkeit nachginge, so müßte sich unbedingt finden, daß von ohngefähr fünfhundert zu fünfhundert Jahren der Welt eine Haupterschütterung bevorstehe.

Zum Beispiel: Vom Jahrhundert Alexanders des Großen, das hieße vom Jahrhundert der Sophokles, Plato, Euklides, Apelles u. A. oder von den eigentlich historischen Zeiten ausgegangen treffe man um 316 auf die Constantinische Epoche, nämlich den Flor des Christenthums und den Sturz der heidnischen Mythologie. Damit ändert sich die ganze Moral der bekannten Welt.

Ein halbes Jahrtausend später erscheint Karlmann; in der Mitte des sechszehnten Säculums Luther.

Hieraus schloß er, daß die Gährungen am Ende des neunzehnten Jahrhunderts sich fortsetzend endlich zu einer die ganze Menschheit erfassenden Revolution führen müßten, und daß diese den geschichtlichen Prämissen zufolge ungefähr im Jahre 2440 sich vollenden dürfte.

Ich setze hinzu, daß mein Freund weder ein Schwärmer noch ein Plattschädel war. Er spielte in seiner Hütte eine Art von Pyrrhoniker, das heißt, er glaubte weder an die Aufklärung noch leugnete er sie.

Hierauf ist jedoch zu versetzen, daß es solcher Berechnungen gar nicht bedarf, weil die Bahn, welche der Menschenverstand betreten, unaufhaltsam fortgesetzt nothwendig zu einem Ziele führen muß. Auf dieser Bahn muß die Nachwelt zu der großen Wahrheit gelangen, daß die Gesell=

schaft zu ihrer Erhaltung keiner positiven Religion bedarf. Und dieser Fund wird das ganze System der Sitten und Gesetze umändern.

Der Grundsatz, daß der Staat nicht ohne Religion bestehen könne, ist eine Steckenpferd für Tyrannen, welche kein anderes Vehikel besitzen um sich zu behaupten. Bricht dieses Pferd zusammen, so hört der Lohn auf ein Tyrann zu sein. Die Gesetzgebung verändert ihre Achse. Das an der Leineführen und das Häckerlingfüttern in der politischen Reitschule kommt ab.

Dies dürfte allerdings die wichtigste Epoche sein, nämlich die Epoche des Völkerglücks, der tugendhaften Regierungen, der Menschenfreiheit und der Harmonie der Gesetze.

LXVII.

Der Krieg.

Ist der Krieg etwas Löbliches? Ist er es nicht? Abgedroschne Frage. Das Gewinsel über den Krieg ist die Schelle der Zeitungsschreiber und ihrer Frau Basen. Giebt es aber nützliche Kriege? So fragen sich Männer.

Die philosophischen Bewohner des Ganges und Hidaspes, sagt man, die Braminen, führten nie Kriege.

Vermuthlich weil sie zu feige waren.

Die Lappen, die Samojeden, die Kamtschadalen wissen nichts von der Kunst sich mit seinen Nachbarn herumzubalgen.

Weil sie nichts zu verlieren haben.

Unter den zwei Schlußangeln der Erde herrscht also Ruhe? So muß die Bewegung in der Mitte sein, denn die moralische Ebbe und Flut ist in der Natur eben so begründet und nothwendig als die physische.

Oder ist es nicht klar, daß Widerspruch und Veränderlichkeit die Devise der Welt ist? Ja, die Erschütterungen, welche die Staaten treffen, haben ihren Grund in den unerbittlichen Gesetzen der Natur, und die Leidenschaften der Menschen sind nichts als Walzen, um die Decorationen auf dieser großen Bühne hervorzubringen und das Spiel zu unterhalten.

So gäbe es also natürliche Kriege? Gewiß, wie es natürliche Krankheiten giebt. Beide gehören einmal zu dieser besten Welt. Ohne Fieber giebt es keine Gesundheit; ohne jenes Spiel, das wir Krieg nennen, würde dieser Planet immer der nämliche bleiben; es würde sich keine Krisis in seinem Körper ereignen; die Schicksale der Nationen würden eine ewige Gleichheit haben, einige stets glücklich,

andere stets unglücklich sein, und die Erde würde an der Langeweile sterben.

Hört also auf über den Krieg zu klagen! Er gehört zur politischen Diätetik. Die Vorsehung macht es zum öftern wie die Aerzte: sie erregt Erbrechen um den Magen zu reinigen und eine desto festere Gesundheit herzustellen.

Nicht genug. Der Krieg hat noch einige andere gute Seiten. Wären jene Braminen, jene Lappen, deren Friedfertigkeit wir bewundern, nicht emsiger, thätiger, gebildeter, folglich glücklicher, wenn sie die Neigung und Kunst zu kriegen besäßen? Der Krieg erfordert Anstrengungen aller Art, und macht uns also mit unsern Kräften und Fähigkeiten bekannt. Er ähnelt den Vulkanen: er ist erschütternd, aber befruchtend.

Dies ist so wahr, daß Europa nicht halb so polizirt wäre, wenn Alexander nicht nach Persien gezogen oder die Raserei der Kreuzzügler nicht entstanden wäre. Rußland hätte noch nicht die Hälfte seiner Macht und seines Wohlstandes erlangt, wenn Peter I. durch die Kriege, die er unternahm, seine Nation nicht an Bedürfnisse gewöhnt und ihr Genie beseelt hätte.

Verschont uns also, ihr Moralisten, mit euren Declamationen über den Krieg. Die ihr die Welt durch das Loch eines Maulwurfhaufens betrachtet, ihr Zeitungsschreiber, laßt den Monarchen ihr Spiel und Paläste auf Ruinen bauen. Dies ist die Absicht der Vorsehung — Sieg des Friedens und der Künste! Mars war der Günstling Minerva's.

Traun, so wie er sich unter unsern Händen verfeinert, ist der Krieg nimmermehr das Spiel bewaffneter Räuber. Wir haben den Kitzel beseitigt, im Hemde zu tanzen, um unsern Nachbar nackt hüpfen zu sehen.

In der That, die Kriege haben dermalen das Eigene, daß sie die Lust zu kriegen benehmen und die Menschen zu ihrer eigentlichen Bestimmung, dem Frieden, anhalten.

LXVIII.

Ueber Krieg und Frieden.

Unstreitig schmeichelt es der Einbildungskraft eines isolirten und tugendhaften Weltweisen, die Menschenfamilie friedlich beisammen wohnen, alles mögliche Blut erspart zu sehen. Der Gedanke, den Krieg unter Geschöpfen abzuschaffen, die zur Geselligkeit geboren, ist der Philosophie unsers Zeitalters würdig. Aber hält man ihn an's Licht, dringt man mit einiger Weltkenntniß und mit der Fackel der Geschichte in der Faust in sein Inneres, so schwindet der lockende Nebel, der ihn umhüllt, sofort. Man empfindet alsdann, daß es nie der Krieg war, welcher den Sturz der Reiche verursachte, sondern die Ruhe; daß sich jene Laster, welche der Menschheit Wohl untergruben und die Wurzel des Verfalls der Staaten wurden, nicht im Kriege, sondern mitten im Frieden einschlichen, daß zum Beispiel Babylon, Tyrus, Karthago, Rom, Lacedämon, Constantinopel u. a. nicht durch Waffen, sondern durch ein Sittenverderbniß fielen, welches die Frucht allzulanger glücklicher Ruhe war; mit einem Wort, daß der Krieg dem Menschen nimmermehr so feind ist als der Friede.

Dies sind dem Anscheine nach gewagte Sätze, und man zähle sie getrost unter meine Paradoxa, gönne mir indeß für folgende Glosse einige Aufmerksamkeit.

Ohne Zweifel ist der Krieg ein fürchterliches Uebel. Man kann nicht ohne Entsetzen daran denken, daß es unvermeidlich ist. Und doch scheint es im Wesen der Gesellschaft begründet, nothwendig für sie zu sein.

Ein Volk, das weder von außen noch innen auf seine Vertheidigung zu denken hätte, müßte sehr bald seine Elasticität verlieren: ohne einen Gegenstand seiner Furcht und

ohne den zur Zusammenhaltung des bürgerlichen Bandes nöthigen Grund würde es in sich selbst zerfallen, sein eigener Feind werden.

Ein fester und ewiger Friede müßte alle gesellschaftlichen Pflichten erschlaffen! Nichts würde eine stärkere Versuchung zur Ueppigkeit, zur Zerstreuung, zur Unordnung und zum Aufruhr werden, als gänzliche Sicherheit über unsere politische Existenz.

Im Schatten dieser Sicherheit war es, wo sich die Gifte erzeugten, welche die Nerven jener alten Monarchien ertödteten. Fängt der Fall Roms da an, wo die Republik von Pyrrhus, den Mithridaten und Hannibalen bekriegt war? Nein, sondern als sie sich aus einer Kriegsschule in eine Galanteriebude verwandelte.

Ich bin weit entfernt dem Kriege eine Lobrede zu halten. Ich glaube nur nicht an den süßen Traum eines allmeinen Friedens, und noch weniger halte ich ihn für nützlich, ja ich bin überzeugt, daß es nichts Gefährlicheres geben könnte.

LXIX.

Kopfpreis.

So oft ich in den öffentlichen Blättern lese, daß die Justiz einen Preis auf die Habhaftwerdung eines Uebelthäters aussetzt, so bebe ich jedesmal zurück. Wie unglücklich sind wir, spreche ich dann zu mir selbst, daß wir kein Verbrechen bestrafen können, ohne ein zweites zu begehen.

Ist dies der gepriesene Geist unserer Volkserziehung, unserer Cultur, daß wir das Laster durch Belohnung ermuntern?

Zorntrunkene Justiz, die Blut mit Geld aufkauft, um ihren Durst zu löschen, die das Laster bezahlt, um die Rache zu sättigen!

Soll dieser Uebelstand fortdauern? Soll dieser Fleck, der die Nachwelt trotz unseres Geräusches von Tugend und Erleuchtung zum Spott anreizen wird, immer in unsern Zeitungen schreien?

Seht da die Weisheit unserer Gesetzgebung und Erziehung: auf der einen Seite von Moralität, von Menschenliebe predigend, auf der andern das Laster krönend!

Ihr Zeiten, ihr Enkel, was werdet ihr von uns sagen, wenn ihr seht, daß wir Preise für die Verrätherei, für die Nachsucht haben, aber keine für die Treue und das Mitleid?

Wie? sollte es etwa ein größeres Uebel sein, wenn ein Unglücklicher, dessen That noch zweifelhaft, erst zu beweisen ist, der Justiz entrinnt, als wenn ein Herz in der Kette der Gesellschaft verderbt wird?

Sollte das Publicum mehr am Schauspiel einer Bestrafung, einer Hinrichtung verlieren, die oft nur ein Denkmal des Irrthums der Obrigkeit ist, als wenn es einen heimlichen Schurken durch Verborgenbleiben zu einem andern Leben gewonnen hat?

Kurz, ist unser Geld da, die Paraden der Justiz zu bedienen, die Verräther zu bezahlen und die Verrätherei zu fördern?

LXX.

Ueber den Criminalgeist.

Reißt eure Galgen nieder, sage ich euch! verwandelt eure Gefängnisse in Besserungsschulen! Wie lange muß man euch vergebens zurufen: „Der Grundsatz der Polizei liegt auf dem lichten, offenen Wege der Natur!"

Der Mensch ist — um glücklich zu sein, lehrt letztere; sein Glück zu vermehren, dies ist die Absicht, mit welcher er in die Gesellschaft tritt, mit der er darin lebt. Alle Strafen, insofern sie ihn am Genuß seines Selbstwohls hindern, widersprechen also der Stimme des natürlichen Vertrags. Es giebt, sagt diese, keinen Verbrecher: es giebt nur bürgerlich Kranke.

Und dies wollt ihr nicht glauben? Ihr wollt nicht begreifen, daß eure Strafgesetze nichts verrathen als daß ihr weder des Menschen Bestimmung noch den Ursprung des gesellschaftlichen Bandes kennt?

Hört zu! Da ihr euch vermöge des Vertrags der Sicherheit verbunden haltet, jeden Bürger beim möglichsten Genuß seiner Existenz zu schützen, scheint es nicht, es sei eine offenbare Verletzung der Gesellschaft, wenn man die Justiz anwenden will, so lange es noch nicht bewiesen ist, daß der sittliche Mensch ganz und gar nicht anders gebessert werden könne, als durch die Strafe, das ist, so lange es eine unvergängliche Wahrheit bleibt, daß jedes erschaffene Wesen immer auf dem Wege seiner Ausbildung begriffen sei?

Also wäre unsere ganze Gerechtigkeitspflege nur eine Tyrannei?

So spricht die Natur!

Also wäre sie nichts als ein Beweis vermöge dessen der

Staat seine eigene Unfähigkeit eingesteht, die wahre und schickliche Heilungsart eines bürgerlich Kranken ausfindig zu machen?

Leider!

Wozu nun unser Coder!

Werft ihn in's Feuer!

Dieses ehrwürdige Werk der Zeit und des Fleißes unserer Voreltern wäre also verloren?

Je nun, es ist traurig, daß ihre Staatskunst so beschaffen war, daß sie immer auf Glück und Unglück warten mußte, um ihre Richtung zu erfahren.

Nichts hingegen ist gewisser, als daß die Gesellschaft die öffentlichen Strafen völlig entbehren kann, um zu bestehen. Das Criminalsystem widerspricht der Menschlichkeit, der Natur, der gesunden Vernunft selbst, welche uns überzeugt, daß die sittliche Welt gleich der physischen unter dem Gesetze der absoluten Nothwendigkeit steht: ein Gesetz, welches will, daß Tugend und Laster in ewigem Gleichgewicht schweben sollen.

Bedient euch der natürlichen Empfindungen des Menschen, um die Herrschaft der Vernunft und die Liebe zur Ruhe zu befestigen. Hierdurch werdet ihr die Leidenschaften bewegen, von sich selbst unter's Joch zu gehen und der Tugend den Schwung zu lassen: so spricht der Criminalcoder der Natur.

Ein so wichtiges, so neues Theorem, wie das hier aufgestellte, erfordert ohne Zweifel soliden Beweis. Giebt's in der menschlichen Logik einen, den man eindringend nennen kann, so ist's, deucht mich, das Beispiel der Erfahrung.

In dieser Art nun bietet mir mein eigenes Zeitalter eins an, das zu glänzend, zu schön, zu theuer ist, um an ihm vorüberzugehen. Gönnt mir daher eure Aufmerksamkeit.

Unter dem südlichen Wendekreis, jenseits des atlantischen Oceans, liegt ein großes, edles Land. Es enthält wenigstens eine Achtelmillion cultivirter Menschen. Hier

herrscht seit undenklichen Jahren ein ewiger Friede, eine immergleiche Ruhe und ein Wohlstand, der nichts zu wünschen übrig läßt. Die Sitten sind rein und liebenswürdig. Es giebt weder Reiche noch Bettler. Alle Welt ist gut gekleidet, gut genährt, gut bewohnt. Die schönen Künste blühen neben den häuslichen. Man heiratet aus Neigung, weil die Kinderzahl keine Last ist, sondern eine Freude. Die Lüderlichkeit ist unbekannt, und sie kann weder Reichthümer corrumpiren und Elende machen, noch der Bevölkerung schaden.

In diesem Lande nun giebt's keine öffentliche Justiz. Nie wagten sich Prozesse und Steuern, diese zwei schrecklichen Geißeln des menschlichen Geschlechts, welche den Rücken der Völker sonst überall zerfleischen, in seine Grenzen; nie war die öffentliche Rache jemals in der traurigen Nothwendigkeit, einen Bürger zum Opfer auszuerlesen. Ohne ein bürgerliches Gesetzbuch ist die Nation gerecht, emsig und glücklich; ohne ein peinliches Gesetzbuch ist sie gehorsam und ruhig.

Wie, ruft ihr, mag sich dies Feenland nennen, wo suchen wir's?

Wenn man die Ruhmredigkeit unserer Gesetzgebungskunst und unsere Staatsverfassungen betrachtet, so sollte man kaum glauben, daß es weit entfernt liege: inzwischen muß ich euch außerhalb Europa weisen. Wenn man den wahren Zustand unserer Regierungen betrachtet, muß man billig zweifeln, ob es möglich sei, daß sich irgendwo ein glückliches und tugendhaftes Volk finde; gleichwohl werde ich's euch zeigen.

O Land, dem Niemand seine Bewunderung und Ehrfurcht versagen kann, unvergleichliches P a r a g u a y, du bist's, das ich meine! Du sollst mir zum Beweis dienen von der Macht der Ueberredung und der Sitten.

Daß man die Existenz dieses Staats einer Gesellschaft schuldig ist, welche die öffentliche Ruhe und das Interesse

der Sitten aufzuheben gebot, das ist ein trauriger Gedanke; er soll mich aber nicht hindern das Bild auszuführen.

Als die Jesuiten ungefähr 1721 in die Fußstapfen der tigerhaften Brut des Diaz traten und die Provinz Paraguay gleichsam zum Lehen übernahmen, da wußten sie nichts Klügeres zu beginnen, als daß sie das Muster der alten Beherrscher des Landes, jener Inkas, die wegen ihrer Regierungstugenden mit Recht so berühmt sind, zurückriefen. Sie theilten die Erde in drei gleiche Theile, wovon der erste den Göttern, der zweite dem Staat, der dritte der Gesellschaft bestimmt war. Hierdurch hoben sie vorerst die Vermischung des Eigenthums auf. Jede Klasse bearbeitete ihr Antheil auf eigene Kosten: die Diener der Religion jenen der Gottheit; die Obrigkeit jenen des Staats; die Bürger das Ihrige. So wurden sowohl Steuern als Zehend unnöthig. Blos eine Art von Frohn blieb, und diese bestand darin, daß die Grundstücke der Waisen, Wittwen, Greise und Gebrechlichen im Gemeindienst bebaut wurden.

Um aber auch diese Last, die schönste, welche sich die Menschlichkeit auferlegen kann, zu erleichtern und überhaupt die Liebe zur Arbeit zu beleben, so waren öffentliche Feste mit dem Feldbau verknüpft und auf jede häusliche oder öffentliche Tugend ein Preis ausgesetzt.

Doch, würde dies hinlänglich gewesen sein, die öffentliche Gerechtigkeit, die Sicherheit, die Ordnung, diese zur Handhabung eines Staats so wesentlichen Springfedern, zu bewirken? Nein. Dazu war ein anderes Triebwerk nöthig: und dies ist's, worauf ich führen will, um von der Möglichkeit meines Problems zu überzeugen.

Nun weiß man, daß die Guarani's, d. i. die Nationalen von Paraguay, keine öffentliche Justiz hatten: aber sie hatten die Beichte. Die Religion, welche den Staat bewachte und welche Scepter und Rauchfaß in Einer Hand hielt, hatte eine Art von bürgerlichem Beichtstuhl eingeführt. Dieser war das Tribunal des Publicums. Das Gewissen,

welches in dem Herzen des Paraguayers schlug und durch alle äußeren Mittel der Ueberzeugung in Regung erhalten wurde, führte ihn zu den Füßen der Obrigkeit. Hier, weit entfernt seine Fehler zu bemänteln, bewog es ihn solche mit allen Umständen zu entdecken. Er war auf das aufrichtigste Geständniß stolz. Anstatt sich wider die Buße zu sträuben, bat er vielmehr auf den Knien darum. Je strenger und auffallender sie war, desto mehr Selbstzufriedenheit und Seelenruhe flößte sie dem Verbrecher ein.

So that zu Paraguay die Ueberredung mehr, als anderwärts Folter und Waffen.

Und was war die Folge dieses Systems? Die Polizei kam dem Laster immer zuvor. Jeder Missethäter war sein eigener Ankläger, Richter und Büttel; die Laster errötheten, sie gaben der Tugend Raum; und der Staat rechtfertigte den Beweis, daß es möglich sei die Theorie der sittlichen Ordnung in wirkliche Ausübung zu bringen.

Gütige Vorsicht, die du das Loos der Nationen in der Hand hast, schenke uns mehr dergleichen Beispiele! Ist's wahr, daß ein goldnes Alter für uns aufbewahrt ist, o so mache uns zu Guaranis, und es wird da sein. Holde Götter! Ihr zeigt am Muster von Paraguay, daß unsere Idee möglich sei: entflammt die Regenten sie zu ergreifen! Zeigt ihnen, wie thöricht ihre Principien von Zwangsmacht und peinlicher Moral sind. Und wollen sie widersprechen — so deutet auf Paraguay.

LXXI.

Wie verringert man Prozesse?

Ein politisches Hausmittel.

Wir nehmen ein Land an, das 24,000 Feuerstellen enthält. Ist's nun an dem, wie die Moralisten behaupten, daß immer die eine Hälfte der Menschheit mit der andern Hälfte im Streite liegt, so muß es jährlich 12,000 Prozesse geben. Dazu sind 100 Justiz-, Appellations-, Hof- und andere Räthe, 50 Secretaire, Taratoren, Executoren und andere Thoren, 150 Kanzlisten, Thürsteher, Heizer, Boten und dergleichen erforderlich — der Unterrichter nicht zu gedenken.

Gesetzt nun, es bestünde eine Einrichtung in diesem Lande, daß jeder Pfarrer, Küster, Gastwirth, Bader, Büttel oder Söldner, dem die Beilegung eines Streits gelänge, ehe er vor das Gerichtsamt käme, eine Prämie von 1 bis 25 Thaler genösse: so würde vermuthlich die Hälfte der Prozesse unterdrückt werden. Die Regierung würde also 50 Räthe, 25 Secretaire, 75 Automaten ersparen.

Sehen wir nun, wie die Bilanz ausfiele.

Staatskasse.

Credet:		Debet:	
50 Präsidenten- und Rathsbesoldungen, im Durchschnitt à 800	40,000 Thlr.	6000 Prämien im Durchschnitt à 10 Thlr.	60,000 Thlr.
25 Secretair-Besoldungen à 500 .	12,500 „		
150 Automaten-Besoldungen à 150 .	22,500 „		
Schreibmaterialien und Aehnliches .	5,000 „		
Pensionen für Jubilare, Wittwen 2c.	10,000 „	Reiner Gewinn . .	30,000 „
Summa	90,000 Thlr.		90,000 Thlr.

Hierzu kommen:
So und soviel ersparte Seufzer;
Soviel unterdrückte Flüche auf die Gerechtigkeit;
Soviel vermiedene falsche Eide;
Soviel dem Bürger gewonnene Stunden;
Soviel abgeschaffte Advokaten-Stänkereien;
Soviel unterdrückte Bestechungen;
Soviel der Regierung ersparte Sottisen;
Soviel aus den Gerichtsstuben verjagte Schlafmützen.
Heilige Themis: Lehre die Deinigen rechnen!

LXXII.

Ueber den Esprit de Corps.

Nicht ihre Lehre ist es, noch weniger ihre Wissenschaft, was die europäischen Imane so starrköpfig macht, sondern ein gewisses Gift, das man Zunftgeist nennt. Unter so vielem Unkraut, das die Philosophen jäten, blieb dies immer verschont.

Dies Gift, sagen sie, sei arabischen Ursprungs. Es soll dasselbe sein, das Moses seinen Leviten eingab. Man soll die Wurzel gerade unter dem Tempel zu Memphis finden.

Tausend auf Eins läßt sich wetten, die Theologen wären hier nicht unheilbar, und die Hälfte der Arbeit gethan, wofern man die Sache an diesem Fleck angriffe. Einer der Hierophanten der modernen Philosophie pflegte seinen Jüngern auf die Frage, ob der Mensch von Natur nicht gut sei, zu antworten: Der Mensch? Ja; aber die Menschen!

Mit größtem Fug läßt sich dies auf Theologen, Aerzte, Juristen und Schneider anwenden. Sehr oft sind diese Leute raisonnabel, artig, verträglich, wenn sie vereinzelt sind. Unter allen Ständen finden wir höchst liebenswürdige und billigdenkende Individuen.

Sobald sie aber in Verbindung gesetzt sind, so wirkt das Gift; dann vergessen sie sich selbst, werden das, worüber man sie verachtet.

Jenes Giftkraut ist ein Sideroxylon. Es wächst in der Mitte jeder Zunft, sie nennen sich Facultät, Ballei, Armee, Akademie oder Tischlergilde. Der Aufwärter beschmiert heimlich die Stühle damit; sobald nun der Sitz warm wird, löst sich das Gift auf und steigt dem Zunft-

mann in den Kopf. Von dem Augenblicke an rappelt es bei ihm.

Wo immer eine Zunft besteht, da haben Gewohnheiten und Mißbräuche ihren geschwornen Schutz. Alles Neue ist ohne Wahl verworfen. Wehe dem, der eine Erfindung macht, eine Wahrheit in Gang bringen will: Jagd auf ihn! Einer steht für des Andern Fehler und Unsinn. Das Feldgeschrei ist: Haltet zusammen! und die Parole: Denke der Meisterschaft!

Man nimmt einen Corpus doctrinae an, das heißt einen Leisten. Ueber diesen muß sich Alles schmiegen. Pereat dem Verräther, dem Ketzer, der anders denkt als hergebracht ist! denn ein Grundgesetz jeder Zunftverfassung ist, neue Entdeckungen anzufeinden, nützliche Wahrheiten zu verfolgen, Laien Weide und Wasser abzugraben, jedes mögliche Fremde zu unterdrücken, todtzuschweigen, zu chicaniren.

Alle Vorurtheile, welche statutenmäßig und also geheiligt sind, müssen ohne Prüfung unterschrieben und mit Gut und Blut vertheidigt werden. Da hilft weder Sasafras noch Guajac: der Zunftgeist greift Kopf und Herz zugleich an.

Leider ist jenes unglückliche Kraut so giftig und ansteckend, daß auch sonst aufgeklärte und philosophische Köpfe nicht immer ganz frei davon sind.

LXXIII.

Der Werth der Maximen.

Friedrich II. von Preußen war seinen Heldenschwung einem Verse schuldig, den er im La Fontaine fand, und der bis an sein Ende seine Bewunderung blieb:

„— — — seul il passe en puissance
Le monde d'alliés vivant sur notre bien.
Le Lion en a trois, qui lui ne coutent rien,
Son courage, sa force avec sa vigilance.“

Laßt euch also nicht überreden, ihr Prinzenerzieher, daß Maximen Schulfuchsereien seien. Man sieht, daß Eine bisweilen für den ganzen Erziehungscursus eines Menschen gelten kann.

LXXIV.

Ueber den Selbstmord.

Es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß der Selbstmord bei uns in dem Maße zugenommen, als die Stimmung der Andächtigkeit und Gläubigkeit verloren gegangen und die Philosophie zu herrschen begonnen.

Einst gab es, wie wir wissen, eine Zeit, wo jene Sünde heroisch war: es war die Zeit der Catone, des Antonius, des Otho. Damals galt es als groß unter seiner eigenen Faust zu sterben.

Die Religion trat aber auf, und nun änderte sich die Mode. Sollten ein Biron, ein Montmouth, ein Montmorency etwa weniger Muth besessen haben als die Brutusse, weil sie den Henkertod wählten? Nein! die Gewohnheit brachte es mit sich. Fünfzehn Jahrhunderte zuvor würden sie sich mit so kaltem Blute den Degen in die Brust gestoßen haben als Andere.

Sie wird jedoch wiederkommen, die Epoche der Religion. Denn, wie ich die Umwälzung unserer Denkungsweise nirgend anders begründet finde als in jenem sichtbaren und ewigen Naturgesetze, vermöge dessen sich alle Dinge im Kreislaufe fortbewegen, so muß sie ihre Periode wieder erhalten.

Eine neue Religion wird sie ablösen.

LXXV.

Physiognomisches Fragment.

Man pflegt zu sagen, rothe Haare wären falsch. Ich weiß nicht, ob die Tugend auch in den Haaren steckt, aber es leben die Blonden!

Worauf mag sich jene Meinung gründen? Auf eine altfränkische Physiologie. Bei Gott! wenn die Farbe der Seele sich auf der Haut oder in den Haaren ausdrückt, so halte ich's mit den rothen. Messalina, Cleopatra, Maria von Medici waren Brünetten.

In der That, man hat einen andern Waidspruch: „Unter einer schwarzen Larve liegt selten eine weiße Seele." Vielleicht schreibt er sich aus der nämlichen seichten Quelle her, aber er lügt nicht so oft.

Die Nordländer sind großentheils von einem edeln Charakter und haben blonde Haare. Man sagt, daß es nirgend so gefühlvolle Herzen unter dem weiblichen Geschlechte gäbe, als wo das blonde Haar vorherrschend ist. So oft man hingegen von tückischen, rachsüchtigen und gefährlichen Nationen spricht, denkt man an die Italiener, an die Griechen und Schwarzen.

Mich dünkt, der Streit über die Blonden und Brünetten läßt sich weit eher vom moralischen als physiologischen Standpunkte entscheiden. Man rächt sich gern für Ungerechtigkeiten der Natur.

Blonde Gesichter sind, wie Kenner behaupten, reizender als schwarzbraune. Sie haben etwas Schmachtendes, Sanftes, Empfindsames. Diese Züge lassen selten eine Mischung von Falschheit zu. Meine Freunde versichern mich, daß sie nie von Blonden betrogen worden.

Brünetten sind lebhafter und geborne Koketten. Denn da sie die Natur nicht zu demselben Siege berief wie ihre Nebenbuhlerinnen, so suchen sie diese durch Kunst, durch Galanterie, durch listige Eroberungen zu übertreffen. Ich wollte wetten, Proserpina, Xantippe und Frau la Fontaine wären Schwarzbraune gewesen.

Belinda's Haarlocke aber war blond. So leuchtet sie aus den Sternen herab, wohin sie der Heldendichter versetzte. Agnes Sorel, die zärtlichste aller Seelen, war blond. Washington, Pitt, der Herzog von Südermanland hatten dieselbe Haarfarbe; Linguet, van Eupen und Maurojeni hingegen schwarzes Haar.

LXXVI.

Ueber die Pfuscherei der Reisebeschreiber.

Mit welchem Rechte prahlen die Reisebeschreiber, daß sie uns durch ihre Zerrbilder aufklären? Man hat in der Naturlehre die lächerliche Eintheilung der menschlichen Temperamente in vier Formen abgeschafft: in der Ethnographie aber unterhält man uns immer noch mit Nationalcharakteren. So wahr ist es, daß wir von der Natur zu Pedanten bestimmt sind.

Nichts widerspricht dem gesunden Verstande mehr. Bestimmt etwa das Klima unsern Charakter oder die Lage, worin uns das Schicksal versetzt? Ueberall sind die Reichen trotzig und der Pöbel kriechend, die Soldaten stolz, die Pfaffen tückisch, die Verliebten eifersüchtig, die Stutzer fade und die Schönen gefällig. Ueberall liebt das Volk die Freiheit, der Regent die Macht, und der Pöbel das Geld. Ueberall giebt's dummstolze Junker, steife Bettler, rasende Schwärmer und platte Reisebeschreiber.

Der schöne Geist aber kennt nur zwei Menschenklassen: Feine Welt und Pöbel. Diese Eintheilung ist ganz einfach, sie paßt auf alle Länder; aber sie ist freilich nicht das Fait der Reisenden noch der Mode.

Diese Herren reisen nicht um die Welt zu beobachten, sondern um Bücher zu machen. Auch haben sie es dahin gebracht, daß das Reisehandwerk bis zum Zigeunerleben herabgewürdigt ist.

Einer meiner Freunde pflegte die reisenden Gelehrten unseres Tags mit den Musterreitern zu vergleichen. Nichts ist treffender. Sie haben dies mit ihnen gemein, daß sie uns den Schund anhängen, uns überlaufen und ihr Leben in Kneipen hinbringen.

Wenn einst eine Reichsstreiferei auskäme, so müßte man sich wundern, wenn nicht reisende Gelehrte eingefangen würden.

LXXVII.

Ueber den Tanz.

Unsere Bälle haben nicht genugsam Gefühl, die Regungen, die sie einflößen, sind zu grob, zu leblos; wir müssen einen feinern Tanz ersinnen, einen Tanz, woran die Seele Theil nimmt.

Wir haben Alles bephilosophirt, warum bephilosophiren wir den Gesellschaftstanz nicht? Es ist nicht genug, daß unsere Tänze den Tact ausdrücken: um für den Zuschauer nicht leer zu bleiben, sollten sie etwas mehr ausdrücken.

Es ist kein Raisonnement in unsern Bällen. Wenn man einen Türken fragen würde, was er in unsern Tänzen sehe, so würde er versetzen: Dies, daß sie eben nichts zeigen, nichts sagen, nichts schildern, nichts darstellen, nichts wollen.

Aus einem Taumel der Wollüste, was er in den Pyrrhiken der Alten war, haben unsere Vorfahren den Tanz in eine Schule des Anstandes und conventioneller Bewegung umgewandelt. An uns wäre es nun, ihn zu einem Spiel der schönen Vernunft zu erheben.

Sollte das ungereimt sein?

Wenn wir ein gewisses Thema in den Gesellschaftstanz zu legen vermöchten, dann müßte er für die Tänzer wie die Zuschauer interessanter werden. Alsdann könnte auch das Alter daran Theil nehmen, ja es würde von der Jugend nimmer, wie jetzt, verdrängt werden. Talent und Schönheit würde eine Seele bekommen und nicht mehr Sclaven der Musik sein. Der Körper aber würde weniger erschöpft und gefährdet werden.

LXXVIII.

Symbol
eines Bürgers aus dem 19. Jahrhundert.

Ich glaube an einen einigen, unendlichen, anbetungswürdigen Gott, Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt — in quo vivimus, movemur et sumus. —

Ich glaube, daß alle Menschen der Erde Brüder sind, und daß Gott keinen andern Unterschied zwischen seine Kinder gesetzt, als Tugend und Laster. —

Ich glaube, daß jene die beste Religion ist, welche das geringste Maß von Geheimnissen und Streitsätzen enthält, und sich blos auf eine einfache reine Moral gründet, worüber alle Nationen einverstanden sind, und die in allen Theilen der Erde sich ähnlich ist. —

Ich glaube, daß die Summe der Religion, welche Gott von den Menschen verlangt, in den zwei Grundsätzen besteht: Liebe Gott und deinen Nächsten! —

Ich glaube an die Toleranz, und daß nächst der Pest, der Hungersnoth und dem Kriege die Glaubensverfolgung die abscheulichste Geißel der Erde ist. —

Ich glaube, daß Fleiß, gesellschaftliche Tugenden und gute Sitten weit gedeihlicher sind als Religionsdispute, und daß ein tugendhafter und gerechter Samojede bei Gott besser angesehen ist, als ein erbitterter und spitzfindiger Doctor der Theologie. —

Ich glaube an die Rechte der Herrschaft, der Gesetze und des Staats. —

Ich glaube, daß unter allen Regierungsformen diejenige die rechtmäßigste und heilsamste ist, wo die Menschen blos unter dem Gesetze stehen. —

Ich glaube, daß sich die Gesetze nicht besser ausdrücken können, als durch den Willen Eines gerechten und tugendvollen Regenten. —

Ich glaube, daß das, was ich unter dem Schutze der Gesetze erworben habe, mein Eigenthum und ein Heiligthum ist, welches ich mit meinem Blute zu vertheidigen schuldig bin. —

Ich glaube, daß ich schuldig bin einen Theil meines Erwerbs und meines Genusses zur Erhaltung der allgemeinen Gesellschaft, das heißt zu den Bedürfnissen des Staats herzugeben, es sei unter dem Namen Steuer, Taxe, Mauth oder sonst welchen. —

Ich glaube, daß meine und meiner Familie Sicherheit nur in der allgemeinen Sicherheit beruhe, und daß ich folglich verpflichtet bin, mich für letztere mit meinem Vermögen und Leben zu stellen. —

Ich glaube, daß der Lehrsatz, man sei einem schlimmen Regenten keinen Gehorsam schuldig und man dürfe sich am Leben eines Tyrannen vergreifen, ein vermaledeiter, blasphemischer und falscher Lehrsatz sei. —

Ich glaube, daß Freiheit eine Chimäre ist. —

Ich glaube an den Ackerbau als die Urquelle aller menschlichen Nahrung und die vornehmlichste Stütze des Staats. —

Ich glaube an das Handels- und Manufacturwesen als an die Mittelhände des Gewerbes und der Glückseligkeit. —

Ich glaube, daß die mechanischen Künste achtungswerther sind als die sogenannten schönen Künste, und die Gelehrsamkeit der Oekonomie nachsteht. —

Ich glaube, daß eine der edelsten Pflichten eines guten Bürgers und einer der würdigsten Gesichtspunkte des Staats in der Sorgfalt für die Armuth bestehe, indem die Unterstützung unseres Gleichen die eigentliche Religion des Herzens

ist, welche die Gottheit von uns fordert; daß aber das Mitleid gegen die Armen nicht insbesondere im Almosengeben beruhe, sondern die wahre Menschenliebe sich dadurch ausdrücke, dem leidenden Nebenmenschen mit Rath und Trost beizuspringen, das Verdienst aus der Verborgenheit hervorzuziehen und es zu beschützen, die Unschuld an den Tag zu bringen, den Unterdrückten mit eignem Arm zu retten, die Thränen der Waisen und Wittwen durch Freundlichkeit zu trocknen, den Armen von der Bahn des Bettels auf den Weg des Fleißes zu weisen und ihm die Quelle der Vorsicht zu zeigen. —

Ich glaube an Muth, Tapferkeit und Vaterlandsliebe, als die ursprünglichsten Tugenden des Menschen und die ersprießlichsten zum Wohle des Staats. —

Ich glaube an die Vernunft und ihre Rechte. —

Ich glaube an alle großen und berühmten Männer, welche die Freiheit der Menschen, das Glück der Tugend, den Gehorsam gegen die Obrigkeit und die Vervollkommnung der Regierung gelehrt haben. —

Ich glaube, daß gegenwärtiges Symbol Alles in sich schließt, was zu einem wahren Gottesdiener, einem tugendhaften Bürger und zu einem rechtschaffenen Menschen nöthig ist.

Vierte Abtheilung.

Fabeln, Allegorien, Erheiterungen, Scherze und kleine Denkwürdigkeiten.

LXXIX.

Jupiter und die Schafe.

Unter den Heerden Jupiter's war bekanntlich die zu Elis eine der vorzüglichsten. Sie war es, aus deren Wolle die berühmten Unterröcke der Frau Juno gesponnen worden.

Einst fuhr der Satan unter sie. Die Schafe bekamen das Drehen oder den Tollwurm. Alles lief unter und über. Man kündete Jupitern den Schutz auf, man verjagte die Hirten, man schwur sich eine eigene Regierung einrichten zu wollen — und das Alles aus dem Rechte der Natur und der Schafsfreiheit.

Einige Wölfe, die hinter den Schafställen verborgen lauerten, bemerkten diese Wuth. Flugs zogen sie Schafskleider an und gaben sich für Volksfreunde aus. Courage! riefen sie, der Zeitpunkt ist gekommen sich frei zu machen. Eure Tyrannen begnügten sich nicht damit, daß ihr eure Felle dem Olymp zum Opfer bringt, sie wollten euch auch, unerhörte Barbarei, in der Dummheit erhalten! Das heißt,

man will euch das Hirn noch anbohren und Schröpfköpfe an die Ohren setzen!

Nun ward der Aufruhr allgemein. Zu den Waffen! So hallte es durch die ganze Heerde. Jeder versah sich mit einem Hafersack und steckte eine Kokarde sammt einem Federstutz auf. Schlau hielten sich die Wölfe hinter der Heerde, um die armen Schlachtopfer, welche im Felde blieben, für sich einzutreiben.

Voll Rührung und erhabenen Mitleids blickte Jupiter auf diese Verwirrung herab. Er schickte ihnen zuerst den Pan, daß er ihnen auf der Flöte vorpfeife und sie zur Ruhe bringe. Da dies nichts half, befahl er dem Aesculap seine Kunst zu versuchen.

Umsonst. Beim Anblick des Gottes der Aerzte fiel den Schafen der Trepan ein, und diese Vorstellung machte sie rasend. Sie stießen die Köpfe zusammen und stürmten dem Himmelsboten entgegen.

Da erzürnte sich Jupiter. Er schüttelte die Locken seines Hauptes, und plötzlich war die Schafheerde zerstoben. Die Wölfe fanden ein Loch im Sacke.

Und so ungestraft lässest Du sie davon kommen? fragte der Götterrath.

Aber, antwortete Zeus, würde mir ihre Haut den Schaden ersetzen?

LXXX.

Das Banket der Fakirs.

Einst fiel es dem Großmogul von Indostan ein alle Fakirs zu bewirthen. Kaiserliche Eilboten gingen in alle Klöster und auf alle Straßen dieses unermeßlichen Reichs, die ganze Familie der Bettelpfaffen zu einem Gastmahle einzuladen, das ihnen das Oberhaupt des Staats an seinem Geburtstage zu geben beschlossen.

Eine unzählbare Menge Fakirs aller Farben, in weißen, grauen, schwarzen, braunen, scheckigen Kutten fand sich ein. Das Mahl war auf's Leckerste zubereitet. Die geistliche Heerde ließ sich's schmecken, sie ward munter, sang, pfiff, scherzte. Und nichts war lustiger als dem Tanze beizuwohnen, womit sich das Fest endigte, die Bettler und ihre zum Theil sehr zerfetzten Gewänder herumfliegen zu sehen.

Da erscheint der Großmogul, und die Gesellschaft wird bestürzt. Sein ernster Blick versteinert die Anwesenden, und sein majestätisches Aeußere befiehlt ohne Weiteres ehrfurchtsvolles Schweigen. Alles greift zum Rosenkranz, um die Begriffe des Herrschers zu betrügen.

Nachdem dieser durch einen dreimaligen Blick gen Himmel seine Anbetung Brama's ausgedrückt, hält er folgende Ansprache:

„Ehrwürdige Gefährten der Gottheit, welche Indostan verehrt, empfangt den Dank eures Dieners für die Gewogenheit mit seinem Gastmahl vorlieb genommen zu haben. Niemand hegt aufrichtigere Ehrerbietung für die Würde eures Berufs und die Heiligkeit eures Wandels als ich. Ich sehe, daß ihr euch eures göttlichen Meisters vollkommen würdig zu machen sucht, indem ihr alles Fleischliche verachtet, allen Sinnenreiz verabscheut. Mit Bewunderung be-

trachte ich eure vom Ungeziefer beschwerten Kutten, eure von Geißelungen zerfetzten Schultern, und den Unrath an euren Hälsen und Händen.

Traute Freunde Brama's! Lange genug habt ihr eure Demuth erwiesen, lange genug der Natur zuwider gehandelt und eure Menschlichkeit verleugnet. Tretet wieder in eure Rechte! Fort mit diesen Lumpen, denn sie sind der Gottheit unwürdig! Man bringe die Garderobe herbei, die ich für meine werthen Gäste bestimmt habe! Da ich weiß, daß ihr ohne Geld lebt um euch brauchbare Kleidung gegen Hitze und Frost zu schaffen, und mir an eurer Erhaltung sehr gelegen ist, so ersuche ich euch von mir solche anzunehmen, als ein Geschenk, womit ich dieses Gastmahl zu vervollständigen gedenke."

Nach diesen Worten treten Sclaven herein, welche seidene und tuchene, gold- und silberverzierte Gewänder ausbreiten. Die Fakirs verschmähen sie. Aber vergebens sträuben sie sich, die geschäftige Höflichkeit der von Soldaten unterstützten Sclaven hat sie schnell entkleidet. Der Großmogul läßt dann Wagen herbeikommen, um die Fakirs, denen die Thränen über die Wangen herabströmen, einzupacken und an Ort und Stelle zu schaffen.

Nachdem die Säle geleert sind, befiehlt er die alten Kleider aufzuschneiden, und man findet einen ungeheuren Schatz von eingenähten Goldstücken und Juwelen, welche der Großmogul seinem Schatzmeister mit den Worten zur Aufbewahrung übergiebt: „Lerne, wie die Gottheit belohnt, was man an den ihrigen thut!"

LXXXI.

Das Land der Wahrheit.

Die Welt ist ein Wirthshaus, und wir sind Trunkene, die bei ausgelöschten Lichtern darin herumtappen.

Hirkan, ein Einsiedler an der Quelle Ida, bat einst die Gottheit, daß sie ihm den Weg zur Wahrheit zeigen möchte. Die Gottheit winkte einem Engel. Dieser nahm ihn und stellte ihn auf die Spitze des Kaukasus.

Vor sich erblickte er ein Thal. Dort lagen Menschen zu Tausenden in tiefstem Schlafe. Zur Rechten sah er einen finstern Wald voll Hohlwege, Kreuzpfade und Labyrinthe. Man hörte schmetternde Töne wie von wilden Jägern. Die Wanderer drehten sich in unaufhörlichen Cirkeln. Zwar war der Wald mit Wegweisern versehen, aber wer sie auch verstehen konnte und ihnen nachging, gelangte zuletzt an eine hohe Mauer. Hier stand er, er vermochte nicht sie zu übersteigen. Zur Linken zog sich ein etwas lichterer Hain dahin. Er schien mit schnurgeraden Straßen durchbrochen zu sein. Treppenweise stieg man einen Berg hinan. Hatte man aber dessen Spitze erreicht, so öffnete sich dem Auge ein unermeßliches Meer mit tobenden Wogen, Schlünden, Wirbeln, Klippen und Abgründen zum Grausen. Wer sich ohne ruhiges Augenmaß darauf wagte, der war verloren. Mitten durch indeß ergoß sich ein Fluß, so wie der Rhein durch den Bodensee strömt. Den mußte man genau verfolgen. Es erforderte freilich Arbeit; allein mit dem Compaß in der einen und dem Senkblei in der andern Hand ließ sich fortsegeln.

Jenseits dieses Meeres nun, in unerreichbaren Fernen, gewahrte man ein Land. Nebel bedeckte es so dicht, um ein dahinter verborgenes Licht gerade durchschimmern zu

lassen. Ob dies Land bewohnt war, das ließ sich nicht errathen. War dem jedoch so, mußten es Geister sein, welche dort hausten, keine Menschen. Ewige Ruhe blickte hervor.

Das Thal, erklärte hierauf der Engel dem Einsiedler, ist das Thal der Einfalt. Die Du dort schlafen siehst, nennt man die Gläubigen.

Der Wald ist der Wald der Demonstrationen. Was Du für wilde Jäger nahmst, das sind Logiker, Systematiker und Kirchenväter.

Der Hain ist der Aufenthalt der Probabilitäten.

Das Meer ist die See der Zweifel, getheilt vom Strome der reinen Vernunft.

Das Land dahinter ist das Land der Wahrheit. Hier hast Du einen Wanderstab, geh' und siehe, wie Du es findest!

Der Einsiedler warf sich in den Staub. Unerforschliche Götter, rief er, wie darf es ein Sterblicher wagen, in den Nebel zu dringen, womit ihr euch umhüllt habt! Wie sollten die Augen eines schlichten Erdenwallers das Licht ertragen, in dessen Quelle die Wahrheit thront. Nimm Deinen Stab zurück, erhabenes Wesen, und laß mich schlummern im Thale der Einfalt.

LXXXII.

Hafiz-Rhamid.

Hafiz-Rhamid war einer der berühmtesten Sultane zu Kandahar. Sein unermüdlicher Trieb ging dahin, sein Volk groß und glücklich zu machen, indem er es aufklärte. Diesem Triebe opferte er seine Ruhe, seinen Schatz, sein Dasein. Er errichtete zu diesem Zwecke eins der schönsten Heere, belebte den Handel, gründete Volksschulen und goß in alle Theile der Regierung Geist. Tausend neue Gesetze, wovon das letzte immer das Meisterstück zu sein schien, reichten einander die Hand.

Aber das Erzieherhandwerk ist undankbar. Vergebens sagen die Philosophen, daß der Mensch von Natur ein gutartiges Thier sei: der lebendige Beweis, daß er von Natur bösartig, ist der, daß er immer seine Wohlthäter verfolgt hat.

Zu Kandahar war zum Beispiel der Gebrauch, daß wenn die Bauern etwas zu Markte schafften, sie die Waare auf die eine Seite ihres Esels und auf die andere eben so viel Steine luden. Hafiz gab die Verordnung, daß fernerhin die Waare in zwei Gleichgewichte vertheilt, mithin dem Lastthier eine doppelte Lieferung aufgeladen werden solle. Hierdurch gewann der Landmann Zeit und Geld, und das Thier Erholung.

Zur Unterstützung dieser Verordnung ließ der Kaiser auf seine Kosten eine Tragkorbfabrik anlegen; denn er wußte allzuwohl, daß man den Menschen immer den Leuchter neben das Licht stellen müsse.

Sollte man nun nicht glauben, daß eine so einfache, einleuchtende und nützliche Anordnung den allgemeinsten Beifall gefunden haben würde? Nein, die Kandaharen fluch-

ten, schrien über Neuerungen, über Tyrannei. Sie behaupteten, das Gesetz ziele dahin, die kaiserliche Korbfabrik empor zu bringen und die Accise zu vermehren.

Unter den Kandaharen herrschte eine Art Scharbock, eine sehr eingerottete und tödtliche Krankheit. Die Aerzte suchten ihr Entstehen in dem Genusse einer gewissen Chocolade, welche aus dem benachbarten Cachemir eingeführt wurde. Der Sultan verbot die Einfuhr, das Volk belehrend, daß der im Lande erzeugte Wein ein weit edleres und zuträglicheres Getränk sei, und daß durch die Cultur der Weinberge eine Menge Geld im Lande verbleibe.

Wer könnte die Unzufriedenheit ausdrücken, welche darüber entstand! Der Pöbel klagte über Aushungerung, die Gelehrten schrieben über die Gefährdung der Volksfreiheit. Umsonst predigten die Aerzte. Wenn wir nun sterben wollen? antwortete man ihnen.

Unter den Frauen von Kandahar wüthete von Alters her eine der unmenschlichsten Sitten, die Gewohnheit, sich auf dem Grabe des verstorbenen Mannes zu verbrennen. Hafiz verbot sie als einen Mißbrauch der Natur und Religion. Will sich jedoch, setzte er hinzu, ein Weib durchaus verbrennen, so soll sie es für sich thun, also ohne alles Aufsehen.

Dieser Zusatz benahm der Gewohnheit ihre schönste Seite. Die Nation empörte sich. Der Sultan wurde als Weiberfeind und Menschenhasser ausgeschrien. Was! zeterte der Pöbel, alte Herkommen abschaffen? Er ist ein Atheist! versetzten die Fakire.

Der Tumult drang zu den Ohren des Monarchen. Verblendetes Volk! rief Hafiz-Rhamid aus, du zürnst, weil ich dich glücklicher machen will als du bist!

Jetzt mußten Herolde beim Schalle der Trompeten verkünden: Zu wissen, der Wille des großen Hafiz-Rhamid ist: die Narren sollen fernerhin nicht gezwungen sein klug zu werden!

Nun hätte man des Publicums Entzücken sehen sollen! Opern, Freudenfeuer und Illuminationen nahmen kein Ende; alle Chocoladenbuden waren mit Blumenkränzen, alle Schänken mit vergoldeten Zeigern geschmückt: „Vivat Hafiz!" ertönte es aus allen Gassen, „Vivat der Freund der Freiheit, der Abgott seines Volks!"

Dieser Rausch währte einige Jahre. Da kam die Nation von selbst, dem Sultan ihre Privilegien zu Füßen zu legen und ihn zu bitten, er möchte sie seiner Gesetze würdigen.

Die Volksstimme ist der Richter der Könige, die einzige Macht, welche über ihnen steht. Wenn wir Alle Nein sagten, so möchte ich den König sehen, der noch Ja sprechen dürfte.

Aber fürchtet sie niemals, ihr Regenten. Laßt ihr Zeit. Sie ist eine Frucht, welche langsam reifen muß, um abzufallen. Sie entspringt aus allzuseichten Keimen und hängt an allzuleichten Fäden, um jemals Consistenz zu erhalten. Ein gewisses Maß Geduld, Mäßigung und Temporisirung überwindet die hartnäckigsten Vorurtheile.

LXXXIII.

Das Krankenlager des Schmetterlings.

Gestern ging ich über eine Wiese, welche zu meinem Zeitvertreibe gehört. Ich beobachtete dort einen Schmetterling. In sanften Zuckungen hing er an einem Rosenlaube, dem Tode oder, wie man richtiger sagt, seiner Verwandlung entgegenarbeitend. Neben ihm saß ein schwarzer Käfer, und es schien mir, als ob dieser sein Beichtvater wäre.

Ich war begierig, wie der Krankenprediger eines Schmetterlings sich ausdrücke, oder vielmehr die Philosophie eines Käfers kennen zu lernen. Und da mir eine Fee bei meiner Geburt die Gabe verliehen, die Sprache der Thiere zu verstehen, so näherte ich mich.

„Glänzender Liebling der Natur,“ sprach der Käfer, „dein Tod hat eben so viel Reize als dein Leben. Du erfülltest deinen Beruf, indem du es im Genusse des Vergnügens, der Wollust und aller Güter, welche dir die Natur schenkte, hinbrachtest. Von Blume zu Blume flattern ohne eine zu verderben, ihre Säfte kosten ohne sich zu berauschen, jeden deiner Augenblicke verschönern: das war dein Thun. Sei glücklich! Unbekümmert um die Zweifel, welche andere Insecten quälen, wirfst du dich nun in die Arme der Natur, und dein Tod ist nichts als das Ende eines angenehmen Irrthums.“

Hier starb der Schmetterling. Ich bewunderte des Käfers Redekunst.

„Fliehe sanft dahin, schönes Seelchen!“ fuhr er fort, indem er seinem Freund die Augen zudrückte. „Ich will deine Hülle hier unter diesem Rosenstock begraben. Vielleicht duften im künftigen Frühling einige Stäubchen von dir am Busen einer keuschen Jungfrau. Dann wird sich deine Verklärung vollenden.“

LXXXIV.

Monolog einer Milbe im siebenten Stockwerk eines Edamer Käses.

Auf einem silbernen Teller befand sich einst ein Edamer Käse, und nahe dabei ein Talglicht, welches den Käse bestrahlte. Milben hatten sich, durch die innere Gährung seiner organischen Partikel, darin erzeugt.

Unter ihnen war eine Philosophin, welche dem Ursprunge und der Bestimmung des Käses und der Milben nachdachte. Jemand, der den Käse zu essen im Begriff war, belauschte ihren Monolog mit dem Ohre jener Geniemänner, welche die Sphären singen, die Nerven stimmen, die Flöhe husten hören.

Man frage nicht, wie das möglich war. Die Frage über das Wie der Dinge ist oft indiscret, und wir könnten eher allgemeine Zweifler werden, als sie in jedem Falle beantworten.

Genug, dieser Vorwitzbeutel vernahm die Milbe so reden:

„Wie lieblich duftet dieser Käse! Wie ambrosisch ist sein Geschmack! Wie nahrhaft diese Speise! Wie bequem meine Wohnung! Eine unermeßliche, durchaus eßbare Welt!

Wie mächtig, wie wohlthätig muß Der sein, der den Käse machte, ihn für Milben schuf! Unser Sein war sein Wille, unser Wohlsein sein Zweck. Denn vom Nutzen eines Dinges schließen wir auf seine Absicht.

Ich gehe weiter. Dieser Käse ist der beste unter allen möglichen. (Der Eigenthümer hielt ihn für versalzen.) Der

Beweis ist simpel. Hätte der Urheber einen bessern machen können, so würde er ihn vorgezogen haben. Warum sollte er das Vollkommene dem Mittelmäßigen nachsetzen!

Jener glänzende Körper, der aus ungemessener Ferne meinen Käse bestrahlt (hier lächelte die Milbe gegen das Talglicht), was kann er sein als unsere Laterne? Wie erquickend, wie wohlthätig ist sein Licht! Wie anpassend der Organisation meiner Augen! Ja, das Licht ist um der Milben willen gemacht!

Glückliche Milben! Ihr seid Mittelpunkt, Endzweck aller Combinationen der Welt. Euch erfreut das Licht, Euch duftet der Käse, Euch laden seine fetten Partikel zum Genuß ein!

Aber eben darum, weil Milben der Zweck sind, dem die Natur alle ihre Werke als Mittel subordinirt hat; eben darum, erhabene Milben, ist diese ephemerische Existenz nicht das ganze Erbtheil, welches die Natur euch beschieden hat.

Sollte sie nicht ewige Zwecke lieben? Sollte der Zirkel der Allnatur ohne seinen Mittelpunkt, worauf alle Strahlen sich beziehen, bestehen können? Nimmermehr! Milben, ihr seid zu den erhabensten Aussichten bestimmt. Eure Existenz in der Höhle des Käses ist nur der rosenfarbene Morgen eines schönen Tags, dessen Mittag eurer wartet.

Die sublimen Gedanken, welche jetzt meinen Geist beschäftigen, sind mehr als Wirkungen meiner Organisation. Es ist wahr, ich kenne meinen Körper, die innere Natur seiner Elemente, die Art ihrer Zusammensetzung beinahe gar nicht. Aber dennoch kann ich a priori bestimmen, welche Wirkungen aus dieser Zusammensetzung möglich sind und welche nicht."

So eben wollte die Rednerin von der Zukunft weissagen und die Natur der Käse, welche sie künftig bewohnen und zum Theil essen würde, aus unzähligen, wie sie meinte unumstößlichen Grundbegriffen der Milbenmetaphysik zu demon-

strixen beginnen, als der Zuhörer, vom Mitleid über ihre Mühe gerührt und um ihr eine langwierige Reihe Syllogismen zu ersparen, die Rednerin sammt dem Katheder, worauf sie stand, in den Mund steckte und verschlang.

Man sagt, sie habe noch zwischen den Zähnen des Würgers behauptet, ihre Erhaltung, ihr Wohl sei der Endzweck der Natur.

LXXXV.

Meditation.

Ich war in der Kirche: ein Fall, der sich nicht häufig ereignet. Nicht als ob ich den Gottesdienst flöhe: ich weiß vollkommen, daß es sehr ehrbar ist, wenn man sich dort sehen läßt; ich kenne die Salbung, welche im Worte Gottes liegt, wenn es einer seiner Diener von der Kanzel herab mit Geschick und Eleganz verkündet; ich habe unendliche Hochachtung vor dem Predigerorden. Allein es ist so kalt in unsern Kirchen! Wir sind noch nicht so klug, den Wintergottesdienst in geheizte Säle zu verlegen. Dann zerstreut mich auch die Decoration der Scene. Man will die Mode, Gala vor Gott zu machen, nicht abschaffen. Und außerdem kann ich den Kerl nicht leiden, der mit seinem Bettelbeutel herumläuft und mir die Lanze unter die Nase hält, wenn ich gerade in der erhabensten Begeisterung über die Phrasen des Magisters bin. Man sieht, daß ich Grundsätze liebe.

Ich merkte mir folgende Wendung der Leichenpredigt, welche ich hörte.

„Was ich euch, meine Freunde, von der göttlichen Haushaltung zu entdecken vermag, das ist, daß Gott nicht gern auf Morgen verschiebt, was er heute thun kann.“

Frappanter Gedanke! Die Götter wären also noch vorsichtiger als unsere Schulzen. Wahr ist es, es schien ein wenig anmaßend, daß sich der Magister zum Hausmarschall Gottes aufwarf. Es handelte sich nur um ein altes Weib, und so viel Verschwendung von Witz schien sie nicht werth zu sein. Indeß mußte man erstaunen, mit welcher Fertigkeit der Redner von diesem Satze auf das Lob der guten Haushälterin und dann der seligen Marey hinübersprang. Dieser Sprung machte mich schwindelig.

O Benjamin Schmolk, mein Held, mein Freund, mein Muster! Heil Dir! Du erschütterst den Geist nicht durch Seiltänzersprünge, bei Dir trifft man weder Witz noch Geschmack an! Ruhig segelst Du an der Küste des Evangeliums Matthäi entlang, treu dem Spruche: Selig sind die Einfältigen. Sei mir fortan was Du immer warst, mein Unterhalter beim Regen- oder Thauwetter, meine Zuflucht gegen kalte Kirchen und witzige Predigten!

LXXXVI.

Er und Sie.

„Sie heißen doch schwache Geschöpfe!“

„Weil sie vom Manne genommen sind. Die Männer sollten aber über diesen Gemeinplatz erröthen. Er ist eine Satire auf sie. Denn entweder müßt ihr eingestehen, daß wir nicht schwach sind, weil wir von euch gekommen sind, oder ihr müßt aufhören stark sein zu wollen, weil ihr jetzt von uns kommt.“

„Und er soll dein Herr sein!“

„So lautet nun freilich der Priesterspruch am Altare; aber Dingrecht bricht Landrecht. Der Besitz, den Adam von diesem Rechte im Paradies nahm, indem ihm Eva den Apfel reichte, ist wenigstens sehr unvollkommen.“

„Ihr Weiber seid unterthan euren Männern!“

„Nichts ist billiger. Aber der Spruch: ihr Männer seid discret! der unmittelbar vor jene Stelle gehört: „denn das Weib ist des Mannes Ehre“, fehlt vermuthlich durch den Unfleiß der Abschreiber.“

„Das Unheil kommt nicht vom Manne, sondern vom Weibe!“

„Hierüber läßt sich Manches reden. Erstlich ging das Verbot nur Adam an, denn es scheint, daß das Weib noch nicht erschaffen war, als es an ihn erging. Wenigstens wissen wir gewiß, daß sich Gott blos zum Manne ausdrückte: „davon ich Dir gebot und sprach, Du sollst nicht davon essen.“ Hinterher ist die Ausrede Adam's „das Weib betrog mich“, abgesehen von ihrer Unhöflichkeit, sehr fade, denn sie konnte ihn doch nicht zwingen. Freiwilligen aber geschieht nicht unrecht. Ueberhaupt liegt hier eine für euch, meine Herren, sehr kritische Alternative. Entweder

war das schöne Geschlecht schon erschaffen, und dann scheint's, Gott habe dessen Vollkommenheit zu gut erkannt, um ein Verbot gegen die fatale Frucht nöthig zu finden, weil er es nur dem Manne ertheilte. Oder wir waren noch nicht da, und dann müßte Adam die unverzeihliche Sottise begangen haben, Eva nicht ordentlich über den Baum zu unterrichten. Das erstere ist noch wahrscheinlicher als das zweite, denn Gott sprach: „Adam möchte sich gelüsten lassen." Von Eva besorgte er das nicht."

„Allein die Folgen beweisen, daß die Schuld auf sie fiel."

„Wie so? Wägen wir die Dinge gegeneinander ab. Wir wurden zu Geburtsschmerzen verdammt, das ist jedoch eine vorübergehende Strafe. Euch dagegen ist lebenswierige Arbeit auferlegt. Diese Strafe ist offenbar härter. Erinnert euch, daß Er zur Verantwortung gezogen ward, nicht Sie."

„Aber beide wurden ausgetrieben."

„Wer weiß das? Vielleicht fragte sie der Engel: Madame, wollen Sie nicht Ihrem Herrn Gemahl Gesellschaft leisten?"

LXXXVII.

Die Wirthshaus-Monarchen.

Bei den Trödlern in der Straße la Mégisserie zu Paris findet man ganze Magazine alter Schilder und Bilder für Wirthshäuser und Schenken. Hier schlafen alle Monarchen von Europa nebeneinander. Ludwig XVI. und Georg III. küssen sich brüderlich; der König von Preußen liegt auf der Kaiserin Theresia, Kaiser fraternisiren mit kleinen Fürsten, der Turban ruht auf der dreifachen Krone.

Irgend ein Zapfenwirth kommt, stößt die gekrönten Häupter mit dem Fuße durcheinander, und wählt endlich den König von Polen. Er zahlt zwölf Sous für ihn und trägt ihn zu einem Anstreicher. „Ueberwischen Sie den Kerl ein wenig", spricht er: „und schreiben Sie darunter: zum Eroberer."

Ein anderer Winkelschenke hat Gefallen an einer Königin. Wenn sie nur einen vollen Busen hätte! Er kauft sie aber und befiehlt dem benachbarten Maler ihr zwei Brüste anzupinseln, die ein Blinder auf eine Meile hin unterscheidet.

Der Dritte findet einen römischen Kaiser. „Wie machen wir einen Ludwig XVI. daraus?" frägt er den Maler. Dieser tilgt mit einem einzigen Striche den Bart aus und klext auf den Kopf eine Perücke. Nun ist Ludwig XVI. fertig.

Alle diese königlichen Gestalten führen einen trotzigen Blick. Nicht Einer lächelt das Publicum an. Eine heroische Nase, ein paar starre Augen, eine mächtige Stirn, dies ist die Physiognomie des Einen wie des Andern.

Der Pöbel zecht und tanzt unter dem erlauchten Auge dieser Monarchen, die sich zu ihrer Lebenszeit öfter nur be-

kriegten, weil sie, wie ein gewisser Herzkündiger sagt, niemals das Glas zusammenstießen.

Wenn ich nun diesen Trödelkram betrachtete, wenn ich sah, wie die Fürsten ohne Rang untereinander lagen, wie man sie zerrte, feilschte und in die freie Luft hing; wenn ich ihr Schicksal erwäge, von einer Schenke zur andern zu wandern und ihre Zeit in der Gesellschaft von Lumpenhunden und Bootsknechten hinzubringen; wenn ich auf die drolligen Namen blickte, die sie sich von den Anstreichern, den gebornen Feinden der Orthographie, geben lassen mußten; wenn mir dann ihre letzte Bestimmung einfiel, zu Wegweisern für Trunkenbolde und Fiedler zu dienen, so stellte ich mir vor, wie es lauten müßte, wenn diese entpurpurten Fürsten in ein Gespräch mit einander träten.

Möchte es, zum Beispiel, nicht ungefähr so ausfallen?

Königin Cleopatra.

Wie ist Euer Liebden zu Muthe?

König Salomo.

Uf!

Die Vorige.

Nicht wahr, eine grausame Metamorphose!

Pharao.

Noch leidlich, wäre sie die einzige! Aber —

Cleopatra.

Ich verstehe Sie, durchlauchtigster Vetter. Wie, wenn uns die Geschichte so darstellte, wie diese Klexer! Hm!

Pharao.

Das ist's, wovor ich zittere.

Salomo.

Beruhigen wir uns, einst muß der wahre Maler kommen!

König David.

Desto schlimmer!

Cleopatra.

Schah Salomo meint nicht den, der den Pinsel führt, sondern die Feder.

David.

Hui! Eben das ist es, womit uns das unbarmherzige Schicksal droht. Das ganze Jahr über die Sonne und den Regen im Nacken zu haben, an einer Windstange zu schaukeln, die Vorübergehenden anzublöken, ist noch erträglich gegen die Gefahr unter eine Feder zu fallen.

Die drei Mohren.

Man muß gestehen, der Gedanke an die Nachwelt ist terribel. Was uns aber trösten muß ist, daß die Schriftsteller niemals unter sich einig sind, der ewige Widerspruch, der unter ihnen besteht, läßt sie den wahren Gesichtspunkt verlieren.

Der Papst.

Ah, sie würden ihn in der Stimme des Volks wieder finden, diesem eben so getreuen als unerbittlichen Richter der Großen. Sehen Sie, meine Söhne, dort bei jener berühmten Brücke die Bildsäule Heinrich IV.? welcher Unterschied zwischen der Miene, die sie macht, und der unsrigen!

Salomo.

Zwischen dem Schicksal in die Hand eines Pigal zu fallen und in die Hand eines Schmierers muß freilich ein Unterschied sein.

Papst.

Täuschen Sie sich nicht, König, betrachten Sie die göttliche Verehrung, die diese Bildsäule seit länger als einem Jahrhundert vom Volke genießt: sie müßte immer eine nachdrückliche Lection für Fürsten sein, wenn es auch keine Feder gäbe.

Ein Unbekannter.

Fatales Loos der Könige! Geschichtschreiber, Maler, Nachwelt, Anstreicher, Volk: wie viel Furien, die euch am Ufer Acheron's erwarten!

Alexander der Große.

Und gleichwol finde ich noch eine schmeichelhafte Idee in unserer Situation.

Cleopatra.

Scherzen Sie, Vetter?

Alexander.

Es ist die, daß die Welt noch nicht darauf gekommen ist, uns mit Stillschweigen zu übergehen. So grausam es auch ist nach seinem Tode entthront zu werden, und entweder als Tyrann oder als Narr bald auf einem Schilde, bald in einem Buche da zu stehen: so ist's noch weit unerträglicher vergessen zu sein. Der schlimmste Streich, den das Schicksal für die Herrscher aufgehoben hat, ist der, wenn sich die Geschichte einst entschließt, ihre Namen auszustreichen — ein Zug, der die Strafe der Nerone, der Tibere, der Philipp von Castilien, der Karl IX. selbst noch übertreffen müßte.

LXXXVIII.

Simson's Biographie.

Eine Plaisanterie über Knittelverse.

Einst lebte vom Geschlechte Dan,
Und zwar in Zarea, ein Mann,
Der hieß Manoah, und das Weib,
Das er sich nahm zum Zeitvertreib,
War unfruchtbar, gebar ihm nichts.
Allein, das Buch der Richter spricht's,
Hört an! ein Engel Gottes kam
So überzwerch hin zur Madam;
Der sprach (wer weiß warum sie bat,
Und was er noch zum Sprechen that?),
Dir wird, dein Flehen ist erhört,
Im neunten Mond ein Sohn bescheert;
Doch trink bei Leibe keinen Wein,
Iß nur was kauscher ist und rein,
Und keinem Messer sei's erlaubt
Zu scheren deines Buben Haupt:
Denn ein Verlobter Gottes ist
Der Knabe schon, der Brei noch frißt.
Da kam das Weib und sprach zum Mann:
Mein Herr, aus dem Geschlechte Dan,
Mir hat in der vergangnen Nacht
Ein Engel gute Botschaft bracht.
Ich fragt' ihn nicht: wohin? woher?
Es war ein derber Engel; er
Sah scheuslich aus, mir graute sehr.
Er sprach: wirst einen Sohn gebären,
Doch darfst du ihm den Kopf nicht scheren.

Er wird ein Liebling Gottes sein;
Iß nichts Unreines, trink nicht Wein!
Manoah war ein guter Tropf,
Ihm wurmt es nicht in seinem Kopf;
Er bat, nicht etwa: Herr Gott sei
Doch gnädig einem — Hahnerei!
Nein: laß den Mann doch wiederkommen,
Der Trost zu meinem Weibchen sprach,
Und dann der Unfruchtbaren Schmach
So gnädig ihr hat abgenommen.
Der Herr erhört ihn; zu dem Weib
Kam noch einmal zum Zeitvertreib
Der Engel. Sie war ganz allein;
Wird wol die Schäferstunde sein?
Doch schlich sie endlich, rief den Mann;
Da kam ihr Herr vom Stamme Dan
Und frug: was mach' ich mit dem Knaben,
Den ich, wie Du versprachst, soll haben?
Der große dicke Engel sprach:
Kommt meiner Vorschrift pünktlich nach;
Nie eß' er Schinken, nur was rein
Ist ihm erlaubt; durchaus kein Wein!
Manoah und sein Weibchen baten
Den Engel auf Salat und Braten;
„Die Kraft, die Du — wegprophezeit,
Wird durch den Braten Dir erneut!"
Allein der Engel acceptirt
Den Bock nicht, den sie offerirt. —
Zuletzt wird denn der Sohn geboren;
Es blieb der Kopf ihm ungeschoren.
Bei Esthaol und Zarea
Trieb ihn der Geist des Herrn. Sela.
Nach Timnath ging Papa, Mama
Mit ihm, wo er ein Mädchen sah,
Von dem der Geist des Herrn ihm sagt,
Es sei gerad' für ihn gemacht.

Hier reißt er eine Katz' entzwei
Und schwört, daß es ein Löwe sei.
Drauf zog nun flugs ein Bienenschwarm
In dieser todten Katze Darm.
Doch Simson nahm den Raub und fraß
Den Honig aus des Murners Aas.
Nun gab er Räthsel auf: Ihn trieb
Der Geist des Herrn. Zu Asklon hieb
Er dreißig Männer kurz und klein,
Doch trank er weder Punsch noch Wein,
Noch konnte Simson nimmer ruhn;
Er fing dreihundert Füchse nun,
Und kehrte einen Schwanz zum andern,
Und ließ mit Feuerfackeln sie
In's Kornfeld der Philister wandern.
Dreitausend Männer zogen nun
Nach Etham, um ihm Leids zu thun;
Sie banden ihn. Allein den Strick
Riß er entzwei im Augenblick.
Bald fand er einen Eselsbacken,
Der faul war. Sie zu schabernacken
Schlug er damit wol tausend Mann,
Daß keiner wieder aufstehn kann;
Die hielten alle mäuschenstill,
So lang' der Esel schlagen will.
Drauf ward er durstig, welche Noth!
Da schrie er auf zu seinem Gott;
Der spaltete ihm einen Zahn
Im Eselsbacken — lobesan!
Und Wasser quoll mit einem Sprung
Hervor, dem Held zum Labetrunk.
Zu Gasa hurte er; man paßt'
Hier auf den ungebetnen Gast.
Da hob er gar das Stadtthor aus,
Und trug's auf einen Berg hinaus.

Drauf schlief er nun am Bach Sorek,
Denn er war ein verliebter Geck,
Bei einer Jungfrau Delila.
Hier riß er zu der Seiler Trost
Der Stricke viel entzwei erbost,
Weil man den starken Bengel band,
Wenn man ihn in flagranti fand.
Das Allersonderbarste war,
Daß seine Kraft saß in dem Haar.
Nun stach man ihm die Augen aus,
Und zwang ihn, unter einem Haus
Zu musiciren. Auf dem Dach
Befanden sich dreitausend Mann,
Die Fiedler Simson spielen sahn.
Da that es plötzlich einen Krach,
Er packte die zwei Säulen an,
Worauf das Haus stand — lobesan!
Und bückte sich — gewachsen war
Nun abermals sein Wunderhaar —
Das Haus stürzt' ein: Zerschmettert sind
Dreitausend und Manoah's Kind.

LXXXIX.

Kleine Züge ohne Titel.

1.

Einst fiel Harun al Raschid auf den Gedanken zu reisen, um sich und Andere glücklich zu machen. Er nahm einen fremden Namen an. So hoffte er, im genauesten Incognito zu bleiben. Ach, es ist der einzige Irrthum, den er in seinem Leben beging! Ganz Arabien war von seinem Ruhme erfüllt. Sobald man ihn sah, so erkannte man ihn. Tugend mit Bescheidenheit gepaart ist stets der Herold der Größe.

2.

Wie viel sitzen im Rathe der Zehn? fragte König Ludwig XV. den venetianischen Gesandten, indem er bei dem Rundgange im gewöhnlichen Sonntagszirkel zu Versaille ihn erblickte.

Vierzig, Sire, erwiederte der Diplomat.

Die Könige fordern zum öftern, daß man ihnen ungereimt antworte, und so sicher ist darin die Unterwürfigkeit der Höflinge.

3.

„Endlich, meine Lieben im Herrn, zeigen sich die Gerichte der Vorsehung. Die stolze und unversöhnliche Feindin der Tochter Karl's des Großen, jene Furie, welche seit zweihundert Jahren die Grundsätze der Weisheit und die Freiheit der gallicanischen Kirche verfolgte, ist zu Boden geschmettert. Ein unwiderstehlicher Machtzug des Schicksals vernichtete sie. Et vox Citharoedorum et musicorum et tibiae ac tubae Canentium non audientur inde amplius spricht der heilige Geist in der Offenbarung St. Johannis Cap. 18 Vers 22.“

So perorirte der Universitätsrector zu Paris, Herr Fourneau, in einer Predigt bei den Mathurinern zur Zeit der Jesuitenvertreibung.

Des andern Morgens aber erhielt er ein Lettre de Cachet, das ihn nach Fontainebleau zum König forderte. Bevor er jedoch zur Audienz gelangte, ertheilte ihm der Kanzler in Gegenwart vieler Hofherren einen heftigen Verweis über die Obscönitäten seiner Zunge.

Der gute Mann wußte sich durchaus nicht in die Abfertigung zu finden, und bat den Minister deshalb um Aufschluß. Umsonst; dieser polterte unaufhörlich von Aergernissen, Schmutzereien, von dem Mißfallen des Königs, ohne sich im mindesten zu erklären.

Endlich erbarmte sich der anwesende Herzog von Ayen seiner. Er fragte ihn, ob er jene Rede vielleicht bei sich trüge.

Der Rector bejahte und zog sie hervor.

Nun behauptete der Kanzler, daß eine Stelle aus dem Aretin darin befindlich sein müsse. Doch konnte er sie nicht citiren, und nun prüfte man den Vortrag von Anfang bis zu Ende auf's genaueste, entdeckte aber nichts darin aus dem Aretin.

Verdrießlich darüber forderte der Minister Herrn Mesnard, den Referendar des Conseils, herbei, der die Sache zur Anzeige gebracht hatte, und verlangte von ihm weitere Erklärung.

Da befand sich denn der Referendar in der größten Verlegenheit seines Lebens. Er verstand sich nämlich auf Alles nur nicht auf Latein, und so stotterte er blos etwas von „Cynique“ und „Quitarre“ hervor, und der Minister stotterte es ihm nach.

Kurz, es war eine der erheiterndsten Scenen von der Welt, wie der Kanzler, der Referendar und die Herren vom Hofe dastanden ohne die lateinische Rede eines Rectors lesen und verstehen zu können, die sie doch tadeln wollten. Nie-

mals ereignete sich zu Fontainebleau eine merkwürdigere Albernheit.

Endlich wandte man sich an Fourneau selbst, daß er seine Rede laut vorlesen möchte. Es geschah, und wie er an die Stelle gelangt: „Citharoedorum etc." sagt der Minister: „N'est ce pas, Monsieur Mesnard, que voilà le trait en quéstion . . . Eh bien que vouléz vous dire par ce Quitarre?"

Also war der Schlüssel gefunden. Es stellte sich heraus, daß entweder ein Spaßvogel oder ein heimlicher Jesuitenfreund, der sich auf die Luft am Hofe verstand, Herrn Mesnard in's Ohr geraunt, indem er das „Citharoedorum" verdrehte, der Rector hätte einen Vers aus dem Petron auf die Kanzel gebracht:

— — — Cynaedorum lusus

— — — — —

Mesnard, dessen Stelle zu gut dotirt war, um Latein nöthig zu haben, packte diese Anzeige ohne Weiteres ein und übergab sie dem Minister. Dieser verwechselte den Petron mit dem Aretin, weil er diesen wahrscheinlich besser kannte als den andern, und so entwickelte sich eine Posse, über die man noch viele Jahre zu Versaille lachte, und welche in den Jahrbüchern des französischen Hofs kaum ihres Gleichen hat.

4.

Ein Prinz hatte den besten Theil seines Lebens mit Prüfung der christlichen und jüdischen Religionslehren zugebracht und sich schließlich ganz den Anschauungen der Vernunft zugewendet. Eines Tages bemerkte ihm Jemand, es wäre Schade, daß er sich nicht entschlossen etwas zu schreiben. „Wenn ich jemals Lust spürte Schriftsteller zu werden", versetzte er, „so würde ich nur eine Vertheidigung der Bibel gegen die Theologen verfassen."

5.

Frau von Cavanac, vordem Mademoiselle de Romans, war ihres Sohnes halber, des Abbé von Bourbon, natürlichen Sohnes Ludwig XV., verbunden, ihre Salons der Geistlichkeit offen zu halten, und diese glänzten von Prälaten, Chorherren und geweihten Platten aller Gattungen. Herr von Cavanac aber, ein lüderlicher Patron, spielte seit einiger Zeit den mürrischen Ehemann.

Eines Abends läßt er sich's beikommen, seine noch immer schöne Frau bei einem Tête à Tête im Unterrock mit dem feurigen und galanten Abbé Boisgelin, Generalvicar von Aix, zu überraschen. Er wird darüber brutal und gebraucht seine Rechte so stark, daß seine Frau an's Fenster stürzt, und die Wache um Hilfe herbeiruft.

Dadurch wurde die Affaire öffentlich. Der Hof erfährt sie und der Graf Maurepas fordert den Abbé Boisgelin vor sich, um ihm den Text darüber zu lesen, daß sich ein Geistlicher um die Mitternachtsstunde mit einer hübschen Frau allein betreffen läßt. Der Abbé nennt eine Reihe Prälaten, von denen alle Welt Gleiches wisse, ohne daß man sie zur Verantwortung gezogen. Was den Einen hinginge, meinte er, müsse auch den Andern so hingehen. „Mit Nichten", versetzte der Minister launig, „warten Sie so lange bis Sie Prälat sind."

6.

Unter die zahlreichen sinnvollen Einfälle der bekannten Frau von Tencin gehört auch folgender: Die Geschichte, sagte sie, ist nichts mehr als ein Roman über Begebenheiten, während die Romane sehr oft die wahre Geschichte des Menschen enthalten.

7.

„Weder das Electrum, noch der Magnetismus, noch die Aeronautik, noch irgend ein anderes Phänomen ist's, worüber man sich wundern darf; sondern wie ohngefähr eine

Billion Menschen, die über die Erde ausgestreut sind, sich entschließen konnte, ihren Hals dem Joche eines Hundert Einzelner zu unterwerfen, die man Könige nennt." So pflegte Halil Hamid Pascha zu Constantinopel zu sagen, ehe ihn der seidene Strick überraschte.

8.

Bei der größten Originalität ist man häufig nichts als ein Plagiarius. Wer hätte gedacht, daß man in der Rathsbibliothek zu Genf ein Buch entdecken würde, und zwar vom Jahre 1584, worin das System von der Gravitation und die Anwendung derselben auf den Weltbau haarklein enthalten!

Dieses äußerst merkwürdige Buch nennt sich: „Tractatus de motu. Par Michel Varro. Geneve chez Jacques Stoir. MDLXXXIV.“

Es wäre also 48 Jahre älter als die Dialogen des Galilei und 82 Jahre älter als Newton. Und gleichwol läßt sich 48 × 82 darauf wetten, daß es weder dem Einen noch dem Andern bekannt gewesen.

XC.

Kaiser Karl V. als Esser.

Indem ich die Geschichte Karl V. aufschlage, fällt mir as bekannte „paulo immoderatius cibum sumebat“ des Sepulveda ein. Diesen Zug konnte ich niemals mit dem kränkelnden und gichtbrüchigen Körper, welchen die Geschichte dem Kaiser sehr früh giebt, noch mit der Seelenverstimmung zusammen reimen, die ihn wahrscheinlicherweise beständig verfolgte.

Da erinnere ich mich einer in meinem Besitze befindlichen handschriftlichen Chronik der Stadt Schwäbisch-Hall, welche die Geschichte eines Besuches Karl V. daselbst enthält und meinen Scrupel ganz auflöst: eine seltsame und in mancherlei Hinsicht merkwürdige Geschichte.

Es war auf der Reise, die der Kaiser 1541 aus den Niederlanden nach Regensburg unternahm, um jenen Reichstag abzuhalten, der wegen seiner Ueberflüssigkeit so berühmt ist. Karl führte wie gewöhnlich einen prächtigen Hofstaat mit sich. In seinem Gefolge zogen die Könige von Portugal, England, Schottland und Dänemark, der päpstliche Nuntius und eine Menge Reichsfürsten und Grafen. Nicht zu übersehen war die Reihe der Maulthiere und Wagen, welche ein unermeßliches Geld nachschleppten.

Als er das benachbarte Hohenlohesche betrat, empfing ihn der regierende Graf Albrecht an der Spitze von sechszig Cavalieren und ritt ihm vorauf. An der Grenze der Stadt präsentirte er ihm den in Galakleidung aufgestellten Magistrat, und weil sich der Monarch wegen des Heimganges seiner Gemahlin Isabelle von Portugal in Trauer befand hatten sich auch die Rathsherren in lange schwarze Mäntel gehüllt, und selbst die paradirende Bürgerschaft trug schwarze Helmbüsche. Ebenso spielte die voranschreitende Musik einen gedämpften Trauermarsch, so daß der Einzug, wie sich die Chronik ausdrückt, völlig die Physiognomie einer Augustiner-Prozession annahm.

Der Kaiser logirte beim sogenannten Stättemeister.

Andern Tags speiste er allein zu Mittag; doch ließ er alle Thüren öffnen und Jedermann durfte ihm zuschauen.

Hier nun folgt, was ihm aufgetragen wurde.

„Und habe ich," sagt der Autor der Chronik, „Se. Majestät ohne alle Pompa tischen und nebst vielen andern ehrlichen Hallern folgende Speisen auftragen sehen:

Weinbeer und Maischmalz;
Gebratene Eyer;
Zween dünne Eyerkuchen;
Gedämpfte kleine Rüben;
Gebackene Schnitten;
Einen gedeckten Brey;
Eine Torte;
Eine Erbissuppe, mit Mark grob eingeschnitten und mit Erbis wohl übersäet, wohl geschmälzt, und eine dürre Forelle mit verlohrenen Eyern darauf;
Gelbe Stockfisch, weiß in Schmalz gesotten;
Blaue Karpfen;
Gebackene Fisch; etwas dabei wie Pomeranzen;
Süße Hecht;
Gestoßene Körner mit Mandeln; dabey gebackene Rogen;
Reiß in Mandelmilch;
Bratfische mit Kapern;
Ein erhebt Gebackenes, wie ein Fladen;
Birn, Pfefferkuchen und Confect.

Se. Majestät aß, Gott seegne es ihnen, waidlich, und that nur drei Trünke aus einem Venedischen Glas. War überhaupt gar keine Pracht. Nach dem Essen aber ließen sie dero Gefolge, nehmlich die Könige, Fürsten und Grafen, nebst dero Kanzlern und Hofleuten hereinkommen. Mit diesen unterhielten sie sich nun stattlich."

Es ist also klar, daß die Geschichte Recht hat: daß Karl eben so heldenmüthig aß als er sich schlug.

Die Stadt machte jedem der drei kaiserlichen Kanzler (dem Cardinal Granvella, dem Minister Naves und dem Secretair Obernburger) einen massiv goldnen Becher zum Geschenk.

XCI.

Ueber das Brod.

Ein Sicilianer, Diodor, ist der Aelteste, der des Brodes gedenkt, denn alles Uebrige gehört zu den Fabeln. Er sagt, eine gewisse Landdame, Frau Ceres, hätte zuerst den Gebrauch des Korns, das zuerst wild wuchs, entdeckt.

Vermuthlich waren es Spelt und Weizen, welche am frühesten, und zwar in Persien, angebaut wurden. Von dort kam diese Kunst nach Egypten.

So viel weiß man, daß ein gewisser Egyptus, der entweder Eroberer oder für seine Zeit ein großer Physiokrat war, und den die Nachwelt Bacchus nannte — so dankbar zeigte sich das menschliche Geschlecht, daß es seines Wohlthäters Namen vergaß — die Kornkultur einführte, das heißt, den Feldbau in eine Theorie brachte.

Durch dies Genie verbreitete sich die Bäckerkunst, erstlich im Orient, dann im Occident.

Der erste Europäer, der sich auf den Feldbau legte, war ein thessalischer Bauer Namens Triptolem.

Die Welt empfand das Verdienst dieser Erfindung sehr bald. Man feierte ihr zu Ehren Feste, die man Tesmophorien nannte und Nachahmung erlangen sollten.

Während man in einem Theile Afrika's und Europa's Brod, oder vielmehr Kuchen aß, genoß man in Asien und Amerika Reis, die Kassave, die Aronwurzel und Sago, welche Pflanzen, wie es scheint, seit undenklichen Jahrhunderten und weit vor dem Brode dort bekannt waren.

Völlig gewiß ist, daß der Kornbau aus Griechenland nach Sicilien und Italien kam. Von hier aus erhielten Wir ihn.

Unendliche Schicksale hatte das Brod, bis es zu der

Form und dem Geschmacke unserer Tage kam. Eins der merkwürdigsten ist, daß es einst Gegenstand gerichtlicher Verfolgung wurde.

Ein Kammermädchen der Maria von Medici erfand nämlich das sogenannte Milchbrod, welches die Königin so gern aß, daß es ihr tägliches Confect ward und deswegen den Namen pain à la reine erhielt.

Nur wenige Köche in Frankreich verstanden es zu bereiten und machten ihr Glück damit. Das aber verdroß die ehrbare Bäckerzunft. Sie brachte die Geistlichkeit auf ihre Seite und denuncirte das Milchbrod als gefährliche und üppige Speise bei Gericht.

Nun entstand ein gewaltiger Streit im Publicum. Die Theologen verlästerten die Milchbrödchen als Leib und Seele verderbende Leckerei von der Kanzel: einen ganzen Monat lang ward in Paris über nichts als die Milchbrode gepredigt. Man behauptete, sie erweckten Wollust, unreine Gedanken, sündhaften Appetit und Zauberei.

Dazu trug nun eine gewisse phantastische Spielerei der damaligen jungen Männer bei. Man ließ nämlich den Namen seiner Geliebten darauf anbringen und betrachtete diese Milchbrödchen dann als ein artiges Geschenk, das die Herzen erobern müsse.

Andererseits fand das unschuldige Milchbrod seine Partner und Gegner auch unter den Arzneigelehrten. An der Spitze der letztern stand der famose Gui Patin, jener berühmte Pedant, der zu der Menge seiner Lächerlichkeiten noch die hinzufügte, daß er aus medicinischen Gründen nachweisen wollte, wie gefährlich das Milchbrod der öffentlichen Sicherheit wäre.

Gegen ihn erhob sich Perrault, das angefeindete Backwerk zum großen Beifalle der feinen Welt in Schutz nehmend. Nichts war lustiger als dieser Krieg. Die beiden Streithähne gaben sich die schnurrigsten Blößen: Gui Patin, der nichts als Griechisch verstand, berief sich auf des Hippo-

krates angeblichen Ausspruch, daß alle Gährungen dem Menschenleibe schädlich seien; Perrault, der blos Lateiner war, citirte Plinius, der die Hefe lobt.

Das ereignete sich im Jahre 1668.

Endlich legte sich das Parlament in's Mittel. Es ließ eine Anzahl Milchbrödchen herbeischaffen und verordnete deren chemische Untersuchung. Und nachdem es das Visum et Repertum in Händen hatte, brach es den Stab.

Das Parlament verbot mit großer Gravität die Anfertigung von Milchbrödchen.

Aber was geschah?

„Depuis le jour de la sentence
Plus de cent ans sont révolus,
Et la capitale de la France
Pour les seuls levains defendus
A mangé malgré l'ordonnance
Au moins un million d'ecûs;
En fin de Janvier en Decembre
Tous les matins nos magistrats,
Les procureurs, les avocats,
Les ducs et les marquis à l'ambre,
Les bourgeois, le petit collet
Jusqu'à la femme de chambre,
En prenant leur caffé-au-lait,
Sans crainte de la reprimande
Et sans avoir payé l'amende
Rendent hommage au pain-mollet."

So oft ich seit dem Entstehen dieser Verse meinen Kaffee nehme, fällt mir jedesmal ein, daß Nichts unter der Sonne ist, es sei noch so groß oder noch so geringfügig, so nützlich oder gleichgiltig, was nicht der Thorheit der Zeiten und Menschen seinen Zoll entrichten mußte.

XCII.

Zur Geschichte der Reliquien.

Wir wissen, daß das Feuer den Heiligen nicht schaden kann. Märtyrer, vornehmlich wenn sie mit Reliquien ausgerüstet waren, widerstanden dem siedenden Oel. Allein man hat kein Beispiel, daß sie dem Schwert widerstanden hätten.

Diese Beobachtung ist merkwürdig.

Die Geschichte, und hauptsächlich deren bewährtester Theil, die Legende, belehrt uns, daß die Märtyrer im Wasser oben schwammen, und daß sie durch glühende Oefen unverletzt hindurchgingen. Sie weiß hingegen kein Factum, daß einer dem Schwerte entwichen wäre.

Waren alle Henkerskünste an einem Heiligen verloren, so entschied doch das Schwert. Dies verfehlte seinen Mann nie. Es blieb daher stets die Ressource der Henker und ihrer Brüder, der Tyrannen. Und Alles, was ein so Gestorbener erlangen konnte war, daß er wie der heilige Dionys mit seinem Kopfe unterm Arme spazieren ging.

Georg Castriotto, Scanderbeg genannt, gehörte zu den frömmsten und tugendhaftesten Sterblichen. Er that für die Religion mehr, als der heilige Bernhard und sämmtliche Malteserritter. Denn man weiß, daß Mahmud II., der Eroberer von Constantinopel zu sagen pflegte: „Wenn Der nicht gewesen wäre, so hätte ich den Venetianern den Golf auszusaufen gegeben und meinen Turban auf den Thurmknopf zu St. Peter gesetzt."

Papst Nicolaus IV. war auch bereit ihn heilig zu sprechen, wenn die Familie des Beg jene hunderttausend Scudi aufbringen konnte, ohne welche zu Rom keine Wunder geschahen, und ohne welche kein Heiliger in's Paradies einging.

Castriotto kam bekanntlich aus acht und zwanzig wüthenden Schlachten unversehrt zurück. In diesen hatte er, wie uns sein Adjutant und beständiger Kampfgenosse, Tanusio, versichert, über zweitausend Türken mit eigener Faust erwürgt, ohne sich in den Finger zu ritzen. Das ist doch Wunderthätigkeit! Auch leisten die Muselmänner, seine eigenen Feinde, ihm alle Gerechtigkeit, und dies ist gewiß ein unverwerflicher Beweis für seine Wunderkraft! Sie wallfahrten zum Grabe Scanderbeg's und glauben an seine Reliquien.

Zu letztern gehörte Mustafa Standhir-Pascha von Damas. Er trug ein Stückchen vom Steißbeine des großen Scanderbeg im Busen. Diese Reliquie hatte sich von Jagut-Arnaut, dem Zeitgenossen des Helden und einem seiner vertrautesten Freunde, der der Ur-Ur-Großvater des Paschas von Damas war, in der Familie fortgeerbt, und es war der allgemeine Glaube derselben, daß wer sie an sich trüge, unverwundbar sei. Weder Musketen- noch Kanonenkugel, weder Gift noch Strick könnten ihm etwas anhaben.

In einem so heiligen Geruch steht Scanderbeg bei den Ungläubigen selbst, er, der so arm starb wie ein richtiger Heiliger, und gegen dessen Andenken der Papst, dem er Krone und Leben erhalten hatte, sich so undankbar benahm, daß er ihn weder umsonst heilig sprechen wollte, noch seinem Sohne, dem der racheschnaubende Mahmud Land und Leute nahm, auch nur eine Pfründe verlieh.

Allein, wie bemerkt, Reliquien schützen zuverlässig wider Feuer und Wasser, nicht aber gegen das Schwert. Mustafa Standhir hatte die beiden letzten Kriege gegen Rußland durchgefochten, den ganzen Feldzug gegen die Oesterreicher überstanden, war bei allen Gefechten seines Corps an der Spitze gewesen und stets mit heiler Haut davon gekommen.

In der letzten Affaire nun, bei Braila, gerieth einer seiner Söhne, würdige Erben des Heldenmuths ihres Vaters, in russische Kriegsgefangenschaft. Oberst Gallo lernte ihn

kennen, und erinnerte sich dabei des Paschas, mit welchem er zu Smyrna bekannt geworden, als dieser noch eine Galeere commandirte. „Lebt Ihr Vater noch," fragte er den jungen Muselmann, „und führt er noch immer seinen Talisman bei sich?"

Allah! versetzte der Jüngling, er beschützte ihn in fünfzig Scharmützeln; doch endlich kam ein elender Chiaux mit einem Ferman vom Großherrn und legte ihm mit Einem Hiebe den Kopf vor die Füße.

Berichtigung.

Seite 79 Zeile 9 von oben lies 13. statt 11.
„ 316 „ 2 „ „ schalte als ein.

Druck von F. Heinicke in Berlin, Königgrätzerstraße 15.